Aus dem Leben und den Schriften des Ministers Freiherrn ...

Karl Friedrich Ledderhose


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Christliche

Biographieen

von

Karl Fr. Ledderhose.

Elftes Bändchen.

Aus dem Leben und den Schriften des Ministers
Freiherrn Friedrich Karl von Moser.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlun
1871.



F.C.v.Moser.

(59)

Aus dem Leben und den Schriften

des

Ministers Freiherrn

Friedr. Karl v. Moser.

Von

Karl Friedrich Ledderhose.

Mit Porträt und Facsimile Mosers.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung.
1871.

Vorwort.

Wenn Friedrich Karl von Moser, wie der Vater Johann Jakob Moser, sein Leben beschrieben hätte, so hätte ich schon längst dieses merkwürdige Leben bearbeitet, denn Lust hatte ich immer dazu, aber es fehlte mir an dem Material. Weder in den Druckschriften, noch in den hinterlassenen Papieren des Freiherrn fand ich eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens. Aber in seinen Schriften spricht er so oft von sich und von verschiedenen Ereignissen aus seinem Gange durch die Welt, daß ich glaubte, es lohne sich wohl der Mühe, diese Bruchstücke zu sammeln und zu verarbeiten. Ist doch ein Menschenleben, auch wenn es ausführlich behandelt ist, nur das Bruchstück eines Ganzen. So viele liebe Leser haben sich an dem Leben des Vaters und der Mutter Moser erfreut, daß ich hoffen darf, sie werden auch an dem Lebensgange des geistvollen, entschieden christlichen und kreuzgeübten Sohnes sich erquicken. Ja, es ist wahr, er war ein Oppositionsmann in der Politik, aber auf dem Boden des wahren Christenthums. Und in dieser Hin-

sicht und auf solchem Grunde dürfen, ja sollen ächte Christen, wenn es die Verhältnisse erfordern, Oppositionsleute sein. Aber die Oppositionsmänner unsrer Tage stehen äußerst selten in der christlichen Wahrheit, sondern vielmehr wider dieselbe. Möchte manch Einer in diesen Spiegel, welchen Mosers Leben und Gedanken vorhalten, hineinsehen und sich wahrhaft bessern. Das wünscht von Herzen

L.

Inhalt.

1.

Mosers Jugendgeschichte.

Was für ein interessantes, aber zugleich auch erbauliches Leben war das des Friedrich Karl Freiherrn von Moser!

Es ist deßhalb Jammerschade, daß der Mann, welcher gegen siebzig Schriften verfaßt hat, nicht dazu kam, seinen eigenen Lebensgang zu schildern. Es mögen ihn manche Gründe davon abgehalten haben. Er sagt selber darüber:

„Allemal ist es schwer, sein eigener Geschichtschreiber zu sein, so wie der größte Maler deßwegen nicht allemal mit gleichem Glück sein eigenes Porträt machen kann. Wir haben uns doch immer selbst am liebsten und setzen daher, wenn wir auch ehrlich genug sind, uns nicht selbst hintergehen zu wollen, wenigstens in Hintergrund und Schatten, was Vorne und als Hauptfigur in vollem Lichte stehen sollte. Selten ist die Aufrichtigkeit derer, welche nebst der Verirrung auch deren innere Ursachen und den ganzen Prozeß der Reue und Rückkehr zur Tugend beschreiben und so weit in sich selbst zurückgegangen sind, um ernstliche Betrachtungen über sich anzustellen, anbei Zeit, Muster und Gemüthsruhe genug gehabt haben, um sie im Zusammenhange aufzuzeichnen. Diese Möglichkeit erhält man gemeiniglich nur erst in den späten Ruhejahren des Alters, wo man aber nicht allemal mehr Lust und Liebe hat, seine Reisebeschreibung durch's Leben erst aufzusetzen, vielmehr froh ist, zu vergessen und das nahe Ende des Weges vor sich zu sehen."

Deßhalb findet er es dennoch dankenswerth, wenn es Männer giebt, die wie z. B. sein eigener Vater, ihr Leben geschildert haben. Die Hauptsache ist auch dabei unserm Moser das eine Nothwendige. Er spricht sich in dieser Hinsicht über die Biographieen gar trefflich aus:

„Und brauchbar sind sie alle, weil sie alle Gemälde von menschlicher Weisheit oder Thorheit, Stärke oder Schwäche aufstellen, uns sehen lassen, wie dieser an Ketten von Leidenschaften geschleppt, jener an seidenen Seilen geleitet wird, uns den sich selbst gelassenen Menschen, wie viel oder wenig er vermag, und den weisen Mann, den Christen, wie er durch Gott und Tugend alles vermag, auch noch im Leiden und Unglück die schöne reine Seele ist, bezeichnen, mit welchen Miserien und Kleinigkeiten sich die Menschen plagen, mühen und ihr Leben vertändeln, und auf einer andern Seite der große rechtschaffene Mann, seinen Grundsätzen getreu, durch alle Gefahren und Krümmen dieses Lebens mit festem Schritt auf seiner Bahn fortgeht, und — das Ziel erreicht; läßt uns sehen, wie die größten, weisesten, besten Menschen zuletzt nur an einem Gedanken, so die Ruhe ihres Geistes gewährt, haften bleiben, den Plunder von Größe und Ruhm von sich wegwerfen, klein werden, der Welt müde werden, und entkleidet von aller eigenen Gerechtigkeit, sich unaussprechlich freuen, wenn sie sich nur noch sagen dürfen: Mein Herr ist mit mir zufrieden, auch ich habe Barmherzigkeit gefunden."

Damit hat Moser in einigen Strichen sein Leben nach der innern Seite gezeichnet, und es bleibt deshalb ein Verlust, daß er sich nicht entschließen konnte, oder keine Muße gefunden hat, seinen merkwürdigen, verflochtenen und wieder aufgelösten Pilgergang zu schildern. Wir können daher nur Bruchstücke aus diesem reichen Leben den Lesern bieten.

Friedrich Karl Freiherr von Moser, aus dessen Leben wir Züge mittheilen wollen, stammte sowohl väterlicher, als mütterlicher Seits von Geschlechtern, die den Charakter der Ehrlichkeit an der Stirne tragen. Der alte Vater Johann Jakob Moser sagt in dieser Hinsicht: „Die Ehrlichkeit ist der Charakter meiner Familie. Dafür passierte mein seliger Herr Vater bei Jedermann. Diesen Charakter haben ich und meine Brüder beständig behauptet; und in diesen Fußstapfen wandeln Gottlob meine lieben Söhne auch."

Das Geschlecht der Moser reicht weit zurück. Schon im Jahr 1450 begegnet man einem gräflich würtembergischen Stallmeister Moser. Es giebt jedoch zwei Linien, die Valentin'sche und die Balthasar'sche. Ihnen beiden verlieh der treffliche Kaiser Maximilian II., welcher bekanntlich mit Herzog Christoph von Württemberg

in näherer Beziehung stand, den Adelstand mit dem Prädikat von Filseck und Weilerberg. Johann Jakob Moser stammte von der Valentinischen Linie her, und bediente sich des Adels vom Jahre 1721 an, aber nicht allzu lange, denn schon im Jahre 1733 schrieb er sich ganz einfach und ohne alle Zuthat Johann Jakob Moser. Er giebt uns darüber Aufschluß, wenn er sagt: „Nachdem ich von 1733 an die Ehre und Güter dieser Welt mit einem andern Auge anzusehen angefangen, habe ich es ebenso freiwillig wieder unterlassen.“ Den Adelstand hat Kaiser Franz im Jahr 1763 den drei Söhnen Mosers erneuert, und im Jahr 1769 hat Kaiser Joseph II. dem ältesten Sohne Mosers, eben unserm Friedrich Karl den Freiherrnstand beigelegt.

Wir müssen uns noch weiter nach den Eltern Karls umsehen, ohne ihre schon bekannte Lebensgeschichte zu erneuern. *) Aber es ist von Wichtigkeit, nicht blos die leibliche, sondern auch die geistige und geistliche Abstammung eines Menschen zu verfolgen. Einen Grundzug der Moser'schen Familie, die Ehrlichkeit, haben wir schon genannt, wir könnten noch eine ganze Reihe von natürlichen Tugenden, und auch Schwachheiten aufführen. Uns ist's aber besonders um die Gnade zu thun, welche die beiden Eltern Karls so herrlich auszeichnete, daß man sich noch immer daran erbaut. Was der zweite Sohn Mosers Wilhelm von ihnen sagt: „Meine beiden Eltern waren Jünger und Zeugen Jesu, wahre Kinder Gottes,“ das ist das beste Lob und der schönste Ruhm, der ihnen beigelegt werden kann. Das war Vater Moser und seine Ehefrau nicht immer.

Obwohl ohne Brod verlobte sich Johann Jakob Moser mit einer ehrsamen Jungfrau Friederike Rosine Vischer schon in seinem neunzehnten Lebensjahre, weil er nach dem Rathe des Apostels Paulus (1. Kor. 7, 9) nicht unordentlich leben wollte, wie er uns selber bekennt, und schon im Juni 1722 vollzog er das zwei Jahre vorher getroffene Eheverlöbniß. Es waren liebe Menschen, er freilich, wie er selber gesteht, eines heftigen, schnellen Temperaments, sie zart und sanftmüthig. Im Jahre 1733 jedoch wurden beide

*) Wir verweisen hiebei auf unsere Biographieen von Johann Jakob Moser und Friederike Rosine Moser, die in zweiter Auflage bei Carl Winter in Heidelberg erschienen sind.

jungen Eheleute zu Jesu Christo wahrhaft bekehrt. Er kommt mehrmals auf ihre Bekehrung eingehend zu sprechen, und kann dann nicht genug Gottes Gnade rühmen.

Ein Jahr nach ihrer Trauung wurde ihnen der älteste Sohn Friedrich Karl geboren. Der 18. Dezember 1723 war sein Geburtstag, und zwar in Stuttgart, wo sich die jungen Eheleute damals aufhielten. Die Erziehung Karls, so wie die der übrigen Geschwister war eine strenge, auch schon in der Zeit, von welcher Johann Jakob Moser bekennt:

„Uebrigens waren wir beide geistlich todt.“ Wie ganz anders wurde die Erziehung der Moser'schen Kinder, als die Eltern zum lebendigen Glauben an Jesum Christum gekommen waren! Hören wir doch darüber des Sohnes Karl herrliches Zeugniß in einem Briefe, den er an einen Freund schrieb: „Ist es ein nichts bedeutender Zufall, daß ich einen Vater hatte, dessen weiser Ernst meine jugendlichen Tritte gängelte, daß dieser Vater ein Mann war, der, durch die rauhen und mühsamen Wege der Erfahrung und des Nachdenkens gebildet, mir selbst durch Lehren und Warnungen, noch mehr durch sein eigen Beispiel, durch sein Thun und Nichtthun, durch seine Leiden, selbst durch seine Fehler — Fehler eines edeln Herzens — von dem ersten meiner Schritte in die Welt vorleuchtete?“ Anderswo sagt er in ähnlicher Weise: „Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm selbst geleitet, und von früher Jugend an in die Grundsätze des wahren Patriotismus eingeweiht zu sein. Noch mehr als seine Lehren und Unterricht leuchtete mir auf dem Weg meines Lebens sein Beispiel vor.“ Vater und Mutter harmonirten ganz in der Erziehung und Bildung ihrer Kinder, und der Herr hat es ihnen auch gelingen lassen, denn alle ihre Kinder wandelten auf dem Wege, welcher der richtige ist und zu dem herrlichen Ziele der Seligkeit führt.

Als Moser als geheimer Rath und Professor die preußische Universität Frankfurt an der Oder im Jahre 1736 bezog, war Karl dreizehn Jahre alt. Sein, so wie der übrigen Geschwister Lehrer war außer dem Vater, der damals wohl wenig Zeit zum Unterrichte fand, Christoph Schmidlin, ein gläubiger würtemberger Candidat, der es späterhin in seinem Vaterlande bis zum Consistorialrath und Prälaten

›on Alpirsbach gebracht hat. Auch trat Schmidlin durch Verheirathung mit der jüngsten Schwester Mosers als Glied n die Moser'sche Familie ein. Bei der reichen Begabung Karls ist es nicht zu verwundern, daß er in der häuslichen Erziehung einen reich gefüllten Schulsack erworben hat. Von Frankfurt zog er mit seinen Eltern nach Ebersdorf im Voigtlande.

Daß Vater Moser in Frankfurt schwer gelitten hat, erzählt er uns in seiner Selbstbiographie ausführlich. Wie wohl fühlte er sich daher in Ebersdorf, obgleich er sich sehr zu wehren hatte, die täglichen Bedürfnisse seiner zahlreichen Familie zu bestreiten, aber er lebte im rechten Glauben, und entwickelte daneben einen Fleiß in Herausgabe seines großen deutschen Staatsrechts, welcher wahrhaft Erstaunen erregt. Er rechnete immer die acht Jahre seines Aufenthalts in Ebersdorf zu den vergnügtesten und seligsten seines Lebens. Denn neben der Freiheit, welche er im Aeußerlichen hier genoß, fand er für sein Herz die reichlichste Nahrung. Die Zeit der Neubelebung der evangelischen Kirche in diesem und zum Theile im vorhergehenden Jahrhunderte hatte rasche Fortschritte gemacht und auch in der Gemeinde Ebersdorf nachhaltige Wirkungen hervorgebracht. Freilich drang in dem letzten Theil seines Aufenthalts in Ebersdorf die Verfassung der Brüdergemeine ein. Der einfache, nüchterne Moser, der so tiefe Erfahrungen der Gnade an seinem Herzen gemacht hatte, konnte sich in die Ueberschwänglichkeiten und Auswüchse, welche gerade damals die Brüdergemeine in ihrer Sichtungszeit zu Tage förderte, nicht finden. Es fanden sich noch manche große Männer der Kirche, wie Bengel und andere, nicht hinein. So geschah es denn, daß Moser eine schroffe Stellung gegen die Brüdergemeine einnahm. Das that auch überhaupt der sogenannte Pietismus, dem Moser angehörte. Er war ein ächter Pietist.

Seine Kinder jedoch, namentlich Karl und Wilhelm, von denen wir es gewiß wissen, waren und blieben Freunde der Brüdergemeine ihr Leben lang. Während Wilhelm die Ortsschule in Ebersdorf besuchte, schickte der Vater den älteren Sohn Karl in die Anstalt nach Kloster Bergen. Sie war damals berühmt und huldigte einem lebendigen Christenthum, die es von Halle aus namentlich durch August Hermann Francke befördert wurde. Die entschieden christliche Erzieh-

ung, welche Karl mit seinen Geschwistern im elterlichen Hause genossen hatte, sowie auch Kloster Bergen, wo solche Erziehung auf dem rechten Grunde fortgesetzt wurde, mögen in dem jugendlichen Gemüthe Karls tiefe Wurzeln geschlagen haben. Vater Moser hat uns seine eigene Bekehrungsgeschichte in seiner Selbstbiographie ausführlich beschrieben. Wie sehr wünschte ich, daß wir etwas Aehnliches und Ausführliches aus der Feder Karls über seinen innern Gang besäßen! Er ist ein ganzer Christ und ein Bekenner ersten Ranges. Da möchte man gerne den ersten Anfängen, den tiefsten Wurzeln solchen Glaubens und Lebens nachgehen. Beim Vater fand ein greller Uebergang vom Unglauben in den Glauben, ein wundersames Dringen aus der Finsterniß in das Licht statt, während Friedrich Karl wohl immer in der Taufgnade blieb und auf diesem frühe gelegten Grunde seliglich fortbaute.

Schon frühe bezog Karl die Universität. Der Vater wählte für ihn Jena, wohl nicht allein, weil diese Universität nahe lag, sondern wegen der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, welche dort für einen Rechtsgelehrten zu erlangen war, aber auch wegen des christlichen Geistes, der auch Jena damals berührt hatte. Wir dürfen nicht zweifeln, daß Karl in beiderlei Hinsicht profitirte. Vater Moser sagt in Beziehung auf seine Söhne: „Ich hielt sie, so bald sie von Universitäten kamen, sorgfältig vom Müssiggang, der so vielen jungen Leuten auf mancherlei Weise zum Verderben wird, ab, und zu nützlicher Anwendung der Zeit an. Den ältesten nahm ich anno 1743 mit nach Berlin, und anno 1745 auf den Wahltag nach Frankfurt, alsdann aber gab ich ihn dem rechtschaffenen Oberamtshauptmann in der Niederlausitz, Herrn Grafen von Gersdorf."

Beim Wahltage lernte Karl den Patriotismus des Pöbels kennen. Er erzählt es uns selber: „Als ich anno 1745 nach der Wahl Kaisers Franzens mit meinem lieben Vater aus der Bartholomäuskirche zu Frankfurt ging, ging unter dem zahllosen Gedränge von Menschen ein Tyroler vor uns her, der in dem Enthusiasmus der Freude, seinen Landesherrn zum Kaiser erwählt zu wissen, in sich hineinmurmelte: „Nu heut, will's Gott, will i mi au recht voll saufen."

Vater Moser war als Staatsmann bei dem erwähnten Wahlgeschäfte betheiligt. Friedrich Karl erzählt uns selber

einen Zug aus jenem Aufenthalte. Er machte nämlich die Bekanntschaft des kurtrierischen Ministers Georg Freiherrn von Spangenberg, eines Bruders des bekannten Bischofs der Brüdergemeine Spangenberg. Der Minister examinirte den damals neunzehnjährigen Studiosus Moser über seine akademischen Studien. Er wird dieses freiwillige Examen gewiß gut bestanden haben. Der Minister empfahl dem Jüngling besonders das Studium der Mathematik, weil es den Kopf aufräume und richtige Schlüsse machen lehre. Spangenberg erzählte, daß er als Magister eine Abhandlung über das Gewicht der Planeten geschrieben habe. Moser brachte dies nicht mehr aus seinem Gedächtniße, und als er den Minister, gebeugt unter den Lasten und Zänkereien einer Visitation des Reichskammergerichts in Wezlar im Jahr 1776 zum letzten Male sah, konnte er sich nicht enthalten, die Frage an ihn zu richten, ob Ihre Excellenz nun nicht noch einmal eine Disputation über das Gewicht der Planeten halten wolle? „Irrsterne genug!" war seine kurze Antwort.

Wir wissen auch von einem Zuge aus dem innern Leben Karls aus jener Zeit. Sein Bruder Wilhelm empfing nemlich am zweiten Osterfeste des Jahres 1746 zum ersten Male das heilige Abendmahl. Wilhelm war innerlich sehr ergriffen, wie er es uns selber in einem hinterlassenen Lebenslaufe erzählt. Da glaubte auch Karl ihm ein Zeichen seiner herzlichen Theilnahme darbringen zu sollen, es war ein Lied, das ganz im damaligen herrnhutischen Geiste und Style abgefaßt ist. Ich will nur Etwas daraus mittheilen. Es sind Gebetsworte an den Heiland:

„Bleib Du mir immer nah,
Bewahre Du mich da
Vor den Phantasieen,
Vor gut gemeintem Ja,
Vor überflüß'gen Mühen
Und vor falschem Licht,
Daß nun mein Gesicht
Stets auf Dich gericht."

Diese Gebetsseufzer fanden Erhörung beim Bruder Wilhelm, nicht weniger bei dem jungen Dichter Karl, wie beider Leben beweist.

Ueberhaupt hatte schon damals das Evangelium in dem Herzen Karls tiefe Wurzeln geschlagen. Außer seiner christ-

lichen Erziehung, die er genossen, außer der christlichen anregenden Umgebung, die er in Ebersdorf und Kloster Bergen gefunden, ist es besonders ein Mann, der auf sein Herz entschiedenen Einfluß gewonnen hat, der bekannte Hofprediger Steinhofer von Ebersdorf, von dem der Prälat Oetinger das merkwürdige Zeugniß ausstellt: „Steinhofer hatte etwas Unaussprechliches in seinem Wesen, das ich noch bei keinem andern Menschen gefunden habe." Doch lassen wir uns denselben von der Feder Karls schildern: „Dieser wichtige Knecht Gottes, durch dessen Dienst eine aus mehr als 300 Personen verschiedenen Standes bestandene Gemeinde wahrer Christen gesammelt und mit so großer Weisheit und Treue über 15 Jahre gepflegt worden, der Mann, so sich zu den verworrenen Begriffen des einfältigsten Laien mit der bewunderungswürdigsten Geduld herablassen und, um den Ausdruck zu gebrauchen, unter den Kindern selbst Kind sein konnte, der Mann, der in nächtlichen Gebeten für das Heil der ihm anvertrauten Seelen so oft in Thränen der zartesten Hirtenliebe zerfloß, aus dessen Mund Geist des Herrn wehete, wenn er uns den Gekreuzigten, als ob wir ihn sähen, vor Augen malete, dessen bloßer Anblick zugleich Ehrfurcht und Zufriedenheit erweckte, dieser Mann war ein wirklich schöner Geist, ein scharfsinniger Weltweiser, ein wahrer Freund der Wissenschaften, die er selbst in großem Grad besaß und sie zu dem Dienst seines Evangelistenamtes zu heiligen wußte. Er kannte den Menschen in allen Krümmen, Tücken und Falten seines Herzens, und diese moralische Kenntniß kam ihm in der besondern Behandlung der Seelen unendlich zu Statten. Er wußte, was so viele redliche Gottesgelehrte nicht wissen und nicht üben, er wußte das Temperament, die vorige Lebensart, den Stand, die jetzigen Beschäftigungen, die nahe oder entfernte Bestimmung eines Jeden, und die aus diesen Verhältnissen entstandenen besonderen Beschwerden, Untersuchungen und Anfechtungen auf das gründlichste zu unterscheiden und seinen Rath und Anweisung mit solcher Weisheit nach eines Jeden Umständen zu modifiziren, daß er allemal passend und dem, der ihm folgte, heilsam war. Von ihm konnte man mit Wahrheit sagen, was Hagedorn von seinem Freunde singt:

„Vergnügen und Verdruß darf man ihm frei bekennen,
Ihm frei den Gegenstand geheimster Wünsche nennen."

Wir sehen daraus, wie sehr Moser, dieser fein und wissenschaftlich gebildete Geist, zwar die Hauptsache, Christum den Gekreuzigten, wollte, aber doch auch eine schöne Form, gleichsam goldene Aepfel in silbernen Schalen, begehrte. Den grellen Unterschied sah er in Ebersdorf selber. Er erzähle uns auch das:

„Was geschah nach Steinhofers Hinweggang? Es kam Einer an seine Stelle, dessen ganze Pastoralklugheit sich darin zusammenzog, daß er alle ihm eröffnete Bedenklichkeiten kurzweg Vernunft schalt und alle Ermahnungen in dem einen Rath, „ein gutes Herz zu haben," zusammenfaßte. Sein Vortrag enthielt theure und verehrungswürdigste Wahrheiten, es waren aber, so zu sagen, alle seine Speisen in eine Schüssel zusammen angerichtet, so daß es mehr schon verdaut, als erst gekocht aussah. Oft war es nicht zu genießen. Was würde ein so gearteter Lehrer bei einem Freigeist ausgerichtet haben, wenn er den Anfang seiner Besuche mit dem schönen Rath gemacht hätte: „Er solle sich erst aller Vernunft begeben." Dieser Prediger, ein innig frommer Mann, der nach Steinhofers Wegzug Hofprediger geworden, hieß Clemens, von dem Wilhelm Moser sagt, daß durch seinen Dienst wahre Liebe zum Heiland in sein Herz gepflanzt worden sei.

Im Jahr 1747 trat Friedrich Karl in einen praktischen Lebensberuf. Sein Vater, welcher sich aus Ebersdorf fortsehnte, hatte von dem Landgrafen Friedrich Karl von Hessen-Homburg einen Ruf erhalten, als Geheimer Rath und Chef der Kanzlei in seine Dienste zu treten. Moser theilte dem Landgrafen aufrichtig die Grundsätze mit, nach welchen er seine Verwaltung führen werde und wie er sich überhaupt im Umgange mit großen Herrn bezeuge. Der Landgraf stimmte damit überein, und so siedelte denn Moser nach Homburg über. Seinen ältesten Sohn Karl nahm er als Kanzleisekretär in die Homburgischen Dienste mit. Verstand er doch am besten des Vaters Sinn und Weise, und war überhaupt ein in jeder Beziehung tüchtiger, brauchbarer Mensch. Das erkannte auch der Landgraf und ernannte ihn deßhalb zum homburgischen Hofrathe. Doch währte Mosers Aufenthalt nicht allzu lange in Homburg, denn wie sehr er auch auf Durchführung seiner Verwaltungsgrundsätze drang, erreichte er doch nichts. Es schlichen sich andere Geister in

das Zutrauen des Landgrafen ein, und so blieb Moser am Ende nichts übrig, als seine Entlassung zu nehmen. Der Landgraf, der sonst ein gutes Gemüth hatte, erkannte dies auch noch vor seinem Tode an, wie er schon früher die Grundehrlichkeit seines Ministers Moser gewürdigt hatte.

Moser entschloß sich nun, in Hanau „eine Staats- und Kanzleiakademie zum Dienste junger von Universitäten und Reisen kommender Standes- und anderer Personen" zu gründen. Bei Veröffentlichung seines Planes erhielt er von mehreren und zwar von bedeutenden und einflußreichen Seiten Aufmunterung. So eröffnete er denn wirklich am 1. November 1749 seine Anstalt, an welcher sich bald auch vornehme junge Herren einfanden. Er war selber natürlich der hauptsächlichste Lehrer dieses Instituts. Daneben leistete ihm aber auch sein reich begabter und geistvoller Sohn Friedrich Karl wesentliche Dienste. Hören wir ihn, sich über seinen Sohn aussprechen: „Bis dahin muß eben ich um so viel härter daran, und mich begnügen, daß ich meinen ältesten Sohn, Friedrich Karl Moser, zum Gehülfen habe. Dieser hat mich seit 1743 auf meinen Reisen an den kaiserlichen und den königlich preußischen Hof, und 1745 auf den Wahltag begleitet und ist von mir also in die Staatssachen eingeleitet worden. Er hat hernach bei dem Oberamtshauptmann zu Bautzen, Herrn Grafen von Gersdorf, und bei dem regierenden Herrn Grafen Reuß zu Ebersdorf als Sekretär Dienste geleistet; von dannen er von des Herrn Landgrafen von Hessen-Homburg Durchlaucht als Kanzleisekretär in Diensten berufen worden, letzlich aber als wirklicher Hofrath bei Ihnen gestanden ist, und ohnlängst durch seinen „Versuch einer Staats-Grammatik" dem Publikum gezeigt hat, daß er zu den bei dieser Akademie vorkommenden Sachen eine Anlage habe. Uebrigens aber heißt es bei ihm, wie bei andern auch Docendo discimus (durchs Lehren lernt man), und ich bin bei allen Stunden mit gegenwärtig, um Fehlendes zu ergänzen."

Die Akademie von Hanau begann zu blühen, und der Landgraf von Hessen-Cassel, zu dessen Gebiet Hanau gehörte, bezeugte dem Gründer sein gnädiges Wohlgefallen. Während dieser Zeit sondirte man ihn von Würtemberg aus, ob er nicht die Stelle eines Landschafts-Consulenten annehmen wolle. Dieser Antrag kam allerdings in keinen Vergleich mit den

verschiedenen höheren Stellen, die er bereits ausgeschlagen hatte, „aber ich wußte", sagt er, „wo es meinem Vaterland fehle." Aus Liebe zu demselben nahm er daher den Ruf an, und so uninteressirt war er, daß er, als man ihn befragte, wie viel Besoldung er verlange, zur Antwort gab, „was der Landschaft guter Wille sei." Und wie wenig Ehrgeiz ihn trieb, zeigt das schöne Bekenntniß von ihm: „Gleichwie ich aber meine Ehre seit vielen Jahren nicht mehr in Titel und Rang suche, so ließ ich auch meinen Geheimen Raths-Charakter in Hanau zurück, und da ich mich nicht schämte, Landschafts-Consulent zu sein, so schämte ich mich auch nicht, mich so nennen zu lassen." Von seinem ältesten Sohne, eben unserm Karl, schreibt er unterm 18. Februar 1751:

„Meinem ältesten Sohne ist von der Homburgischen Vormundschaft eine wirkliche Hofrathsstelle mit den ungemein schmeichelhaftesten und gnädigsten Bezeugungen angetragen worden. Er ist wirklich da." Vater Moser fühlte sich damals gedrungen, unter'm 7. Juni 1751 an seine acht Kinder ein ganz herrliches Schreiben zu erlassen, worin er seinen eigenen Glauben bezeugte und seine Wünsche für sie aussprach: „Wie schön und wahr ist's, was er darin sagt: „Ihr wisset selbst und ich habe es Euch vielfältig bezeuget, daß nicht nur meine erste und meiste Sorge für Euch nicht ist, wie ich Euch etwas Rechtschaffenes erwerben und ersparen, mithin so viel als möglich hinterlassen möchte, wie meine Söhne zu hohen Ehrenstellen gelangen und meine Töchter an vornehme und reiche Männer verheirathet werden möchten, sondern wie Ihr möget Christum kennen, und immer besser kennen lernen, in Ihm gewurzelt und gegründet werden, in Ihm selig sein und bleiben und immer mehr es werden in Zeit und Ewigkeit. Nicht, als wenn mir gleichgültig wäre, wie es Euch in dem Leiblichen ergehen möchte, sondern weil dieses nicht unsere Hauptsache ist, sondern das Trachten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, wobei wir die Verheißung haben, daß uns alsdann das Uebrige auch zufallen solle."

So zog er denn im Oktober 1751 nach Stuttgart auf seinen verhängnißvollen Posten. Sein ältester Sohn aber, wie wir gehört, war als wirklicher Hofrath in hessen-homburgische Dienste getreten. Die Wittwe des verstorbenen Landgrafen hatte als Vormünderin ihres minderjährigen

Sohnes ihn in diese Stellung berufen. In demselben Jahre 1751, in welchem sein Vater mit der Familie in sein Vaterland übersiedelte, zog Karl nach Frankfurt. Es waren nemlich zwischen Hessen-Homburg und Hessen-Darmstadt Streitigkeiten ausgebrochen, und es gelang dem jungen Hofrath, im Jahre 1752 einen Hauptvergleich zwischen den beiden Linien zu Stande zu bringen. Und auf welche Weise brachte er diesen Vergleich zu Stande? Darüber spricht er sich auf köstliche Weise im Jahre 1792 so aus: „Wenn ich in die Erinnerungen meines Weltlebens zurückgehe, so muß ich bekennen, daß ich in den schwersten und verwickeltsten und hoffnungslosesten Geschäften immer am glücklichsten, aber nur auch alsdann glücklich gewesen, wenn ich im kindlichen Aufschauen auf Gott, den Herzenskündiger und Herzenslenker, in leisem Horchen auf die warnende, leitende, befehlende Stimme meines himmlischen Genius, in Unterwerfung und Subordination seines Willens gegen die an Weltklugheit und Feinheit mir oft sehr weit überlegenen Menschen, mit denen ich zu handeln hatte, immer ganz gerad, ganz wahrhaft, ganz aufrichtig, ganz rund mich betragen habe. Ich erinnere mich noch mit Dank und Rührung gegen Gott dreier verschiedenen Negotiationen, deren Gegenstand ganz buchstäblich eine von Andern in Grund verdorbene und verzweifelte Sache betraf.

Die erste war schon nahehin 30 Jahre lang herumgeschleppt worden und es war auf ein Lotterieglück gewagt, nur einmal einen Versuch zu ihrer Rettung zu thun. Ich unterzog mich dem Geschäft mit Gehorsam und Vertrauen auf Gott, bekam mit einem in allen Kabinetskünsten geübten alten Staatsmann zu thun, legte ihm einfältig den ganzen Stand der Sache dar, sagte ihm ohne den mindesten Rückhalt: Das wollen wir und darin wollen wir nachgeben. Prüfen Sie nun selbst, ob Sie's thun können oder nicht? Wo nicht, so reise ich in ein paar Tagen zurück. Diese ganz kunstlose Sprache fand Eingang. Ich that noch mehr, sagte ihm vor die Stirne hin: Wann Sie nicht wollen, so werden wir Sie so und so zwingen. Der verständige Mann berechnete und fand die Möglichkeit der Drohung. In drei Tagen waren wir im Hauptwerk eins, und ich hatte den unaussprechlichen Trost, 30-jährigen Haß versöhnt zu haben."

Auf solche Weise ging es auch in den beiden andern

Fällen, die er bei dieser Gelegenheit erzählt. Gebet und Ehrlichkeit halfen. Wo er sich aber verleiten ließ, Zweideutigkeiten, Verstellung und Masken sich zu erlauben und den Listigen mit Gegenlist zu fangen, mißlang es ihm gemeiniglich. „Keine Schmach ist größer," bekennt er deßhalb, „als wenn die Welt, die in diesem Stück ein scharfes Auge hat, in einem Staatsmann, der sich Christ zu sein nicht schämt, einen doppelten Menschen erkennen zu müssen glaubt und leider finden sich solche. Der ganze sich stets gleiche, wahrhafte Christ wird aber auch von denen respectirt, die nicht so denken und handeln, wie er."

Bei diesen Verhandlungen lernte der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt die Tüchtigkeit des Hofraths Moser kennen und ernannte ihn noch in demselben Jahre, in welchem der Hauptvergleich abgeschlossen wurde, zu seinem Legationsrath bei der freien Stadt Frankfurt. Auch zwischen den beiden hessischen Hauptlinien Kassel und Darmstadt hatten sich Irrungen erhoben. Sie drehten sich um einen Theil der Grafschaft Hanau und um den Nachlaß des letzten Grafen von Hanau, dessen einzige Tochter und Erbin sich mit dem Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt vermählt hatte. Moser, welcher im Jahr 1756 förmlich in Darmstädtische Dienste übergetreten war, leitete diese Verhandlungen, aber erreichte vorerst keinen Erfolg. Was ihm für ein Lohn zu Theil wurde, klagt er: „Ich habe bei 7monatlichen Vergleichs-Traktaten mich bis an die nächste Gränze der Auszehrung abgegrämt und mein College, der wie ein Salamander im Feuer lebte, wurde dick und fett dabei. Dieser ward belohnt, und mir statt der gnädigsten Danksagung der Feuereimer, mit dem ich löschte, auf dem Kopf entzwei geschlagen."

Von seinem mehrjährigen Aufenthalte in Frankfurt erzählt er uns hie und da Etwas, was wir hier einflechten wollen:

„Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß im Jahr 1757 bei Anfang des 7-jährigen Krieges dem damaligen Königlichen Residenten zu Frankfurt durch ein Ministerial-Rescript anbefohlen wurde, sich alle ersinnliche Mühe zu geben, um der ehemaligen Bündnisse der vorderen Reichskreise habhaft zu werden, allenfalls auch dabei einige Kosten nicht zu sparen. Der Mann, noch unwissender, als seine Vorgesetzten, war

über diese Zumuthung in äußerster Verlegenheit, er befragte mich um guten Rath, und ich entdeckte ihm das Geheimniß, daß er in Franz Varrentrapps Buchladen Kopps Traktat von der Association der Reichskreise um einen Thaler kaufen solle, wo er in den Beilagen das ganze Nest beisammen finden würde." Er machte auch Bekanntschaften aller Art, besonders mit den höheren Ständen. Dazu gehörten nach der Ansicht der vornehmen Kaufleute natürlich nur reiche Leute. Moser sagt: „Ich lebe in einer Stadt, wo man reich sein muß, wenn man glücklich heißen will, wo ich den Reichen oft loben, von dem Dürftigen aber noch öfter in bedauerndem Tone gehört: Der arme Narr! Mit aller Freimüthigkeit bezeuge ich, daß die armen und reichen Narren außer dem Bezirk meines Umgangs und Betrachtungen sind."

Was uns aber besonders aus jener Zeit von Wichtigkeit, ist die Schilderung, die er uns von seinem innern Zustande im Jahre 1755 giebt. Er sagt: „Ich will meine eigene Beichte ablegen: Ich bin nicht reich, ich danke dafür tausend Mal, denn nach der Mischung meines Temperaments wäre ich ein commoder Müssiggänger, und bei zunehmenden Jahren ein feiner Schwelger geworden. Die Noth ist eine gute Lehrmeisterin. Ohne eine zu meinem eigenen Besten eingeschränkte Erziehung und auf gleichem Fuß bis nahehin an die männlichen Jahre fortgedauerte Lebensart hätte das rauschende Leben der großen Welt mehr Reiz für mich gehabt, als der stille Dienst der Wissenschaften, ich wäre nicht ganz müßig gegangen, ich hätte aber nur das gethan, was Viele hier und anderwärts thun, das ist, ich hätte im eigentlichen Verstand nichts gethan, das Ergötzliche, das Leckerhafte, die Einfassung, das Schnitzwerk und Vergoldung an den Künsten hätte mich beschäftigt, ohne die ernsthafteren Pflichten, so man seinem Geist und dem gemeinen Wesen schuldig ist, jemals zu erfüllen. Dies bleibt in Absicht auf mich noch das Geringste. Ohne den Zusammenhang meiner Umstände würde mir Gott in seiner allmächtigen und liebreichsten Vorsehung, ja noch mehr in dem Erbarmen, womit er der Seele eines jeden Menschen sich nähert, fremd und unbekannt geblieben sein. Der Zugang an ein im Sinnlichen trunkenes Herz wäre ihm nicht unmöglich, zu meinem Unglück aber schwer geworden. O wer ist so treu, als Er? Er entzog mich allem, was mir die Welt von der schönen Seite her vorstel-

len konnte. Entblößt von Allem, das mich anempfehlen konnte, fand ich verschlossene Thüren, wo ich mir auch den Eingang bei ihr zu erwerben suchte. Ich suchte Vergnügen und Ruhe, Arbeit und Mühen waren aber meine Gefährten. So nahete Er sich mir, der Freund meiner Seele, als der allein liebenswürdige, und ich fand durch und in ihm diejenige beruhigende und belebende Erquickung, welche mir tausend Welten nicht hätten gewähren können. Wie erheitert sich der ganze Lauf eines Menschen, wenn man durch Christum einen Gott glauben kann, der ein Vater ist. Er gab mir in dem Fortgang meines Lebens alles das, was zu dessen Unterhalt nöthig ist, und wie wenig bedarf man, um begnügsam zu sein? Er vorenthielt mir nach eben diesen treuen Gesinnungen alles das, was mir zum Schaden und Last hätte gereichen können, — ein schwer beladener Mensch geht noch einmal so langsam — er gab mir wenig, aber allezeit das, was ich nöthig hatte, er legte mir die hohe Würde eines Kindes der Vorsehung bei, und diese durch die wichtigsten Proben mir versiegelte Freiheit, ihm all mein Anliegen mit der Zuversicht einer unfehlbaren Erhörung sagen zu dürfen, ist für mich ein weit unerschöpflicherer Fond, als die Schätze des reichsten, aber in seinen Gunstbezeugungen veränderlichen Monarchen."

Und diesen seligen Stand eines ächten Christen, wie ihn Moser durch Gottes Gnade gefunden hatte, stärkte und mehrte in Frankfurt ein Mann, den er nicht genug erheben kann. Er war überhaupt so glücklich, öfters mit gläubigen Geistlichen, die er hochschätzte, in nähere Berührung zu kommen. Doch erfuhr er auch das Gegentheil, wie er uns im Doctor Leidemit erzählt: „Mehrere Jahre hindurch mußte ich einen Prediger hören, der in Absicht seines Amtes nicht mehr war, als der Setzer in einer Buchdruckerei, er hatte aber die besondere Gabe, die Worte des gewöhnlichen Kirchensegens: Der Herr segne dich! mit ausnehmendem Ausdruck und Innigkeit auszusprechen. Dies hat mich für viele seiner schlechten Predigten schadlos gehalten!" Das war freilich nicht in Frankfurt der Fall. Hier war der Senior Fresenius, welcher mit Moser die innigste Gemeinschaft und Freundschaft pflegte. Wer kennt nicht den Namen dieses vor Vielen auserwählten Knechtes Gottes, der noch jetzt durch seine gesalbten Schriften wirkt? Wir haben uns von Moser den geistvollen Steinhofer schildern lassen, wir werden auch das Bild, welches er

von Fresenius entwirft, betrachten. Er schreibt über ihn an einen Freund: „Wir haben unsern seligen Lehrer Fresenius geraume Jahre hindurch in seinen vorzüglichen Gaben und Erfahrungen selbst benützt, ja er hat uns beide seines freundschaftlichen und vertrautesten Umgangs gewürdigt. Welches Licht, welche Ordnung, welche Deutlichkeit herrschte in seinem ganzen Vortrag! Er hielt die so schwere Mittelstraße, weder durch niedrige, übel gewählte Ausdrücke die Wahrheit zu verdünnern, noch durch übertriebenen Schmuck dem gemeinen Zuhörer unverständlich zu werden. Er konnte mit Paulo vor dem Agrippa predigen, und dann zugleich auch so, daß ihn, nach Luthers Ausdruck, der Hans hinter der Thüre verstand. Welche unvergleichliche Präcision zeigte sich, so oft man ihm seinen Rath abforderte! Ich bin selbst der vielfältige Zeuge davon gewesen, daß ihm Personen in großer äußerer oder innerer Noth ihr Anliegen so verworren vorbrachten, wie manchem Arzt seine Patienten, die keine andere Beschreibung zu geben wissen, als: Es fehlt mir überall. Er hörte sie nicht nur, ohne sie im mindesten zu beschämen, mit der ihm ganz eigenen Gelassenheit und Sanftmuth an, sondern entwickelte ihr Anliegen so genau, daß sie sich zum höchsten werwunderten, wie es möglich sei, daß er es so pünktlich getroffen und die ihnen selbst verborgenen geheimsten Ursachen ihres Wehestandes zu entdecken gewußt habe. Bei einer edeln, einem Knecht des Herrn anständigen, zwischen der Galanterie eines theologischen Stutzers und dem Schmutz und Grobheit eines geistlichen Bauers inne stehenden Sitte im äußern Betragen, bei einer auf der ganzen Miene ausgeprägten wahren Herzens-Demuth, die sich nie in die Grimassen und niederträchtigen Verbeugungen der Andächtelei verlor, bei einer fast ununterbrochenen Heiterkeit des Umgangs, die ihn zum liebreichsten Freund und angenehmsten Gesellschafter machte, sah man dem Prediger zu den Barfüssern gar wohl an, daß er mehr als ein Jahr Professor der Weltweisheit gewesen war, daß er eine gründliche Kenntniß des Menschen besaß, daß solche durch Erfahrungen von allerhand Geltung in dem Umgang der großen Welt geschliffen worden und alle diese erworbene Fähigkeiten, welche seine natürlichen Gaben so sehr erhöhten und verschönerten, trug er gleich David die Beute der Philister in's Heiligthum, und wußte sie zum Dienst seines allerhöchsten Herrn brauchbar zu

machen. Er war ein Freund und Kenner der schönen Wissenschaften, man merkte es gar deutlich in seinem Umgang, und er würde ihnen noch mehr Zeit gewidmet haben, wenn seine wichtigeren und gehäuften Amtsgeschäfte Solches gestattet hätten".

Moser war einmal mit Fresenius in einem benachbarten Bade zusammen und freute sich, den theuren Lehrer ein Paar Wochen lang in ungestörter Freiheit genießen zu können. Da gingen sie manchmal mit einander spazieren. Auf diesen Erholungsgängen wurde Moser öfters gestört und mit Unmuth darüber erfüllt, daß ein alter mürrischer Spezereihändler von Frankfurt an sich die Lustwandelnden anschloß. Aber der Senior lachte den Staatsmann Moser nur aus. Es sollte demselben noch klar werden, warum Fresenius sich's nicht verdrießen ließ, auch den alten reichen Krämer zum Begleiter zuzulassen. Eines Tages kam nemlich Moser auf die Stube des Seniors und fand ihn in der eifrigen Lektüre einer ostindischen Reisebeschreibung und äußerte seine Verwunderung darüber. Fresenius gab ihm Aufschluß, aus dem ein Geistlicher, ja jeder Christ sich Etwas merken kann. Er wohnte in einer großen Handelsstadt. Da war ein namhafter Theil seiner Pfarrkinder Kaufleute. „Fange ich mit ihnen gleich," äußerte er, „von theologischen und Herzenssachen an, so betrachten sie mich als ein nothwendiges Uebel, als einen Mann, den man Ehren halber anhören muß und froh ist, je eher er seine Besuche endigt. Ich komme also zu ihnen als ein guter Freund und Bekannter, unterrede mich mit ihnen blos von dem, was ihnen selbst beliebt und allemal am nächsten ist, von ihrer Handlung und Gewerbe, und beschließe damit, wann sie nicht selbst von ihrem Seelenzustand anfangen, meinen Besuch." Damit, daß er ihnen Etwas von ihren Handlungssachen sagen konnte, was sie selbst etwa noch nicht gewußt haben, gewann er ihre Liebe und ihr Vertrauen, sie sahen ihn nicht mehr als einen beschwerlichen Mann an, der nur komme, sie zu beunruhigen, und suchten seine weitere Bekanntschaft. Eine Gelegenheit, etwa das Krankenlager, fand sich dann leicht, wo er ihnen ein Wort der Ewigkeit in's Herz sprechen konnte. „Der Mann," fuhr der vielerfahrene Seelsorger fort, „über den Sie so oft unwillig werden, ist einer von denen, mit denen ich auf diese Weise auf künftige Hoffnung umgehe, er redet mit mir von nichts als Ge-

würzen und wie er immer noch mehr zu gewinnen hoffe. Schon fünf Jahre arbeite ich vergebens an seinem Herzen. Ich hoffe aber, ich bringe dem Herrn Jesu noch eine Beute an ihm, denn ich muß ihm immer versprechen, daß ich und kein anderer ihn auf seinem Krankenbett besuchen wolle."

So brachte Moser einen Theil des Sommers 1759 in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zu. Dieser Kreis stimmte in den Hauptsachen zusammen. Doch ein Mann war darunter, der sich durch einen eigenthümlichen Glanz eines geheiligten Verstandes und Witzes hervorthat. Es war ein adeliger Herr. Die Schilderung, die Moser von ihm entwirft, macht Einen ordentlich begierig, den Mann eigentlich selbst gekannt zu haben.

Er sagt: „So demüthig sein Herz, so weich und zerflossen es über dem Andenken der ihm, als einem großen Sünder, wiederfahrnen Barmherzigkeit war, so sehr er diese Empfindungen einer dankbaren Seele mit mehreren aus der Gesellschaft gemein hatte, so ausgezeichnet war und blieb er doch, wie wenig er es auch zu sein affektirte. Man bemerkte an ihm gar leicht einen durch Wissenschaften und Umgang der Welt aufgeklärten Verstand. Salz und Würze war in seiner Rede, die Leichtigkeit und das ungezwungene Wesen eines alten Hofmanns, angenehme Wendungen der Gedanken eines Mannes von Witz und einem Geschmack in Werken des Geistes, den er zu verbergen nicht vermochte, ein Mann mit einem Wort, dem der Hof und der Staat in Ansehung seiner Verdienste und Einsichten, die Welt in Absicht auf seinen Verstand und Geist Gerechtigkeit wiederfahren lassen mußte und der sich dabei, ohne an ihren Thorheiten und abgeschmackten Belustigungen Theil zu nehmen, frei und öffentlich als einen Jünger Jesu bekannte und in Wort und Wandel bewies; ein erleuchteter, vernünftiger, liebenswürdiger Christ, wie ich wünsche, daß viele seines Gleichen an Höfen und in der großen Welt sein möchten. Sie würden Salz und Licht zugleich sein."

Ohne daß seine Demuth es zugegeben hätte, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, hat Moser damit sein eigenes Bild geliefert. Er war ein solch reich gebildeter, feiner Staatsmann, der überall zum lebendigen Glauben an Jesum Christum stand, er mochte auch sein, wo er wollte. Aber eben so freute er sich, wenn er unter Fürsten, Beamten,

Offizieren und überhaupt unter Menschen jeden Standes aufrichtige Christen fand. Vernehmen wir ihn über die frommen Offiziere der preußischen Armee unter dem alten Fritz: „Man hält es gewöhnlich für einen Widerspruch, wenn man von einem frommen Soldaten sagt. Man hält es ferner heut zu Tage für eine halbe Fabel, was von der Legio fulminatrix aus den Geschichten der ersten Kirche erzählet wird. Ich vermeine, daß wir zu unsern Zeiten an dem unüberwundenen Heer des großen Friedrich etwas Aehnliches erlebt haben. Fast so viel Schlachten, so viel Siege. Aber nicht des Heeres Macht, nicht die im Kabinet erdachten Pläne, nicht die unnachahmliche Geschwindigkeit in den Kriegsübungen haben die Waffen des Königs allein siegreich und am allerwenigsten unüberwunden gemacht. Es ist, so viel man weiß, keine Armee in der Christenheit, unter welcher sich so viele fromme Offiziere und Soldaten befinden, als unter der preußischen. Diese haben den Sieg herbei gebetet. In einem der Feldzüge bin ich selbst ein Augenzeuge eines rührenden Auftritts gewesen. In dem Haus, worin ich mich befand, waren über 40 Soldaten einquartiert. In später Nacht ging ich noch an dem Zimmer des Offiziers vorbei und hörete, daß er mit den beweglichsten Ausdrücken Gott um das Leben des Königs und um Sieg gegen seine Feinde bat. Ich machte mich des andern Tags mit diesem Christen seltener Art bekannt, und durch ihn lernte ich noch mehrere und viele fromme Offiziere und Soldaten kennen, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinem damaligen Herrn zu sagen: Wir sind verloren, denn die Preußen beten uns zu Schanden! In der großen Noth, worin sich die Stadt befand, mochte wohl nicht so viel gebetet worden sein, als von den Preußen, die doch Ueberwinder waren, geschehen ist."

Moser erzählte bei dieser Gelegenheit noch Einiges, was sich auf den Militärstand bezog und was wir gerne von ihm hören: „Der verstorbene König Friedrich Wilhelm I. liebte die frommen Soldaten sehr, „denn," sagte er, „diese desertiren mir nicht." Es war nichts Ungewöhnliches, daß er sich mit einem gemeinen Musketier, von dem er wußte, daß er ein Christ war, Stunden lang unterhielt. Und wie hoch der sonst rauhe Fürst Leopold von Dessau die unter seinem Regiment befindlichen vielen frommen Soldaten geschätzt, und sie sogar für ihn zu beten ersucht habe, ist ganz

Halle bekannt. Wie klein, wie niedrig hingegen war d
Handlung eines gewissen Fürsten, welcher einen in seine
Dienst ergrauten und von Herzen zu Gott bekehrten Offizi
auf dem Paradeplatz mit diesen Worten anfuhr: „Er gin
so krumm einher, als ob er immer die Bibel auf dem Buc
gebunden hätte, und ihm um seiner Frömmigkeit willen d
Abschied gab, „weil ihm die Bibel besser, als der Degen
der Hand stehen würde." Der Herr von Wutgenau h
in der Belagerung von Philippsburg bewiesen, daß es mö
lich sei, die Bibel im Herzen, und den Degen in der Fa
zu führen." Moser fügt bei: „Wenn der Krieg nicht ei
lieber zu verbittende, als zu wünschende Plage wäre, so soll
man einem Monarchen rathen, auf solchen Fall seine Of
ziere vorher zu bitten, Christen zu werden. Er würde d
Welt bezwingen können, wenn es nöthig wäre."

Als Moser dies in seinem Aufsatze: „Der Christ d
beste Unterthan," welchen er im Jahre 1755 herausga
sagte, konnte er nicht umhin, uns die Schilderung eines wa
ren Christen zu liefern. Er hob drei Punkte hervor. Hör
wir sie: „1. Indem ich die wahren Christen so hoch und zw
mit Recht erhoben habe, so schließt sich daraus keinesweg
daß es genug sei, ein Christ zu sein, und man sodann
Allem tüchtig sei. Gott hat uns Alle berufen, Christen
sein, nicht aber darum Minister, Generäle, reiche und ang
sehene Leute zu werden. Einer hohen Person wurde vor ei
ger Zeit ein Bedienter mit den Worten vorgeschlagen: Es
ein frommer Mann. Sie fragte darauf: Was ist er no
mehr? Und sie fragte ganz recht. 2. Unter einem Christ
verstehe ich keinen Maul- und Namenchristen, keinen Heuchl
Scheinheiligen, Schwätzer, der die Kraft des Christenthum
in seinem Wandel verläugnet, sondern einen wahren Ch
sten. 3. Wenn gleich wahre Christen wissen, daß Kre
Leiden, Haß und Verfolgung ihr gewöhnliches Theil auf d
ser Welt ist, so lassen sie sich doch deßwegen nicht mißha
deln. Die Christen, möchte Mancher denken, sind gute Leu
sie lassen sich hudeln, wie man will, sie sind mit Allem z
frieden, sie sind geschmeidig und gehorsam, sie vergelten Bö
mit Gutem, sie vergeben gern, bei ihnen kann man was
sparen, sie begnügen sich mit Wenigem u. s. w. Das
wahr um Gottes, um der Wahrheit, um einer guten Sa
willen, des Gewissens wegen, aus einer Großmuth, die

ihm der Adel seiner aus Gott geborenen Seele wirket, thut ein Christ viel, ja so viel, daß es ihm kein andrer Mensch nach-, viel weniger gleich thut." Er fährt fort, und daraus ahnt man schon den zukünftigen Minister: „Dahin gehöret aber nicht, treue und redliche Dienste unbelohnt gethan zu haben, damit der Herr seiner Mätresse desto mehr schenken, einem hungrigen Junker, der der Makler seiner geheimen Unthaten ist, reich machen, überflüssige Häuser bauen, oder es sonst durchbringen könne. Daher gehöret keineswegs, daß ein Christ sich von einem Nabal, der das Glück hat, der Liebling des Fürsten zu sein, mißhandeln lassen solle, ein Christ hat auch ein Ehrgefühl (point d'honneur). Dahin gehöret endlich nicht, einen stummen Hund abzugeben, weil das Evangelium zur Geduld anweist. Es wird wohl dabei bleiben: Ein Christ ist an den Höfen so geehrt, als eine Glocke auf dem Thurme, man höret sie, aber am liebsten von Weitem."

Moser sprach sich offen aus, wo es galt, die Wahrheit zu bezeugen. Als ihm der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel von einem gewissen, tief verschuldeten adligen Herrn erzählte, daß er sich ihm als Kammerpräsidenten angeboten habe, antwortete Moser: „Man könne denselben nur anstellen, um durch Schaden klug zu werden". „Nur nicht an mir", erwiderte der Fürst.

2.

Einiges aus Mosers erster Schriftstellerei.

Ich will nicht über den ganzen Umfang seiner Schriftstellerei, die er schon in seiner Jugend getrieben hat, sprechen. Schon mit 24 Jahren gab er in drei Quartbänden eine Sammlung von Kreisabschieden heraus, und ein Jahr nachher erschien sein „Versuch einer Staatsgrammatik". Noch einige derartige Bücher, die sich auf das Staatswesen beziehen, ließ er hinter einander ausgehen. Man erkennt darin seinen Fleiß, den er als ein Erbstück von seinem fast unbe-

greiflich fleißigen Vater davon getragen hat. Aber auch die reiche Begabung des jugendlichen Staatsmannes stach hervor, doch konnte er sich nicht zurückhalten, solche Schriften ausgehen zu lassen, in denen er sein entschiedenes Herzens-Christenthum bezeugen konnte. In dieser Beziehung war seine erste Schrift: „Der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes bei Hofe", geschrieben. Seine Gedanken hat er in einen Brief eines alten Staatsmann's an seinen jungen Vetter gekleidet. Dieser alte Mann, der das Gefühl hatte, bald aus dieser Welt zu scheiden, bekennt sich in seinem Schreiben nicht blos als einen ehrlichen Mann, sondern als einen Christen. In dieser Beziehung äußert er: „Eines ist, das mir Thränen der Scham und der Liebe auspreßt und mein ganzes Herz in Staub vor Gott hinlegt, daß mir in meinem Alter durch den wichtigen Dienst des Euch noch wohlbekannten Herrn S., hauptsächlich aber durch die lebendig machende Kraft des heiligen Geistes das unaussprechliche Glück wiederfahren ist, Jesum Christum als meinen Erlöser, Heiland und Seligmacher annoch zu erkennen, durch den Glauben wahrhaftig mit ihm verbunden zu sein und in der Kraft seiner ewigen Erlösung frei gemachtes, von allen geheimen Banden entbundenes, in seinem theuren Blut gewaschenes und vollendetes Gewissen zu haben." „Nunmehr", fährt er weiterhin fort, „lebe ich erst ganz vergnügt, da ich vorhin nur immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, und an mein Ende nie anders, als mit Schrecken, gedenken konnte." Von diesem Standpunkte aus, welcher der eigene Standpunkt des jungen Moser ist, belehrt er nun den jungen Vetter über seine künftige Stellung am Hofe. Diese Belehrung ist mit solcher Weisheit, so reicher Erfahrung, und mit so feiner Anwendung eines wahren Christenthums auf die ganze Stellung des jungen Vetters am Hofe geschrieben, daß man wirklich meint, ein Greis habe das Schreiben verfaßt. So sah es auch ein alter Minister an, welchen einst der junge Moser besuchte, wie er uns selber erzählt. Der würdige Mann hatte die Schrift, die ohne Mosers Namen erschienen war, gerade vor sich liegen. Noch ganz vertieft in die Wahrheiten derselben kann er sie nicht genug rühmen, giebt sie Moser mit der Ermahnung, sie zu lesen, indem er Viel daraus lernen könne. Moser nimmt sie mit Dank an, und giebt sie einige Zeit nachher mit ziemlicher

Gleichgiltigkeit zurück, die dem alten Herrn tadelnswerth erschien. Als derselbe jedoch nach einigen Monaten in Erfahrung gebracht hatte, daß Moser selber der Verfasser der ihm so lieben Schrift sei, umarmt er den jungen Mann auf's herzlichste. Kein Wunder, daß Moser selber sagt: „Ich habe diese kleine Schrift jeder Zeit als mein Lieblingsstück betrachtet."

Zwei Jahre nachher, also im Jahr 1753 ließ er eine andere kleine Schrift ausgeben, die den sonderbaren Titel trägt: „Grundsätze der Chikane zum Gebrauch der Anfänger in Staatssachen." Sie ist fast durch und durch satyrisch gehalten und geißelt die falsche Politik, von der er sagt, daß sie die Kunst sei, Andere zu betrügen und zu überwältigen. Er schrieb sie zu einer Zeit, in welcher er ein unangenehmes Geschäft hatte, in den hessischen Streithändeln einen Vergleich herbeizuführen. Sieben Monate währten die Verhandlungen, sie bereiteten ihm vielen Verdruß. Darüber suchte er sich, wie er selber erklärt, „durch diese Art der philosophischen Laune einigermaßen schadlos zu stellen." Schon 1755 folgte eine andere Schrift, die überschrieben ist: „Patriotische Gedanken von der Freigeisterei." Er sagt über ihre Entstehung: „Ein für sein Vaterland redlich gesinnter Deutscher kann nicht oft und inbrünstig genug wünschen, daß die Gesetze in ihrer unverletzten Würde und Ansehen erhalten und durch die vollziehende Gewalt der Reichsgerichte kräftigst geschützt und gehandhabt werden. Es kann und wird aber Solches niemals geschehen, wenn dem höchsten Richter im Reich, der über diesen wichtigen Gegenstand wachen und solchem das Leben geben soll, die Ausübung seines Amts mit allen nur zu erdenkenden Hindernissen erschwert wird. In dieser überzeugungsvollen Gesinnung waren diese Blätter entstanden und im Jahr 1755 erstmals bekannt gemacht worden."

Als er sie in der Sammlung seiner moralischen und politischen Schriften abermals herausgab, war inzwischen der siebenjährige Kampf zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg abgewickelt worden, wodurch das Ansehen und die Macht des Kaiserhauses bedeutend gelitten hat. Moser mußte jetzt mehrere Stellen hinweglassen, indem sie sonst für „eine Satyre auf unsere Zeiten gehalten" worden wären.

Hören wir nur Einiges aus dieser Schrift: „Ein wahrer

Freigeist zu sein, ist eine hohe Würde, frei von Vorurtheilen, Passionen, Affekten und Partheilichkeit, unbeweglich standhaft über dem Wort und Geist der Gesetze, unerschrocken gegen Tyrannen, und empfindungsvoll gegen Alles, was die Noth oder Wohlfahrt des Vaterlandes betrifft. Gleich wie aber der schöne Name eines Freigeistes von den Spöttern der Religion längst entweiht und von ihnen in einem solchen Sinne sich zugeeignet ist, daß er das Recht mit sich führen solle, der heiligsten Wahrheiten entweder frech zu spotten, um desto gesetzloser zu leben, oder die Gesetze zum Deckmantel böser Lehre und Lebens zu mißbrauchen, so ist ein Staatsfreigeist ein Regent, Minister, Richter oder Rath, welcher theils mit offenbarer Verachtung der Gesetze Gewalt gegen Recht ausübt, theils unlautere Absichten unter dem Schutz der Gesetze zu erreichen, und mit an sich gesetzmäßigen, aber mißbrauchten Hülfsmitteln zu bedecken sucht." Noch eine Stelle — sie paßt so ganz auf unsre Zeit — müssen wir hören: „Gleich wie die Freigeisterei in der Religion heut zu Tage zu einem System, zu einer Parthei, zu einer Wissenschaft geworden ist, da man sich mündlich zu den Spöttern bekennen und schriftlich davon lehren darf, da die Freigeister ihre gewissen Freistätten gefunden haben, da es überdies der Weg ist, Gnadengelder, Titel und Aemter zu erlangen, und es daher in manchen Gegenden von Freigeistern, wie an den Flüssen voll Ungeziefer in den Sommertagen wimmelt, hingegen das Christenthum keine zeitlichen Belohnungen, als die sanfte Seelenruhe, welche aus der Ueberzeugung einer guten Sache fließt, mit sich führt, so hat darin der Staat gleiche Schicksale mit der Religion. Es ist wahr, und ich sage mit Wehmuth: Der Hof ist nie das Land gewesen, wo man viele Christen gesucht hat; man wird sie aber je länger je seltener daran finden. Der Dienst, wie man ihn heut zu Tage fordert, ist zu schwer, und man siehet Johannem lieber in der Wüste, als an dem Hof Herodis, es sei denn sein Haupt in einer Schüssel. Verachtung und Gleichgültigkeit der Religion bricht als eine Fluth durch zerrissene Dämme an den meisten Höfen mit Macht herein, und setzt auch den Staat in eine unheilbare Fäulniß. Was will man von einem solchen Minister, der seinen Fürsten für seinen Gott, den Hof für seinen Himmel, eine Hand voll Titel und gute Tage für seine Ewigkeit hält, anders erwarten?"

In ähnlicher Weise spricht sich Moser über die Gebrechen der deutschen Staaten scharf, aber aus einem vaterlandsliebenden Herzen aus, und schließt so ergreifend: „Ich fürchte nicht um mich, denn ich habe nichts dabei zu gewinnen, noch zu verlieren. Mein noch einziger Anspruch an die Erde wäre, so viel Raum zu haben, wo mein Aschenkrug bis auf den Tag einer neuen Belebung versiegelt ruhen könnte, und dieser Wunsch gewährt mir die unschätzbare Huld meiner Freunde, in ihrer Gruft auch meine Gebeine zu verschließen."

Unsern denkenden und gedankenreichen Staatsmann beschäftigten auch Gedanken, die anderen Leuten ihr Leben lang nicht einfallen. So gab er im Jahr 1755 einen Aufsatz mit dem Titel: „Das Gedächtniß" heraus. Ich kann nicht umhin, wenigstens Einiges daraus mitzutheilen, es ist belehrend genug und fordert zum Nachdenken auf. Er sagt: „Wir sehen und hören schon in den zarten Kinderjahren viel Gutes und noch mehr Böses. Das unverwahrte Herz steht dem offen, der sich die meiste Mühe gibt, sich den Eingang und Besitz zu verschaffen. Die Erziehung in den Kinder- und Jünglingsjahren, die Lebensart, wozu uns Geburt oder die Noth bestimmen, der Umgang mit Andern füllen die leeren Zellen — wenn ich mich so ausdrücken darf — allmälig so an, daß bis zu dem männlichen Alter schon Millionen Gedanken, flüchtiger und bleibender Phantasieen, Bilder und Eindrücke sich in uns gehäuft haben. Bis in diese Jahre geschieht es selten, daß wir nach einer geprüften Wahl Gedanken sammeln, die Seele ist wie ein Wirthshaus und beherbergt jeden, der kommt, ohne seine Eigenschaften zu untersuchen. Nun bleiben viele Menschen Kinder bis in ihr Ende, sie kommen nie bis zu ihren Ueberlegungsjahren, sondern vertaumeln, vertändeln und verträumen ihre Lebenszeit." Weiter sagt er: „Was soll man von den elenden Geschöpfen sagen, welche ihre Lebenszeit mit Lesung unzüchtiger Schriften, verbuhlter Oden und Lieder, verführerischer Romane zubringen und dadurch ihr Gedächtniß gleich einer Grube, in welche der Unrath der ganzen Stadt zusammenrinnt, zu einem Behältniß und Niederlage aller unreinen Geister machen; ferner die sich ein Geschäft daraus machen, alle Eulenspiegels-Historien, lächerliche Fratzen des Pöbels, Jean-Potagerieen u. s. w. zu erfahren, zu behalten und anderen wieder zu erzählen. Was für einen Unrath eine solche Seele verschlemmt,

kann man mit schreckender Ueberzeugung wahrnehmen, wenn man einen solchen Menschen in den Anfällen einer hitzigen Krankheit betrachtet. Gleich dem Meer, das seinen Wust aufrührt und ausschäumt, geht der Mund von den gesammelten Narretheidingen, Ausschweifungen und Schwärmereien über. Der Stein ist gleichsam abgehoben und läßt in einen Abgrund von Unreinigkeiten hineinsehen. „Lassen wir uns ein schöneres Bild von Moser im Fortgange seines Aufsatzes zeigen: „Wem die Barmherzigkeit wiederfährt, durch göttliche Erleuchtung von dem großen Leeren der menschlichen Handlungen gründlich überzeugt und aus der Fluth des allgemeinen Verderbens errettet worden zu sein, der kann nicht anders als mit innigster Beschämung an diejenige Zeit zurück gedenken, welche er in dem Dienst der Eitelkeit verschwendet hat, um sich eine Erkenntniß solcher Dinge zu erwerben, die ihm jetzt ebenso eckelhaft, verächtlich und thöricht sind, als sie ihm sonst angenehm, wichtig und unentbehrlich geschienen haben. Ja dieses ist es nicht allein. Gott, der die Zeiten der Unwissenheit übersieht, vergibt um Christi Willen auch diese Sünde der mißbrauchten Zeit. Aber welche schmerzhaft reuige Empfindungen, welche beugende Beschämung vor Gott, welchen Kampf und innere Noth verursacht das Andenken der sündlichen und thörichten Handlungen, die man theils selbst begangen, theils mit Lust und Vergnügen von andern gelesen oder erzählen gehört, und dadurch seinem Gedächtniß und Einbildungskraft solche Bilder einprägt, die sich kaum mehr vertilgen lassen, und zu einem täglichen Leiden und Demüthigung werden!".

Er schließt seinen bedeutenden ernsten Aufsatz mit den Worten: „Unsere hier vollbrachten Handlungen sind eine Saat zur Ewigkeit, ja unsere Werke folgen uns nach. Welche Reichthümer schicken diejenigen in die Ewigkeit voran, die bereits in der Welt ihre Seele mit wesentlichen und göttlichen Erkenntnissen erfüllen lassen. Sanfte Wonne belebt den Geist eines sterbenden Gerechten, der gereinigt und leer von dem Tand der Welt nur himmlische Sachen denket! Welche marternde Unruhe hingegen quält den gleich einer Blase mit Wind aufgetriebenen Menschen, den die schwärmenden Phantasieen seiner gesammelten Thorheiten noch bis zum letzten Schritt seines Lebens begleiten. Sollen alle Kräfte unserer Seele dem Herrn unsres Lebens geheiligt sein,

so gilt dieses vornemlich auch von dem Gedächtniß, der Gehülfin und Dienerin des Verstandes. Wie viel Treue und Ernst, welche stete Wachsamkeit, welche Enthaltung und Keuschheit der Sinne gehört dazu! Selig sind auch nach diesem Verhältniß, die reines Herzens sind."

Sein Aufsatz: „Empfindungen der Ewigkeit", ist ein kostbares Gebet. Nur ein Stück daraus läßt uns einen tiefen Blick in sein Gebetsleben thun:

„Dein Menschenstand, o Jesu, heiligt meine verderbte Menschheit, und mein Glaube, der sich an deine Göttlichkeit anhängt, überzeugt mich, daß eine Seele, die Du durch dein Blut versöhnt hast, kein Tod mehr berühren kann. Die in der Kraft deiner Auferstehung vollendeten Siege über Tod, Sünde und Hölle geben auch mir den Sieg über alle Anfälle aus dem Reich der Finsterniß, sie zerstreuen die Schatten des Todes, unter denen ich mit Furcht gefangen lag. Ja, Herr Jesu, ich habe dein Fleisch und Blut genossen zu einem Unterpfand der Unsterblichkeit meines Geistes. Nun bin ich meiner Sache gewiß, nicht durch Muthmaßungen und Schlüsse der Vernunft, welche die Unvernichtbarkeit der Seele mit gedichteter Großmuth, wo nicht mit Seufzen, Furcht, Ungewißheit des Künftigen, Angst, Schrecken und Verzweiflung betrachtet. Meine Christenseele soll noch im Tode jauchzen, mein letzter Athemzug soll dir noch schwören, daß, wer an dich glaubt, das ewige Leben habe. O Glaube an den Gekreuzigten, wie mächtig zeuchst du in die Höhe! Ja, zeuch mich nach dir, mein Bräutigam! Meine Seele, deine Braut rufet dir: Komm, Herr Jesu! und wer es höret, der spreche: Amen! ja komme."

In einem Aufsatz: „Das Publikum 1755" überschrieben, sagt er im Eingang: „Die wichtigste Person in der Welt und zugleich der größte Märtyrer aller Zeiten ist das Publicum. Der Monarch appellirt an dessen Richterstuhl, der Gelehrte bewirbt sich um dessen Schutz, der Kaufmann ist dessen Lehrmeister, der Gerechte beruft sich auf dessen Einsicht, und der Heuchler verbirgt sich hinter seine Schwachheit. Keinem Kind sucht man so viel zu bereden, als dem Publico, und kein Greis ist noch je so kindisch geworden, den man so, als das Publicum, zu warnen beflissen wäre. Der Tyrann trotzt den Vorwürfen seines Gewissens mit dem Beifall des Publici, die Bedrängten und Verfolgten seufzen um dessen Mitleiden,

der Mann nach der Welt hungert nach dessen Lob und der Christ allein ist im Stand, ihm mit einer wahren und unverstellten, aber durch eine edelmüthige Gleichgiltigkeit gefärbten Ehrerbietung unter die Augen zu treten."

In diesem Aufsatze führt er ein selbst erlebtes Beispiel an, aus dem er den Schluß zieht, daß nicht blos Prinz Eugen für das Lob, er sei der größte Held seiner Zeit, empfindlich war, sondern auch geringe Leute nach Lob haschen. „Vor einigen Wochen", erzählt er, „ließ ich mir auf einer Reise in einem kleinen Dorf einen Nagel an der Achse befestigen, und der Schmidt stellte sich mit den Worten dar: Ich bin der beste Schmidt im Dorf. Ungeachtet dieser große Geist mehr nicht für seinen Lohnnagel bekam, als das wenige, so er gefordert, so hat mich die Ehrbegierde dieses Mannes bis in die nächste Station mit angenehmeren und nützlicheren Betrachtungen unterhalten, als mir die tiefsinnigste Streitschrift über die Natur der Seele verschafft haben würde. Eugen und mein Schmidt befanden sich hier in gleichem Verhältniß, es galt ihnen beiden: das Erworbene zu bewahren. So sehr Eugen um die Erhaltung des Ruhms zu thun war, so viel war dem Meister Hans daran gelegen, daß ich, der ich damals auf eine halbe Stunde ein unvermuthetes Mitglied seines Dorfpublici war, wüßte, daß er der beste Schmidt hier sei, ungeachtet wir uns wohl nie mehr sehen und ich ebenso wenig im Stande sein werde, ihm einen der Größe seiner eisernen Verdienste gemäßen Vortheil zuzuwenden."

In dem Aufsatze: „Von Anwendung des Vermögens" aus dem Jahre 1755 sagt er viele kostbare Wahrheiten für alle Zeiten. Einiges stehe hier: „Nur ein Christ hat frohe Tage in der Welt, alle andere Leute haben Mangel, denn sie haben immer noch das nicht, was sie wünschen. Sind sie arm, so wünschen sie sich reich. Sind sie reich, so wünschen sie sich dabei Ruhe und Sicherheit. Diese flieht von ihnen, weil sie solche in einer unvermeidlich vergänglichen Sache suchen. Dem nach Reichthum Lechzenden ist ein sanft abfallender Regen nicht Erquickung genug, er eilt in den kühleren Bach, der Bach führt ihn in den Strom, der Strom verschlingt ihn im Genuß." Eine nützliche Wahrheit, die selbst befolgt wird, legt er darin dar: „Wenn ich Vermächtnisse zu stiften hätte, ich würde mich so gar lange nicht be-

sinnen, ob ich solche zu einer gelehrten oder andern milden Stiftung oder zu einem Zucht- und Arbeitshaus widmen wollte. Unstreitig würde Letzteres einem Lande mehr Nutzen, als ein Kloster fauler Mönche verschaffen. Arbeit ist der Tod der Bettelei, und das wichtigste Almosen, so der reichste Mann jemals geben kann, ist dieses, wenn er dem Armen und Bedürftigen Arbeit verschafft. Dagegen gilt keine Entschuldigung. Wer sein Brod noch verdienen kann und nicht will, der ist keiner Wohlthat, keines Mitleidens, keines Almosens würdig. Es bleiben doch noch immer so gebrechliche, so unvermögende Personen genug übrig, die einen gegründeten Anspruch auf das Erbarmen und Unterstützung ihrer Nebenmenschen haben."

In demselben 1755er Jahre verfertigte er noch einen Aufsatz, der die Ueberschrift trägt: „Der Christ höher, als der ehrliche Mann."

Er sagt: „Die wahre Menschenliebe, die man nur in der Schule Jesu, des großen Menschenfreundes, erlernt, hat das Heil der Seelen nach dem Exempel ihres göttlichen Meisters zum Hauptzweck, sie wünscht und sucht alle Menschen zu seinen Nachfolgern, zu wahren Christen zu machen. Nichts ist diesen Bemühungen verhinderlicher, als der schädliche Wahn, daß man schon gut genug, wenn man ein ehrlicher Mann sei. Der Name eines ehrlichen Mannes dient heut zu Tage in der Welt wie ein Mantel, mit dem man die zerrissensten, beflecktesten Kleider bedeckt. Käme der Herr Jesus in manche christliche Stadt, und wollte Sünder zur Buße rufen, so würde man ihn in die Gefängnisse zu den auf den Tod sitzenden Maleficanten verweisen." Lassen wir uns von Moser das Bild eines ehrlichen, eigengerechten Menschen entwerfen: „In Absicht auf Gott glaubt er, Gott denke gleich wie er, er lasse es beim nächsten bewenden, nehme es nicht so genau, er thue ihm ja dafür seinen gebührenden Hofdienst alle Sonn- und Festtage. Dabei ist er aber nicht nur ein Feind Gottes, weil er mit ihm noch nicht ausgesöhnt ist, er ist Gott nicht nur im Herzen gram, so oft ihn ein Strahl seiner Allwissenheit beleuchtet, sondern er läßt sich's auch merken. Man muß sagt er, Gott so dienen, daß man auch als ein ehrlicher Mann in der Welt dabei bestehen kann, man kann nicht immer beten und singen, der Mensch will auch gelebt haben; und damit geht er mit seinem ganzen fleischlichen Sinn und irdischen Be-

gierden in die Dinge der Welt hinein, scharrt um und über sich wie ein Maulwurf, und wann er Gott einmal nennt, so geschieht es aus Ungeduld. Ach Gott! sagt er, was hat ein ehrlicher Mann doch für ein geplagtes Leben auf dieser Welt! weil ihm nemlich sein Wucher nicht überall anschlagen will, weil sein Nachbar einen Gewinn erhalten, den er zu erhaschen vermeint u. s. w. Er ist kein Feind der Sünde, als in so weit sie Schande und Schaden von Außen bringt. Daher wühlt er sich in heimlichen Gräueln herum, und das, was die Welt für keine Sünde hält, hält er gewiß auch nicht dafür. Seine unkeuschen zweideutigen Reden sind ein honnetter Scherz, sein unerträglicher Hochmuth bekleistert sich damit, daß er auf seine Ehre halte, seinen Geiz und Wucher beschönigt er, daß er sein Fortkommen in dieser Welt als ein ehrlicher Mann haben müsse. Verspielt er Zeit und Gut, so ist es doch in Compagnie von honnetten Leuten gewesen. Stiehlt er Gott den Tag ab in Müssiggang, so hat er zu leben, als ein ehrlicher Mann, was braucht er Andern zu dienen? Und da ist kurzum nichts, dem sein ehrlicher Name nicht zum Deckmantel dienen mußte. Mit dieser eigenen Gerechtigkeit verhüllt er die Vorwürfe des Gewissens, er rühmt dabei nicht nur, sondern glaubt auch wohl bei sich selbst, daß die Wohlthaten, so ihm Gott im Aeußern beweist, Belohnungen seiner Ehrlichkeit seien, und daraus dürfe er gewiß den Schluß machen, daß Gott sein Vater und er sein liebes Kind sei. Er sucht sich endlich zu trösten, daß, weil ihm Gott hier auf der Welt schon so Vieles zu gut thue, dieses ein Unterpfand sei, was er erst in jenem Leben zu genießen haben werde. Er scheint von Außen sehr ruhig und zufrieden, in ihm ist aber doch eine beständige Furcht vor dem Zukünftigen, die geringste Krankheit setzt ihn in Noth, Angst und Jammer, und nähert sich der Tod, so nähert sich entweder zugleich Verzweiflung, oder er stirbt in dem blinden, durch blinde Leiter und Tröster noch unterstütztem Wahn: Gott sei doch gnädig, er werde es mit ihm nicht so gar streng nehmen, und wolle er es mit ihm schon ausmachen. Glückselig ist er, wo ihm am Ende noch die Barmherzigkeit wiederfährt, seinen falschen Ruhm aufzugeben und mit dem Schächer am Kreuz Gnade zu finden."

Haben wir uns von Moser das Porträt des Selbstgerechten so richtig, so tief zeichnen lassen, er gebe uns auch

als Gegensatz das Bild eines wahren Christen: „Der Christ erkennt Gott als ein allerheiligstes, allerreinstes Wesen, welchem er sich nicht nahen dürfe, außer Christo, in dem er als ein Sünder Vergebung und Gnade zu einem heiligen Leben sucht und findet, er sieht an sich nichts, das ihn Gott angenehm machte, und er wäre untröstlich, wenn er nicht auch über seine besten Handlungen Barmherzigkeit hoffen könnte. Das ist ihm kein Frohndienst, sondern die größte Lust und Vergnügen, in den Vorhöfen des Herrn sich einzufinden. Die Betrachtung des Wortes Gottes ist die Nahrung seines unsterblichen Geistes, er verehrt die Stimme Gottes in seinem Gewissen als Warnungen zur Ewigkeit. Er lebt nicht nur ehrbar um der Schande willen, die ihm ein unordentliches Leben zuwege brächte, sondern weil er nicht anders kann, weil ihm eine wahre, ja unausstehliche Last wäre, anders zu leben und seinen liebreichsten Freund und Wohlthäter zu beleidigen. Als ein Mensch kann er nicht nur fehlen, sondern fehlt auch wirklich, seine Fehler schmerzen ihn aber mehr, als die Lasterthaten des ehrlich scheinenden Heuchlers. Er wacht daher über seine Sinne, und sucht mit Gebet und Anhalten an Gott sich gegen die Reizungen der Welt und seines eigenen Herzens zu waffnen, und er willigt in keine Sünde, sondern überwindet sie. Er weiß nur Gutes und Böses, weil das Gewissen so wenig von Mitteldingen was weiß, als ein Richter zwei Partheien zugleich Recht geben kann. Er ist treu, fleißig und redlich in seinem Amt und Beruf auf die Art, als ein Wandersmann, der seinen Weg emsig und unermüdlich fortsetzt, um bald in seine Heimath zu gelangen. Die Wohlthaten Gottes im Leiblichen sieht er als Geschenke an, aber von der geringeren Gattung, er würde Gott eben so lieb haben, wenn er ihm auch weniger gäbe. Sein höchster Wunsch geht auf Gott selbst, mit ihm noch näher vereinigt zu werden, und in dieser allerheiligsten Gemeinschaft die Ewigkeiten zu durchleben. An sein Ende gedenkt er mit einer geheimen Sehnsucht, da er weiß, daß er sein Theil in dieser Welt noch nicht empfangen, sondern sein Erbtheil im Himmel ihn noch erwarte. Er stirbt endlich im Vertrauen auf das Verdienst und die Fürbitte Christi, entblößt von allem eigenen Ruhm, arm am Geist, und solcher ist das Himmelreich."

Wir wollen noch Etwas hören: „Wie wahr sind die

Worte eines großen Reichsfürsten, welcher in seinem Anno 1737 errichteten Testament seinen Nachfolger anredete: Wir können nicht umhin, denselben väterlich zu ermahnen, daß er die Wichtigkeit und schwere Verantwortung seines Fürstenamts wohl und reiflich erwäge, Gott beständig vor Augen habe, und beständig erinnert sei, daß ohne gutes Christenthum keiner ein ehrlicher Mann unter den Menschen sein und gehalten werden kann". Moser setzt zu diesem richtigen Ausspruch hinzu: „Wie glücklich würden unsere Zeiten sein, wenn durch die Zucht der immer wirkenden Gnade alle ehrliche Leute sich zu wahren Christen machen ließen, und alle Aemter, Gerichtsstuben, Handels- und andere Häuser nicht nur mit ehrlichen Leuten, sondern auch mit Christen besetzt wären." Und wir fügen unser Ja und Amen bei, indem wir an unsre abgefallene Christenheit und an die mit dem Gift des Unglaubens verderbten Verhältnisse gedenken. Was würde Moser jetzt erst sagen?

In seiner Abhandlung: „Der Christ der beste Unterthan" beginnt er: „Wenn es auf die Frage ankäme, welches ein glücklicher Regent sei? würde ich denjenigen vorzüglich dafür halten, der viele wahre Christen zu beherrschen hat. Denn ein Christ ist nicht nur ein guter, sondern er ist unstreitig der beste Unterthan. Je mehr also dem Interesse eines Fürsten daran gelegen ist, in dem Wohlstand des Volks die Dauer seiner eigenen Größe und Glücks zu gründen, desto mehr hat er zu Erreichung eines so erhabenen Zweckes zu wünschen, daß alle seine Unterthanen wahre Christen werden möchten. Die christliche Religion ist der Grund der jetzigen Regierungsform in den europäischen Staaten. Die christlichen Könige regieren über keine Sklaven, die nur durch Furcht des Todes im Gehorsam gehalten werden, sie herrschen über ein freies Volk nach Gesetzen, welche uns befehlen, die Obrigkeit um Gotteswillen zu ehren und ihr unterthan zu sein . . . Diejenigen Regenten also, welche der Religionsspötterei und Freigeisterei, so die Grundsäulen des Christenthums zu untergraben suchen, Schutz vergönnen und wohl gar Belohnungen ertheilen würden, handelten zuerst und am stärksten gegen ihr eigenes Interesse, denn bei der Ausbreitung dieser Sätze würden sie nur so lange ihres Throns sicher sein, bis das Volk ihrer Regierung müde wäre, und sich ein Waghals fände, der zur Rebellion die Fahne führte. . ."

„Welche Regungen von Freude erfüllen mich, auch nur im Bilde der Möglichkeit mir einen Herrn vorzustellen, der selbst ein Christ wäre, der wahre Christen zu Räthen und Dienern und viele wahre Christen zu Unterthanen hätte. Wir haben einen und andern dergleichen gehabt, wo alles dies beisammen war, wir haben ihrer Gottlob auch noch, sie sind aber sehr rar, und diese Beispiele werden wohl allemal selten bleiben. . . O wüßten die Großen der Welt, welch wichtige und nützliche Personen wahre Christen sind, sie würden sie suchen, wie man Gold und Silberminen in der Erde sucht. Sie würden sie für den Schatz, Reichthum, Kleinod und Mark ihres Landes halten."

„Alle Bemühungen reichen bei weitem nicht an die Wichtigkeit des Dienstes, welchen die Boten Jesu dem menschlichen Geschlecht durch ihren Eifer um unsere Seligkeit, durch die Sorgfalt und väterliche Zärtlichkeit um die Verbesserung und Erleuchtung unserer Herzen, Sitten und Lebens erweisen. Der Prediger schafft dem Regenten im Ganzen weit wichtigere und wesentlichere Vortheile, als der scharfsinnigste Minister, der tapferste Soldat und der emsigste Kameralist, er macht ihm gute, wohlgezogene, ehrbare, treue Unterthanen. Was ist aber ihr gewöhnlicher Lohn? Undank, Schmach und Verfolgung zu allen Zeiten, am allermeisten aber zu den unsrigen. . . Ein jeder Müssiggänger, der die Kraft in sich fühlt, lesen und schreiben zu können, vermeint in unsern Tagen ein Licht der Welt zu werden, wenn er an der Religion künstelt, und weil die Sache gleichwohl Lärmen machen soll, den Pfarrern höhnisch sagt, daß sie auch noch Menschen seien und ihre Fehler haben. Das Volk hat eine Zeit lang das Aergerniß, der Prediger die unverdiente Schmach, der Buchhändler den schändlichen Gewinn, der Verfasser die Verantwortung vor Gott, die Schande bei billigen Gemüthern, und bei dem Häuflein seiner Freunde und Schmeichler den Ruhm, daß er etwa so geleuchtet hat, als eine Katze, wenn man sie im Finstern über den Rücken streicht. Am Ende folgt, wo es noch gut geht, Reue und Beschämung die noch im Tode preßt, oft auch noch weitere und unvergebliche Vergehungen."

Wie wahr schildert Moser einen christlichen Staatsmann! Er sagt von ihm: „Er siehet die Welt an, wie sie ist, und fordert niemals mehr von ihr, als sie geben kann. Alles, was er thut, thut er nach Gewissen, ohne Geld und Ehrgeiz

oder Menschengefälligkeit, folglich auch ohne Menschenfurcht. Dies giebt ihm Muth, zu reden und zu handeln, wo Andere verstummen und erzittern. Er weiß, daß der Herr noch Richter ist auf Erden. Da er nun seines Schildes gewürdigt worden, so bedient er sich dessen zum Schutz und Trutz der Wahrheit. Uebrigens ist er gleichförmig und einfach in seinem Betragen, und weil er auf bleibende Dinge sieht, so bemengt er sich nicht mit den zeitverderblichen, kernlosen Kleinigkeiten, worin viele eine Höhe des Ansehens suchen, hingegen ißt er auch die Früchte seiner Werke, wann Andere darben in ihren Stoppeln und Hülsen. Er sieht mit einem geheiligten Verstand viel schärfer in das Wesen der Dinge, und das ist ihm klar, was andern dunkel; das ist ihm groß, was andern klein ist. Weil er bei der Wahrheit bleibt, hat er es leichter in Fassung und Ausführung der Anschläge. Er glaubt eine Vorsehung und Gottes herzlenkende Kraft. Dieses erhält ihn ruhig, wenn es auch widrig geht."

„Man darf kühnlich sagen: Wann ein Herr eine Rentkammer von wahren Christen hätte, daß er den Stein der Weisen, den so viele Narren vergeblich suchen, gefunden habe. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte sehr gerne fromme Acciseinnehmer, weil sie ihn nicht betrügen. Doch das ist noch allemal das geringste, aber die Einkünfte vermehren, das will im heutigen Verstand kameralisch heißen. Ein Herr kann keinen sichereren Goldmacher finden, als Kammerräthe, die Christen sind. Der göttliche Segen ist eine große und unerschöpfliche Revenue. Wendet also ein redlicher Kameralist den Fluch, der manchmal noch von Langem her auf einem Haus haftet, ab, vermindert er die Seufzer und Klagen der Unterthanen, so vermehrt er damit allemal die Einkünfte seines Herrn auf eine unwidersprechliche und zuverlässige Weise. Diese Sprache wird freilich in manchem Land sehr schwärmerisch lauten und die unfehlbare Antwort erfolgen: Geld wollen wir, Geld brauchen wir, den Segen mögt ihr selbst behalten. Wohlan er soll auch nicht zu euch kommen."

„Von den Mitteln, deren man sich zu Vermehrung der Einkäufe bedient, wäre Vieles zu sagen. Ich gedenke nur des einzigen, da solches mit offenbarer Hintansetzung ausdrücklicher göttlicher Gebote geschieht. Gott befiehlt ausdrücklich: Du sollst den Sabbath heiligen. Diesem steht das

Tanzen und Aufspielen in den Wirthshäusern an diesem Tag gerade entgegen. Der Pfarrer eifert dagegen vergebens, der Kameralist hält ihm den Pacht der Spielleute, der Wirthe, der Accise u. s. w. vor, deren Verminderung den Kameraletat in Unordnung bringen würde. Der Bürger und Bauer hat auch in der Woche keine Zeit zum Saufen und Tanzen; die landesväterliche Obrigkeit befiehlt, für die Ergötzlichkeit der Unterthanen zu sorgen, damit sie hernach desto williger zu den verschwenderischen Ergötzungen der Fürsten steuern. Falsche und irrige Grundsätze!"

In dem „Aufsatze: Von der Ehrerbietung gegen große Herren" sagt Moser tiefe Wahrheiten, ich möchte sagen, lauter Prophezeiungen auf seinen künftigen Ministerdienst. Man müßte den ganzen Aufsatz abschreiben, wollte man die Wahrheiten kennen lernen. Sie sind alle getragen von einem ächten Christenthume. Er sagt unter andern: „Die Religion reicht uns erst die Gründe dar, die uns sowohl Tyrannen, als Väter des Landes ehren macht. In dem gütigen Regenten erblicken wir einen auserwählten Mann, der die Sorge für ein ganzes Volk auf seinem Herzen trägt, der so glücklich ist, tausend andere glücklich zu machen, der reich und willig ist, Gutes zu thun, der seines Volkes Ehre für seine Ehre, den Reichthum seines Landes für seinen Schatz, die Ruhe und das Wohlwollen jedes Unterthan's für seine eigene Ruhe hält." Nun schildert er uns auch einen Tyrannen. Er sagt: „Ein Nero, ein Bösewicht kann Einen zwingen, ihm Ehrfurcht zu bezeugen, er ist aber unfähig, Hochachtung zu fordern oder zu erhalten. Hochachtung und Liebe zu verdienen, ist nur edlen Seelen, guten Landesvätern aufgehoben." Wider die Hundedemuth der Diener gegen die Fürsten zieht er ernstlich zu Felde. Es wäre gut, wenn das oft geschähe, wovon er ein Beispiel erzählt: „Ein gewisser großer Herr hatte sich mit dem Wort „Bestie" sehr gemein gemacht. Der Kammerdiener wurde befehligt, ein Licht zum Besiegeln einer Depesche zu holen, er blieb etwas lang aus, der Herr fragte in seiner gewöhnlichen Mundart: Wo bleibt denn die Bestie? Der anwesende Referendär ging hinaus, holte einen großen Hund, brachte ihn in's Zimmer, mit den in ernstlichem Ton ausgesprochenen Worten: „Hier ist die Bestie, Ihro Durchlaucht!" Der Herr wurde beschämt, und

ließ in Gegenwart dieses Mannes dies Wort niemals wieder von einem Menschen hören."

Nachdem Moser das Falsche und Betrügliche der Vergrößerungssucht der Großen und Kleingroßen gezeigt hatte, gab er einige Züge wahrer Ehrerbietung gegen einen großen Herrn. Er sagt: „Man hält seinen Herrn hoch um Gottes Willen und ehrt in ihm den Herrn aller Herren, dessen Bild und Wahrzeichen er trägt. Man freuet sich, wenn es ihm, seinem Haus und Land wohl geht. . . Ein Diener wird seines Herrn Fehler, auch wo er sie nicht entschuldigen kann, nicht ausbreiten, sondern wo möglich bedecken, und nicht übel von ihm sprechen, um ihn verächtlich zu machen, der mehr bedauernswürdig ist. Er wird für ihn, für sein ganzes Haus, Regierung und Land inbrünstig zu Gott beten, und auch alsdann nicht ermüden, es zu thun, wenn gleich bereits die göttlichen Gerichte über ihn hereinbrechen."

Einer seiner Freunde hat im Jahr 1761 vertraute Briefe über das protestantische Kirchenrecht herausgegeben und Moser ersucht, eine Vorrede dazu zu schreiben. Er that es im Drange vieler Geschäfte. Weil diese Vorrede, wie er selber sagt, von vielfachem Segen begleitet gewesen, so glaubte er sie, unter dem Titel „Von den Gränzen der Unpartheilichkeit und Gleichgültigkeit in Religionssachen" in die Sammlung seiner moralischen und politischen Schriften aufnehmen zu sollen. Und wirklich sind diese Betrachtungen werth, beherzigt zu werden. Er hebt mit Recht die Toleranz seiner Zeit gegen die Intoleranz der Vorfahren rühmend hervor, und sucht die Ursachen nach der guten Seite hin auf. Als erste Ursache erscheint ihm „eine ausgebreitetere Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten von der allgemeinen Versöhnungsgnade in Jesu Blut und Tod, von seiner unpartheiischen Liebe gegen alle Sünder, von seiner Menschenliebe und Verträglichkeit in den Tagen seines Wandels auf Erden, von dem allgemeinen Charakter aller Menschen in allen Religionen und Sekten als Sünder, von der zärtlichen Langmuth des lieben Heilandes bei allen, wo er nur ein redliches und der Wahrheit offenes Herz fand." Als zweite Ursache findet er „die bessere Zubereitung der zum Dienst der Kirchen und Schulen erforderlichen Männer zu einer unpartheiischen Gesinnung und dem damit verbundenen liebreicheren und gesitteteren Betragen." „Drittens haben die Juristen die Theo-

logen in ihrem Betragen in vielen Stücken behutsamer und in ihren Ansprüchen gemäßigter gemacht." Und die Obrigkeiten haben viertens die Umwendung ihres Amtes darnach abgemessen. Man wird selten mehr einen Regenten finden, der, „einem hitzigen fleischlichen Pfarrer zu gefallen, die Stillen im Lande um einiger wahren oder vermeintlichen Irrthümer willen zu ängstigen, in Gefängnisse zu werfen, mit Geldstrafen bekehren zu wollen und aus lauter christlicher Liebe endlich gar des Landes zu verweisen, willfährig wäre."

Moser fand damals sogar die Katholischen, wenigstens in Deutschland toleranter. Freilich die Jesuiten wollten von keiner Toleranz wissen. Er sagt von ihnen die durchschneidenden Wahrheiten: „Sie glaubten ihre vieljährigen Wünsche und Bemühungen, uns zu vertilgen zur Reife und Möglichkeit der nahen und unfehlbaren Erfüllung gebracht zu haben, da sie, die wahren Anstifter des jetzigen unseligen deutschen Krieges, sich ihres Triumpfs schon so gewiß hielten, daß sie sich nicht enthalten konnten, vor der Schlacht schon vom Sieg zu singen." Moser sagt, daß „die verruchten Grundsätze dieser Bande, welche selbst das Leben der Monarchen und die Fundamente ihrer Throne in Unsicherheit setzen, auf eine so leuchtende und unwidersprechliche Weise an den eifrigsten katholischen Höfen offenbar werden müssen, daß dadurch sehr Viele, bei denen ein blinder Partheigeist die Wirkungen der Vernunft und der Billigkeit noch nicht verbannt hatte, zu besserem Nachdenken gebracht und ihren giftigen Einflüssen an manchen Höfen kräftig gesteuert werde."

Während aber die Toleranz auf der einen Seite Anerkennung verdiente, nahm auf der andern die Gleichgiltigkeit in Religionssachen rasch über Hand. Hören wir auch hier unsern Moser die Ursachen aufführen, was auch noch jetzt ernstliche Beachtung erfordert. Als erste Ursache ist zu nennen „der in seinen Irr- und Abwegen von der einfältigen Liebe der Wahrheit zu Spitzfindigkeiten im Denken sich neigende philosophische Geist unserer Zeiten. Man sucht — so lautet es — die Wahrheit und findet dagegen den Irrthum, weil man die Wahrheit in eigenem Licht, in dem Vertrauen auf eigene Kraft, Weisheit und Einsicht sucht und weil man das Kreuz Christi zu vernünftig machen will, das doch zu allen Zeiten den Weisen eine Thorheit und Aergerniß geblieben ist und ein nur den Unmündigen zu offenbaren

vorbehaltenes Geheimniß bleiben soll. Da steht ein kluger Kopf auf, der Christum und Belial vereinigen und einen Friedenstempel erbauen will, dessen Fundamente eben so stark sind, als die Wände eines von Kindern erbauten Kartenhäuschens. Dort beweist ein philosophischer Schwätzer die Unanstößigkeit des Kreuzestodes Jesu aus der Vernunft, hier will ein anderer dem Herrn Christo einen Hofstaat von stiftsmäßigen Cavaliers errichten, die Prediger zu Stutzern — so sie ohnehin oft schon sind — und die Kirchen zu Versammlungssälen machen."

„Wir dürfen 2. viele geistliche Lehrer auf hohen Schulen dabei so wenig ausnehmen und entschuldigen, daß selbige vielmehr mit als Ursächer jenes Verfall's anzusehen sind. Um es mit der Welt nicht zu verderben, heuchelt und schmeichelt man; um kein Pietist zu scheinen, hütet man sich sorgfältig auf das thätige Christenthum ernstlich zu dringen; um nicht in den Verdacht des Herrnhutianismus zu fallen, predigt man lieber Christum den Gekreuzigten gar nicht und schämt sich, seiner glorreichen Wundenmale zu gedenken, an denen ihn am Tage seiner herrlichen Erscheinung seine Auserwählten mit Frohlocken und die Andern mit Zittern erkennen werden. Um der Universität keinen üblen Namen und Ruf zu machen, läßt man die forschenden und den Einflüssen der das Herz packenden großen Wahrheiten noch offenen Gemüther an den bloßen Rinden des Baumes der Erkenntniß nagen, füllt den Kopf mit dem leeren Buchstaben und liefert zu dem Bau der Kirche Handwerksleute, welche um ihren oft kahlen Jahrlohn dem armen Volk das viel oder wenig Erlernte wieder vorsagen, ohne dessen Werth zu kennen und die selig machende Kraft an sich selbst erfahren zu haben. Um artig, wohllebend, gesittet zu sein, geräth man in eine falsche Gefälligkeit, um verträglich zu scheinen, vergiebt man der Wahrheit selbst ihre Rechte. Weil das Evangelium anbefiehlt: So viel an euch ist, habt mit allen Menschen Friede, so wird man zum Verräther und hält es durch ein unedles Stillschweigen oder Entschuldigen aus Menschenfurcht und Eigenliebe mit dessen Feinden. Es sei ferne, dieses allen oder auch nur den meisten protestantischen Hochschulen zur Last zu legen. Ist es aber nicht zu bejammern, wenn das Volk der Spötter ganzen theologischen Fakultäten den Vorwurf machen kann, daß sie Christum nur noch Ehren halber nennen, ohne von seiner Göttlichkeit

überzeugt zu sein? Ist es nicht schon betrübt, wenn man in dem Umgang und Vortrag einzelner Lehrer im Zweifel gelassen wird, ob man einen Socinianer oder Gottesgelehrten vor sich habe? Ob man über den Seneca oder Paulum predigen höre?"

„Die Irreligiosität, Unglaube und Freigeisterei vieler Regenten, Minister, Obrigkeiten und Mitglieder der geistlichen Gerichte und die daher entstehende Verachtung und Geringschätzung alles dessen, was die Sorge um die ewige Wohlfahrt der Unterthanen und die damit so genau verbundene gewissenhafte Bestellung der Kirchen- und Schulämter betrifft, können als die dritte wahre Ursache der schädlichen Gleichgiltigkeit angesehen werden."

Hören wir Moser auch über die wahre Toleranz, oder wie er sie nennt, Unpartheilichkeit sich aussprechen: „Bei einer ächten und untadelhaften Unpartheilichkeit liebt man überhaupt unter allen geistlichen Zungen, Sprachen und Völkern alle, die den Herrn Jesum wahrhaftig lieben und den Sinn seiner Nachfolge in Wort, Leben und Wandel beweisen. Man haßt keine, als seine und seines Kreuzes Feinde, sollten sie auch übrigens die eigenen Kirchgenossen sein, der Haß geht aber nicht gegen ihre Person, sondern gegen ihr Leben, Exempel, Wandel und Lehre. Man trägt vielmehr über ihre Person ein einiges Erbarmen und um ihre Errettung eine zärtliche Bekümmerniß. Der zuweilen nothwendige öffentliche Widerspruch trägt diese Wahrzeichen und ist deßwegen von Bitterkeit und Lust, persönlich zu schaden, weit entfernt. Man ehrt das Gute an jeder Religionsparthei, man weiß, daß Sekten und Rotten sein müssen, damit die Wahrheit desto mehr offenbar werde. Man kann mit Irrthümern des Verstandes Geduld tragen und läßt sich die Gelegenheit lieb sein, zu belehren und zu bessern, ohne Zank und Streit. Es wird einem unpartheiischen Gemüth nicht zu einer unerträglichen Last mit Leuten eines andern Glaubens und Einsichten umzugehen und beweist ihnen in dem Fall, wo dergleichen Umgang und Zuspruch nicht zu vermeiden ist, ein Herz voll wahrer Menschenliebe, wenn solche auch mit Mitleiden gefärbt wäre und den höheren Grad der Bruderliebe nicht erreichen könnte."

Da wir doch einmal bei den Schriften Mosers verweilen, so dürfen wir einen umfassenden Aufsatz in seinen ge-

sammelten moralischen und politischen Schriften nicht übergehen. Er führt die Ueberschrift: „Betrachtungen über die Aufrichtigkeit nach den Wirkungen der Natur und Gnade," und erschien im Jahr 1793. In der Vorrede dazu beschreibt er an seine Freunde sein Herz mit großer Aufrichtigkeit: „Sie kennen mein Herz, wie unruhig, wie wankelmüthig, wie geneigt zu Furcht und Trotz, wie argwöhnisch, wie ungeduldig, wie unzufrieden mit sich selbst, wie voller Fehler und Schwachheiten es ist." Diese offenherzige Schilderung seines Innern giebt uns über manche Vorkommnisse seines Lebens Aufschluß. Hören wir nun Einiges aus der schönen Schrift: „Die Uebung, in der Wahrheit zu denken, die Wahrheit zu bekennen, und in der Wahrheit unablässig zu wandeln, heißt die **Aufrichtigkeit**. Weil wir in einer Welt leben, wo die Unwahrheit die Oberhand hat, weil wir mit Menschen zu thun haben, die die Wahrheit entweder hassen oder ihrer Stimme doch nicht folgen, weil aller Menschen Herz ein trotzig und verzagtes Ding und so geartet ist, daß sich Gott selbst zu unsern eingeschränkten, dunkeln und verdorbenen Begriffen herunterläßt, und uns nun mit Liebe, Verschonung und Langmuth zu sich ziehet, so muß alle Aufrichtigkeit, aller Wandel in der Wahrheit, aller Gebrauch und Anwendung der Wahrheit, von Weisheit begleitet, unterstützt und erhöht werden."

Weil man schon damals, als Moser schrieb, und sogar auch jetzt noch von der deutschen Redlichkeit so viel Wesens macht, so führt er dies auf das rechte Maaß zurück: „Unter allen Zungen und Völkern finden sich ehrliche, redliche und aufrichtige, hingegen aber auch betrügerische, heimtückische und falsche Leute. Nehme ich vollends die Grundsätze der Religion dazu, so ist das Herz eines deutschen wahrhaftig von keinem besseren Stoff, als eines Neapolitaners. Wir sind insgesammt Knechte der Sünden, bis uns der Geist der Wahrheit, die in Christo Jesu ist, frei macht von ihrem Dienst und Botmäßigkeit. Und alsdann werden wir recht frei, und in unsern Grundgedanken und Handelsweise so geändert und umgeschmolzen, daß die Aufrichtigkeit eines sonst sehr an sich haltenden Italiäners von mehrerer Dauer und innerlichem Werth ist, als die Quintessenz von hundert ungeheiligten ehrlichen Deutschen."

Moser erzählt uns ein Beispiel von Aufrichtigkeit aus dem Leben eines Fürsten, den er aber nicht nennen wollte.

„Er lebte, wie die großen Herren leben, die nicht wissen, wie schwer den Unterthanen das Geld zu verdienen fällt, das an einem Abend verspielt, vertrunken, vermummt, kurz — verthan wird. Er verlor sich auf einer Jagd in die Hütte eines alten ehrlichen Bauers, der über verschiedene Artikel des Hoflebens seinem unbekannten Landesherrn eine sehr eindringende Bußpredigt hielt, und endlich sich mit den Worten wieder tröstete: Er ist noch ein junger Lapp, wenn er größer wird, wird er auch wohl gescheiter werden. Der Fürst wurde durch diese unerwartete Moral so gerührt, daß er von dem Tage an verschiedene Mißbräuche bei Hof und Auflagen der Unterthanen abstellte." Moser fügt bei: „So viel weiß ich, daß der Nachfolger dieses Fürsten nöthig hätte, daß ihm über seine Verschwendung eine noch schärfere Bußpredigt gehalten würde."

Moser schildert uns im Verlaufe einen Adligen, wie er nicht sein soll und wie er sich so manchmal finden mag. Derselbe hat eine treffliche Gemahlin gefunden. Von ihm, den Moser Brutus nennt, sagt er: „Wenn Brutus artig sein will, spricht er von des Ritterhauptmanns englischen Hunden, von dem schönen Stall des Herrn von N. und von dem alten Wein, den er auf dem Ritterconvent getrunken. Vergebens sucht ihm die angenehme Augusta einen Geschmack an Büchern und Wissenschaften beizubringen. Er will kein geheimer Rath werden, wie sein Vater, der einem Fürsten gedient hat, welcher doch nicht mehr Ahnen, als er auch, aufzuweisen hatte. Spricht sie von Tugend und Gottesfurcht, so meint er: die Reichsritterschaft hätte in die Zehn Gebote nicht gewilligt, und er habe nur auf die Ritterordnung, nicht aber auf die heilige Schrift geschworen. Indessen lebt er mit ihr verträglich und versichert sie oft, daß er sie so lieb hätte, als Pecas seinen besten Jagdhund. Sie hat ein Vieh zum Gefährten ihrer Tage, und bei dieser Hundsfreundschaft darf sie an den offenherzigen, vertraulichen und aufrichtigen Umgang, der das Wohlleben des ehlichen Standes ausmacht, nicht gedenken."

Da wo Moser weiterhin gegen die Väter des Volkes sich wendet, die, wenn sie gegen tyrannische Fürsten reden sollten, stumme Hunde sind, thut er ein demüthiges Bekenntniß von sich: „Ich bekenne mit innigster Beschämung, daß ich die hier vorgetragenen Lehren und Anmerkungen unter den

in meinem Theil mir vorgekommenen Umständen selbst nicht allemal in Uebung gebracht, und theils durch eine übereilte, nicht an gehörigem Ort und zur rechten Zeit angebrachte Aufrichtigkeit, theils durch ein unzeitiges Stillschweigen Manches verdorben habe, was etwa besser hätte werden können. Das Zeugniß eines guten Gewissens und unabsichtlichen Ehrlichkeit, welches ich selbst in dem Herzen und Ueberzeugung derjenigen, mit denen ich es eigentlich zu thun hatte, zu suchen und gefunden zu haben glaube, spricht mich vor Gott nicht frei, ihn um Vergebung meiner, wie in so vielen andern, also auch in diesem Punkt begangenen Fehler zu bitten."

Moser erzählt uns von einem deutschen Fürsten, daß er einst auf der Jagd ein Jammerbild gesehen habe, das einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von diesem Tage an in sich gegangen und eben im Begriff war, seine ganze Regierung auf einen andern Fuß zu setzen, als ihn Gott, dessen Gerichte anbetungswürdig sind, schnell von dieser Welt hinwegnahm. „Dieser Fürst verirrte sich auf einer Jagd von den Seinigen in den dicksten Wald, daß ihm Spur und Weg verging. Indem er sich umsah, erblickte er in dem Gehölz eine Gestalt, die sich bewegte, er hielt sie anfangs für ein Wild. Als er aber näher herbeischlich, ward er eines Mannes gewahr, der in einer todesähnlichen Farbe beide Hände gen Himmel aufhub und vor Mattigkeit eben den Geist aufzugeben schien. Der Fürst machte sich zu ihm hin und erkundigte sich seiner Person und Umstände. „Ach," sagte der arme Alte, der seinen Fürsten nie gesehen hatte und noch weniger hier erkannte, „unser gottloser Fürst!" und schlug dabei abermals die abgezehrten Arme gegen den Himmel auf. Der Fürst, der von Schrecken durchdrungen wurde, verlangte die nähere und eigentliche Ursache seines Jammers zu wissen, und erfuhr endlich, daß dieser Mann schon vier Tage an diesem Baum zubrächte und allda sein Ende erwartete, daß sein Weib vor acht Tagen Hungers gestorben, daß er fünf unerzogene Kinder zu Haus hinterlassen habe, welche seit zwei Tagen vor seinem Weggehen schon nichts mehr zu essen, und er zwar noch ein Brod, das letzte Stück seines Vermögens gehabt habe, welches ihm aber der Amtmann seines Orts anstatt des Frohnbrods für die Koppel fürstlicher Jaghunde, welche auf dem Amt gefüttert worden, hinwegnehmen lassen, daß er nirgends mehr was aufzubringen gewußt und also

seine Kinder in das Haus eingesperrt und davon gegangen, in Hoffnung, daß Gott seines und ihres Jammers bald ein Ende machen und ihr Fürst in der Hölle dafür ewig gequält werden würde. Die Bildung des Mannes, welche kaum noch die Figur eines Menschen vorstellte, sprach für die Wahrheit seiner Erzählung, und der Fürst versteinerte bald vor Angst und Beschämung, dies war ihm noch nie widerfahren, und je unglaublicher ihm die Tyrannei seines Bedienten vorkam, desto begieriger wurde er, den völligen Grund zu erfahren. Er beredete den armen Mann, den Weg nach seinem Ort mit ihm zu nehmen. Er schleppte ihn selbst oft fort und setzte sich mit ihm, wann ihm die Kräfte zum Gehen gebrochen, bis er in später Nacht an die Hütte des Bauers kam. Gott! was für ein Anblick war das! Gleich beim Eintritt in die Hütte, deren vier leere Wände das verfallene Dach nicht einmal vor dem Regen schützte, lag das jüngste Kind von einem halben Jahr, welches denselben Tag gestorben war. Die anderen Kinder, davon das älteste neun Jahre alt war, lagen auf der Erde herum, und hatten etliche unreife und anbrüchige Aepfel vor sich, welche sie den Schweinen des Nachbars aus ihrem Trog heimlich entwendet, mit ihnen das Gespül verzehrt und sich damit das Leben noch gefristet hatten. Der unglückliche Vater, welcher den Fürsten bisher nur für einen gemeinen Jäger gehalten hatte, fiel in Ohnmacht, als der Fürst, welcher mit Bleistift auf ein Papier was verzeichnet hatte, solches dem ältesten Kinde zustellte, um es dem Amtmann zu überbringen, mit dem Befehl, zu ihm, dem Fürsten, zu kommen. Der Fürst hatte selbst einer Stärkung nöthig, welcher das erste Mal in seinem Leben fühlte, daß er Blutschulden auf seinem Gewissen habe. Es brauchte der arme Unterthan keine Entschuldigung seiner geführten Reden, dem Fürsten sagte sein Herz eben dieses. Der Amtmann, gegen den sich der Fürst vermuthlich mit seiner Handschrift legitimirt hatte, kam wirklich, vielleicht das erste Mal in die Hütte dieses Elendes. Der Fürst, bei dem das Mitleid zugleich den stärksten Grimm über den charakterisirten Bösewicht erregt hatte, fuhr ihn mit den bedrohlichsten Worten an, die Wahrheit von der Aussage des Bauers zu bekennen. Er suchte sich mit Entschuldigungen zu behelfen, und schützte den Befehl der Kammer vor, der Fürst würdigte ihn aber nicht einmal einer Antwort, hieß ihn in das Amthaus

begleiten und ließ beim Eintritt den Bluthund in das Gefängniß werfen, welches mit so vielen Thränen armer Unterthanen schon durchnetzt war. Er ließ ihm den Prozeß anstellen, und da sich nur mehr, als zu viele Exempel seiner Grausamkeit in Behandlung der Unterthanen darlegten, verdammte er ihn zu ewiger Gefangenschaft, und gab dem Waldengel, durch dessen Dienst ihm die Augen geöffnet worden, das ganze Vermögen dieses Landverwüsters, so viel er davon in dem Dienst des Fürsten zusammen gescharrt hatte. Er war im Begriff, mehrere Nachforschungen anzustellen, als er eines plötzlichen Todes starb, welcher nicht ohne bedenkliche Muthmaßung gewesen."

Von einem leichtsinnigen Fürsten, der sich nichts sagen lassen will, entwirft uns Moser folgendes Bild: „Manchen Regenten geht es, wie den gemeinen Leuten mit ihrem Pfarrer. Wenn er ihnen die dringendsten und beweglichsten Wahrheiten vorpredigt, so schütteln sie selbige damit ab, daß er seinen Lohn, Zehnten und Dienst dafür habe, daß er so reden müsse, welches er außerdem nicht thun würde. Kommt ein ehrlicher Kammerpräsident zu seinem lieben Landesvater und scheint über die in dem Etat befindlichen Posten der Parforcejagd, des Stalls, der Kapelle, der Opern und Komödien, der vielen unnöthigen Bedienten und dergleichen, worüber den Gläubigern keine Zinsen bezahlt, der Credit geschwächt und Schulden mit Schulden gehäuft würden, so sieht ihn der Fürst beim Eintritt in das Gemach schon als einen Mann an, den er dafür besolde, um ihn in seinen fürstlichen Ergötzlichkeiten zu stören, und dieser fängt kaum an, zu reden, so wird ihm schon wieder die Thüre gewiesen. Man flieht ihn, wo man ihn nur von Weitem kommen sieht, ärger als den Tod, dem der Fürst auf seinen halsbrechenden Jagden in den Rachen rennt. Will der Mann von der Regierung ein Wort dazu sprechen, so ist die erste Frage: Wer ihn zum Kameralisten bestellt habe? Der Hofprediger darf vollends nicht den Mund aufthun, und den Hofleuten ist das sardanapalische Leben eben recht. Sie essen und trinken, sie jagen, reiten, spielen mit dem Fürsten, helfen ihm Schulden machen, so lange treuherzige Leute ihr Geld hergeben, und wenn's nicht mehr gehen will, so sind sie mit einander fertig."

Moser liebt es, in seinen Betrachtungen allerlei Ge-

schichten einzuflechten, und es kam ihm dabei sein glückliches Gedächtniß sehr zu Statten. Manchmal sind's Erzählungen aus der Weltgeschichte; öfters aber auch eigene Erlebnisse. So theilt er folgenden Zug aus dem Hofleben mit: „Ich erinnere mich des munteren Einfalls eines alten Hofmanns. Er ging mit Jemand an einer frisch getünchten Wand im Schloß, an welcher dieser von Ungefähr anstrich und auf beschehene Wahrnehmung sagte: Da habe ich mich weiß gemacht. So sind Sie das erste Exempel, versetzte der Andere, denn bisher ist Alles, was nach Hof kam, schwarz gemacht worden."

Wir haben schon öfters gehört, wie einfach gläubig der geistreiche Moser war. Nehmen wir dazu auch noch folgenden Satz mit: „Es wird ein Jeder, der sich in seinem Elend und Verderben gründlich kennen gelernt und im Licht Gottes erkannt hat, was das sei, Ihn zu beleidigen, auf den fleischlichen Ruhm der eigenen Gerechtigkeit gerne Verzicht thun, herzlich froh sein, daß er die rechte und alleinige Quelle für seine Unreinigkeiten und Sünden, nemlich die heiligen Wunden Jesu, seines Heilandes und Erlösers, gefunden und durch dieses ewige Opfer so geheiligt worden, daß ihm dadurch der Zugang zu dem Herzen Gottes geöffnet und er als ein Kind nun seines Menschenstandes erst recht froh werden, aus der Fülle seiner Weisheit Kraft zu einem alsdann erst heiligen Wandel nehmen und unter allen ihm noch anklebenden Fehlern und Schwachheiten sich der treuen Zurechtweisung seines Geistes getrösten kann. Das macht freie, das macht tugendhafte Leute."

„Zu dem Bekenntniß Jesu gehört nicht nur dieses, daß man sich seines Christennamens überhaupt nicht schämt, sondern unser ganzer Wandel soll ein lebendiges Zeugniß und Denkmal unseres Glaubens an seine göttliche Lehre sein. Mit dem Munde bekennen und mit dem Herzen verläugnen, geht hier nicht an, Er hat Augen wie Feuerflammen, denen die geheimsten Regungen des Herzens nicht verborgen bleiben. Das ganze Herz, Leib, Seel und Geist mit allen Trieben und Begierden muß ihm geheiligt und aufgeopfert sein. Unser Reden und Schweigen, unser Thun und Lassen, soll seinen hochgelobten Namen verkündigen. Unsere tiefsten Gedanken sollen ihm eigen gewidmet sein. Sonst trifft uns das Loos der Heuchler, welche ihn mit dem Munde ihren Herrn ge-

kannt, ja sogar in seinem Namen Thaten gethan und doch ihm unbekannt bleiben und ihren Theil bekommen mit den Uebelthätern."

Man meint, Moser schildere unsere kirchlichen Verhältnisse, wenn er sagt: „Paulus ist sorgfältig in seinem Vortrage zu verhüten, damit nicht das Kreuz Christi zu nichte werde. Unsere philosophischen Mode-, Hof- und Polsterprediger aber haben so bequeme Wege ausgedacht, auf denen man sich, so zu sagen, in Portechaisen gen Himmel tragen lassen kann. Anstatt der Dornen streuen sie Rosen, hier bedarf es keiner Verläugnung seiner selbst und der weltlichen Lüste. Das sind Sittenlehrer hypochondrischer Eremiten, es ist genug, der Wahrheit nicht zu widersprechen. Ihr vollends Beifall zu geben, wirkt schon Verdienstlichkeiten und Lobsprüche. Nach ihr zu leben, ist eine Zumuthung, mit der man nicht zu beschwerlich fallen will. Man hütet sich, den hochgelobten Namen des unter seinem eigenen Volk verachteten Christus zu nennen. Anstatt Christenthum spricht man nur von Religion. Das Evangelium ist unter dem sittsamen Namen der Tugend bekannt, ein schöner Titel, der aber heut zu Tage weniger sagt, als er bedeutet. Man schweigt, wo man reden sollte, man tröstet, wo man betrüben sollte, man heilt, wo man verwunden sollte, man heuchelt, wo es um Bekenntnisse der Wahrheit gilt. Wie viele Lehrer sind stumme Hunde! Und da ein Blinder den andern leitet, fallen sie beide in die Grube. Pauli heilige Reden würden ihm keine Pensionen an unsern tugendhaften Höfen zuwege gebracht haben. Ihm galt es aber nicht um Worte und um Beifall, sondern um die Sache, um Herzen, die er Jesu gewinnen wollte, von dessen Liebe er durchdrungen war.

Wo er von Freunden spricht, sagt er in Beziehung auf sich: „Ich erkenne es mit einem von Dank und Beschämung durchdrungenen Herzen als eine der größten Wohlthaten Gottes an mir, daß er mich niemals ganz oder doch nicht lange ohne Herzensfreund gelassen, dessen Liebe rein und zärtlich, dessen Herz offen, dessen Umgang, Gebet, Erinnerung, Zurechtweisung und ganze Gemeinschaft für mich gesegnet und zu einer hier schon grünenden, in jener Ewigkeit aber reifer werdenden Frucht gewesen ist, der mit meiner vielen Schwachheit, Unarten und Abwechslungen des Gemüths keine blinde, aber eine solche Geduld getragen, wodurch ich in

meinem Tugendlauf noch mehr gefördert und zu stets treuerer und ernstlicher Nachfolge Christi ermuntert worden."

Zur Schilderung eines christlichen Staatsmannes sagt er: „Es ist ein sehr irriger Wahn, als ob es unmöglich wäre, zugleich ein geschickter Staatsmann und wahrer Christ zu sein. Das wäre gefehlt, wenn der Satan so weit Meister auf dem Erdboden wäre, daß nur diejenigen Väter des Volks sein dürften, welche zugleich seine leibeigenen Sklaven sind.... Sollte derjenige zu großen Unternehmungen weniger geschickt sein, der allen Rath und Beistand aus der Quelle der reinsten und höchsten Weisheit schöpft, als der, welcher sich auf seinen Arm verläßt? Es wird manchmal eines Landes geschont, weil der redliche Minister im Verborgenen mit Gott ringt, wie dorten Moses, der Israel Sieg verschaffte, so lange er seine Hände zu Gott erhob. Ist es nicht so weit gekommen, daß, wenn man von Segen und Fluch über ein Land oder Haus redet, mit schamloser Frechheit geantwortet wird: Hätten wir Geld, so würden wir uns wenig um den Fluch bekümmern. Und ist es hernach noch zu verwundern, wenn bei solcher Art zu denken alles vom Schlimmen in's Schlimmere geht, wenn der beste Rath zerrinnt, wie Schnee an der Sonne und wo man eine Grube zugefüllt hat, sich zehn andere wieder eröffnen? Wir scharren, sagte ein gottseliger Hofprediger, mit Ach und Müh unsere drei Hellerchen unter lauter Fluch auf unserem Mist zusammen und verstopfen damit die Goldgrube des göttlichen Segens."

Ein belehrender Aufsatz ging von Moser im Jahre 1764 aus, der den Titel führt: „Die schönen Wissenschaften und Künste im Bunde und Glanze der Religion." Daß ein so reich begabter und so reich gebildeter Mann die schönen Wissenschaften und Künste, wenn sie anders dem Christenthume nicht feindlich gegenüberstehen, liebte und förderte, versteht sich, so zu sagen, von selbst.

Er legte dies in einer Reihe von Briefen dar, und es thut zu allen Zeiten und auch jetzt wieder Noth, seine Gedanken festzuhalten. Es gibt liebe, gläubige Leute, die wegen des Mißbrauch's, der mit der Wissenschaft und den Künsten getrieben wird, diese selbst gering schätzen oder gar verwerfen. Ihnen tritt Moser entgegen. Freilich ist und bleibt ein wahres, lebendiges Christenthum die Hauptsache, aber Wissenschaft und Kunst im Dienste desselben, ist etwas zu

Schätzendes. Nur Einiges aus Mosers Aufsatz. Er sagt: „Man kann ein von den Wahrheiten der christlichen Religion überzeugtes, von ihrem unschätzbaren Werth durchdrungenes, in der evangelischen Gnade lebendes und dem Herrn Jesu zärtlich und lauterlich anhangendes Herz haben und kann sein Jünger, ein Zeuge seiner durch Blut und Tod vollendeten Erlösung, ein brennend und scheinendes Licht, ein mit Geist und Kraft ausgerüstetes wichtiges Werkzeug seines herrlichen Gnadenwegs sein und dabei gleichwohl mittelmäßige Naturgaben, eingeschränkte Einsichten in die Dinge des menschlichen Lebens und wenig oder keine Gelehrsamkeit besitzen."

„Es sind ewig unumstößliche Wahrheiten: Wir sollen die Welt nicht lieb haben, sie verläugnen, uns ihr nicht gleichstellen u. s. w. Gebote, welche zu befolgen denen zur herzlichsten Freude und innigstem Anliegen ihres Geistes ist, so das sanfte und leichte Joch des Heilandes auf sich genommen, des Sinnes seines Nachfolge- und Kreuzreiches verständigt werden, und die Kraft der Worte: Ich habe euch von der Welt erlöset, an sich erfahren haben. Heißt aber Solches: In Klöster sich einmauern, in Wüsten gehen und Wurzeln suchen, Dienst und Beruf niederlegen, die unter göttliche Geduld stehende Ordnung des menschlichen Regiments aufheben, sich durch besondere Trachten und Manieren auszeichnen, Einfalt mit Dummheit verwechseln, den Wissenschaften fluchen? Keineswegs. In allen Dingen, welche die allgemeine Verbindung in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft, den unvermeidlichen Zusammenhang mit weltlichen Geschäften, den Genuß zeitlicher Güter und dgl. betrifft, macht die h. Schrift zwischen dem Gebrauch und Mißbrauch den weisesten und vorsichtigsten Unterschied. Indem sie jenen ausdrücklich erlaubt, so warnet sie vor diesem, und setzt in dieser Mittelstraße die Regel unseres Verhaltens fest."

Der Mensch will's auch in geistlichen Dingen immer noch besser machen, als es Gott selbst von ihm verlangt, und vermeint, es sei nur halb gut, wenn er nicht noch was von dem Seinigen dazu thut. Daher müssen die falschen Geistlichkeiten, welche dem Wesen der Religion und des thätigen Christenthums schon so vielen Schaden gethan, und die Reden von der Hauptsache auf Nebendinge geführt haben,

Daher entstund der unüberlegte Eifer bei Anfang des jetzigen Jahrhunderts, da man von der Welt ausgegangen zu sein glaubte, wenn man die Perücke nicht puderte und keine Manschetten trug, Grobheit für Verläugnung und gute Sitten für Weltart ausgab, die Nachfolge Christi in Kopfhängerei setzte, der tiefer sitzende Hochmuth und Selbstgefälligkeit aber dabei sehr ruhig schliefen. Daher kommt endlich auch der unrichtige Begriff, den sich manche redliche Christen von der Vernunft, deren Gebrauch, deren Cultivirung und Verhältniß gegen das Christenthum gemacht, und daher einen Haß gegen manche Theile der Gelehrsamkeit, insbesondere aber der schönen Wissenschaften gefaßt haben. Weil wir die Vernunft gefangen nehmen sollen unter den Gehorsam des Glaubens, so treiben sie es noch weiter und schlagen — um in diesem Gleichniß fortzufahren — den Gefangenen lieber gar todt. Weil wir in den Geheimnissen der Religion nicht grübeln, sondern glauben sollen, so wurde der Vernunft selbst ein sehr unvernünftiger Krieg angekündigt und sie als der unversöhnliche Feind des Christenthums ausgeschrieen oder doch allzu tief unter ihrer Würde degradirt."

„Es ist von gelehrten und einsichtigen Männern längst erwiesen, daß die Schreibart der h. Schrift in der Hoheit, Deutlichkeit, Kraft und Reinigkeit des Ausdrucks vor allen menschlichen Büchern den Rang behaupte. Man darf daher getrost dabei stehen bleiben: Rede, schreibe und predige ein Lehrer des Evangelii nur immer, wie Paulus und Johannes, man wird's ihm schenken, es besser zu machen. . . Man muß reden, wie die Zeit redet, darin wir leben, man muß sich nach den Personen und Umständen richten, mit welchen und unter welchen man zu reden, zu schreiben und zu handeln hat, man muß die Wahrheit durch niedrige Ausdrücke und eine geflissentliche Nachlässigkeit des Vortrags nicht verächtlich machen, aber auch — um mich eines altlutherischen Ausdrucks zu bedienen — nicht höher singen wollen, denn getonirt ist."

„Der Welt gebrauchen, doch daß ihr sie nicht mißbrauchet, war eine Grundmaxime des erleuchteten Lehrers Paulus und sie wird es bei allen denen bleiben, welche nicht anders, als christlich vernünftig denken, lehren und leben wollen. Ein schöner Geist wird geboren, sowie ein schöner Körper. Es geht aber in der Anwendung, Gebrauch, Bewahrung und Er-

höhung der Geistesschönheit eben wie bei der körperlichen. Viele vernachlässigen solche ganz oder sie verwelkt ohne ihr Verschulden unter der rauhen Lebensart, unter Hitze, Frost und Stürmen. Andere haben mehr Gelegenheit, sie zu schonen und zu bewahren. Noch andere machen sie zum einigen Gegenstand ihrer Sorgen und viele zum Opfer der Lüste und Verführung. Soll man deßwegen auf die Schönheit selbst schmälen und mit jenem Tyroler Pfarrer Gott danken, daß er seine ganze liebe Gemeine mit Kröpfen versehen habe?"

„Es ist nicht leicht eine Sache in der Welt, wo die äußerste Vorsicht, die gerechte Mittelstraße zu treffen, so sehr nöthig und unentbehrlich ist, als in Ansehung desjenigen Theils der Erziehung, wo es auf die Bildung des sittlichen Charakters und Geschmacks junger Personen, auf die Wahl ihrer Lektüre und auf die Weise ankommt, sie mit der Welt, ihrer Lebens- und Denkungsart bekannt zu machen und ihnen davon richtige Begriffe und Grundsätze beizubringen. Man kann darin zu viel oder zu wenig thun, beides zu großem und oft unwiederbringlichem Schaden. Kindern muß der Geschmack im Verstand und der Wille im Herzen zugleich gebildet werden, sonst kommt weder auf der einen noch auf der andern Seite was Ganzes heraus. Sie wissen, theuerster Freund, wie wichtig mir eine durch Christi Blut erlöste Menschenseele ist, mit welch' lebendiger Ueberzeugung ich das Wort unsers Heilandes glaube, daß ein schreckliches Wehe auf den warte, der Kindern Aergerniß gibt. Sie wissen ferner, wie zärtlich meine Sorgfalt und wie ernstlich mein Eifer unter solchen Umständen war, wo es darauf kam, um der herrschenden Mode willen Kindern Freiheiten zu gestatten oder sie solchen Kenntnissen bloszustellen, von denen ich fürchten mußte, daß ihr junges Herz darunter Schaden leiden würde. Aber anderer Seits kann und werde ich eben so wenig billigen, wenn von Eltern oder Lehrmeistern unter dem gerecht scheinenden Vorwand, der Unschuld der Jugend zu schonen, Kinder in einer Einfalt, die an Dummheit gränzt und mit Bosheiten endigt, auferzogen werden."

„Die Erde ist doch noch des Heilands Erde, seine versöhnte, seine erlöste und mit seinem theuern Opferblut wieder geheiligte Erde. Hieß es schon im alten Bunde: Alle Erde soll seiner Ehre voll werden; mit welch stärkerem Recht verbindet uns jetzt eine solche schöne Pflicht, da uns die Er-

barmung Gottes in Christo und die zarte Sünderliebe des Heilandes in den reichen Zuflüssen des heiligen Geistes die allerwichtigsten Gegenstände einer das ganze Herz durchdringenden, den ganzen Geist belebenden, alle Kräfte der Rede auffordernden Freude, Danks, Lobes und Anbetung darbietet. Haben die Kräfte des Reichs der Finsterniß ihr Geschäft in den Kindern des Unglaubens, regt sich die Bosheit freier und unverschämter, als zu andern Zeiten, so ist doch noch weit gefehlt, daß Alles ein Raub des Satans geworden wäre, vielmehr können wir noch immer fröhlich sagen: Er herrschet mitten unter seinen Feinden. Die schönen Wissenschaften gehören nicht nur ihrem Ursprung nach in diese große Harmonie des allgemeinen Lobes Gottes und unseres Erlösers, sondern bei allen ihren kundbaren Gebrechen, unläugbarer Ausartung und vielfachem Mißbrauch sind und bleiben sie noch immer ein wichtiges und gesegnetes Mittel zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums, der Tugend und der Wahrheit. Sie sind das Salz und Gegengift gegen die über Hand nehmende Fäulniß und losen Verführungskünste".

Daß Moser nach solchen Worten ein Herz für gute Dichtung und Malerei und überhaupt für die Künste hat, ist begreiflich, ohne daß wir seine Gedanken des Näheren mittheilen. Er sagt von den geistlichen Liedern seiner Zeit, womit er ohne Zweifel die der Brüdergemeine im Auge hat. „Die älteren Lieder sind kernhaft und gesalbt, die neuern lehrhaft und betend. Die von unsern Tagen besingen mit Entzündung des Geistes und allem Schmuck und Feuer der Sprache und Dichtkunst den Preis der blutigen Versöhnung Jesu; und ihr vorzüglicher leuchtender Charakter ist Empfindung, Gefühl und Erhabenheit des Herzens, Freude im Herrn und Zerflossenheit des Geistes, über die Betrachtung der Liebe und Erbarmung Gottes in Christo, lebhafte, herzrührende Schilderungen des für uns geschlachteten Gotteslammes in seiner Martergestalt und eine Sprache, die sich auf selige Erfahrungen gründet."

Wir wollen aus dem vielen Wahren, was er in seinen Briefen gesagt hat, nur noch einen sehr ernsten Satz herausheben: „Wenn an dem Tage der großen und allgemeinen Entscheidung das Schreckenswort: Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! auch diejenigen treffen wird, die in dem Namen

Christi sogar geweissagt und Thaten gethan haben und hingegen auf dem einem Jünger gereichten Trunk kalten Wassers eine so hohe Prämie steht, so werden besorglich manche große Odendichter und Kanzelredner unserer Zeiten mit tiefer Schmach bedeckt stehen, mittlerweile der demüthige und vergessene Dichter eines herzlichen Verschens, oder der, so irgend eine Predigt im Geschmack eines Tauler und Prätorius gehalten, zum Eingehen in seines Herrn Freude aufgerufen werden wird."

Doch es sei mit diesen kostbaren Wahrheiten, mit denen man ein großes Buch füllen könnte, für jetzt genug.

3.

Der Dichter.

Das ist Niemand anders, als unser lieber Moser. Schon im Jahr 1763 ließ er eine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel: „Geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder" ausgehen, nachdem eine vor zehn Jahren erschienene sehr fehlerhaft gerathen war. Er spricht sich über seine Lieder in der Vorrede folgendermaßen aus: „Die gegenwärtige Sammlung legt den Zustand und die Gesinnungen meines Herzens vor Gott dar. Es hat mir billig geschienen, daß einer, der auf manchfalt'ge andre Weise vor der Welt genannt wird, auch ein Zeugniß hinter sich lasse, zu welcher Religion er sich in seinem Leben bekannt habe. Und wie könnte ich ohne vorsätzlichen Undank verschweigen, daß auch mir Barmherzigkeit in Jesu Blute widerfahren sei, welches mein einiger Ruhm in Zeit und Ewigkeit bleiben wird! Man kann den Heiland zärtlich lieben und doch kein Dichter sein. Ist es aber wohl möglich, bei Empfindungen eines über sein Marterbild lebendig gerührten Herzens ein laues Lied von ihm zu singen? Ich vermeine: Nein! Wenigstens könnte der Unterschied eines erkünstelten Gedichts bei einer fühllosen Seele und des herzlichen Verschens aus einem über Jesu Leiden zerflossenen Geist wohl nicht geringer sein, als wie sich die Strahlen

einer gemalten Sonne gegen die von der wirklichen verhalten? Jene lassen sich ohne Gefühl ansehen in ihrem todten Licht, diese erwärmen und zerschmelzen augenblicklich. Die Liebe macht mich singen, denn Sein Strahl hat auch mein Herz entzündet, doch mache ich auf den Dichternamen nicht eher Anspruch, bis ich nach dem Abwischen aller Thränen von unsern Augen das neue Lied der mit Blut erkauften Schaaren mit anstimmen darf."

Es ist bekannt, daß Mosers Vater an 1200 Lieder verfaßt hat, sehr viele in seinem Gefängniße zu Hohentwiel. Einige darunter sind wirklich schön, die meisten aber enthalten gereimte Prosa. Dagegen zeichnen sich die Lieder seines Sohnes durch dichterischen Schwung und eine herzliche Innigkeit aus. Der Schwung erinnert zuweilen an das Klopstock'sche Pathos und die Innigkeit hat etwas von der Herrnhutischen Poesie. Wir erlauben uns, nur einige Lieder mitzutheilen.

Elend und Gnade.

Ueber Luc. 14, 21 cf.

O wohl mir, daß ich elend bin,
Unwürdig, Herr, all' Deiner Gnaden,
Ich wagte mich nicht selber hin,
So aber werd' ich eingeladen.
Wozu? Zum großen Abendmahl.
Doch das gehört nur für die Kinder!
Ach nein! Hier gilt die Gnadenwahl:

Wer in sich arm, wer nur ein Sünder,
Wer lahm und blind und schlecht,
Dem gilt das volle Recht,
Zum freien Gnadenthron zu kommen.
Hier treibt man kein's zurück,
Man wird ohn' allen Schmuck
Mit off'nen Armen angenommen.

Dies ist die Stimme meines Herrn,
So spricht die ganze Zeugenwolke,
Ich allerärmster käme gern,
Ich schlöß mich gern zu diesem Volke;
Doch daß, Herr Jesu, Dich's erbarm',
So wie ich mich noch selbst muß sehen,
So bin ich für Dich gar zu arm,
Ich muß fürwahr zurücke stehen,

Mein Herze stimmt mir bei:
Ich war dem Ruf nicht treu,
Ich steh' beschämungsvoll von ferne
Und seh' mit blöder Lust,
Was Du den Deinen thust,
Ich fürchte mich, doch käm' ich gerne.

Herr Jesu, wenn dein theures Blut
Auch mir zu liebe ist vergossen,
Wenn auch für mich die milde Fluth
Aus Deinem Seitenmaal geflossen,
So werf ich lechzend mich vor Dich
Mit allem meinem Seelenschmerze,
O Segensquelle tränke mich,
O träufle auf mein dürres Herze!
Du Geist, der Jesum lehrt
Und sein Verdienst verklärt,
O nenne doch auch mich mit Namen
Und bring' mich in die Zahl,
Die zu dem großen Mahl
Auf Deinen Ruf zusammen kamen.

Ich fasse Dich bei Deiner Treu',
Ich halt' mich an Dein ewig Lieben,
Ich nahe mich zu Dir auf's Neu;
Bin ich zu lang zurückgeblieben,
So bitt ich Dich, verschließe mir,
Wenn ich auch ganz von Dir gewichen,
Nicht die sonst offne Gnadenthür,
Muß ich auch langsam zu Dir kriechen.
Den seine Wahl nicht reut,
Herr laß mich Dich noch heut,
Als meinen Herrn und Gott erkennen,
Und wenn entrückt der Last
Dich dann mein Glaube faßt,
So mach mein Herz in Liebe brennen.

Der Sieg des Glaubens.

Mein Glaube siegt und bricht die Bahn
Durch alle Macht der Finsternissen,
Mein Haupt, mein Mittler, geht voran,
Der aller Höllen Kraft zerrissen,
Dem Tod und Sünd zu Füßen liegt,
Mein Glaube siegt.

Zwar will mich meine Sündlichkeit
Vor seinem Flammenaug beschämen,

Und mir des Glaubens Freudigkeit
Der Kindschaft theures Zeugniß nehmen;
Ich trau dem Wort, das niemals trügt,
Mein Glaube siegt.

Du weißt, Herr Jesu, daß ich Dich
Mehr als mein eigen Leben liebe;
Der Brüder Feind verklaget mich,
Wie oft ich annoch Dich betrübe,
Du hörst ihn nicht, der allzeit lügt,
Mein Glaube siegt.

Seh ich das Glück des Spötters an,
Und sehe nicht sein schrecklich's Ende,
So lockt er, daß ich von der Bahn
Des schmalen Weg's zu ihm mich wende,
So spricht der Feind, der ewig lügt.
Mein Glaube siegt.

Ich glaube Deine Majestät,
Du aller Welten Herr und König;
Zwar wenn's durch dunkle Wege geht,
So glaub ich annoch viel zu wenig,
Doch macht Dein Wille mich vergnügt,
Mein Glaube siegt.

Oft will das Leiden dieser Zeit
Den schwächern Geist zu Boden drücken,
Oft wird mir's schwer, mit Freudigkeit
Nach Dir, Jerusalem, zu blicken,
Allein die Hoffnung überwiegt,
Mein Glaube siegt.

Oft stürmt auf das gelass'ne Herz
Ein Heer verzagender Gedanken;
O Jesu, welcher Seelenschmerz!
Mein Glaube fängt schon an zu wanken,
Ich faße Dich, die Furcht betrügt,
Mein Glaube siegt.

Wirst Du am Ende meiner Zeit
Für mich zu Deinem Vater beten,
Und darf ich aus Barmherzigkeit
In Reih'n der Lammesbräute treten,
So sing' ich ewig höchst vergnügt:
Mein Glaube siegt.

Der Weg der Trübsale und der Geduld.

Der Weg ist gut, der durch das Leiden führet,
Man findet Gott, wenn man sich selbst verlieret,
Gefahr und Noth treibt die beherzten Streiter
Beständig weiter.

So spricht der Glaube, der sich muthig waget,
Wenn die Vernunft bei eigner Kraft verzaget,
Der in sich selbsten zügellose Wille
Wird niemals stille;

Bis Kreuz und Leiden ihm den Weg verzäunen
Und Proben, die oft unausstehlich scheinen,
An das sich selbst gelass'ne Herze treten,
Dann lernt man beten.

Dann fühlt man sich; die Noth scheint zu gefährlich,
Der sonst verlachte Rath wird unentbehrlich,
Man lernt, wenn Angst und Weh auf Einem liegen,
Zum Kreuz sich schmiegen.

So ist's, wenn Gott, der stets in Liebe handelt,
Mit Manchem ungewohnte Wege wandelt,
Dem Menschen, der das Glück in guten Tagen
Nicht kann vertragen.

Sein Zweck ist nicht, die schon geplagten Seelen
Mit überflüß'ger Noth noch mehr zu quälen,
Und die, so mit Gewalt vor ihm entfliehen,
An sich zu ziehen.

Ach nein, sein Herz, das Herz voll Himmelsliebe
Läßt Jedem ungebunden, freie Triebe;
Der in sich Selige zwingt seine Gaben
Niemand zu haben.

Sein Zug, sein Ruf entsteht aus keinem Grimme,
Er locket nur mit sanfter Hirtenstimme
Das irre Schaaf mit innigstem Erbarmen
In seine Armen.

Ist aber je ein Herz, das sein gehöret,
Und das sich noch mit halbem Willen wehret,
Das reißt er dann, (die Seelen sind ihm theuer,)
Als Brand vom Feuer;

Und sucht durch die von Außen harten Leiden
Dem armen Geist die Weltlust zu entleiden,

Er selbst entzünd' bei Seufzen, Schmerzen, Thränen,
Ein himmlisch Sehnen.

O selige, o ewig süße Wehen,
Daß solche Wünsche in dem Geist entstehen,
Das Herz empfindet bei des Leib's Ermüden
Göttlichen Frieden.

Dann wird den Seelen, die mit ihm verbunden,
Nichts mehr zu schwer; dann sind die Leidensstunden
Nur lauter segensvolle, leichte Wege
Und Liebesschläge.

Je williger das Herz zum Kreuz sich findet,
Je mehr wird auch der Liebe Glut entzündet,
Man hüllet sich dem Mann, der voll Erbarmen,
In seine Armen.

Man sucht und find't, man kennt und fühlt sein Herze;
Bei dem nur für den Leib bestimmten Schmerze
Wird doch der Geist, auf den er gnädig blicket,
Trostvoll entzücket.

Der Feind voll Lust, ein Menschenherz zu sieben,
Wird durch die Kreuzgestalt zurückgetrieben,
Er scheut, der stolze Geist, in Leidenswehen
Ein Herz zu sehen.

Und wenn auch finstre Kraft den Sinn verdunkelt,
Erweckt das Kleinod, das von Oben funkelt,
Auf's neu' den Muth, die Hoffnung, sammt dem Glauben,
Läßt sich nicht rauben.

Blick' auf die Wolke der verklärten Zeugen,
Die jetzt vor Jesu Thron die Palmen neigen;
Wie kommen sie zum Sammelplatz der Freuden,
Nicht so? durch Leiden.

Kein Thränlein wird umsonst allhier vergossen,
Sie bleiben dort fürwahrlich beigeschlossen,
Und werden, wenn's einst gilt, die Treu' belohnen,
Perlen zu Kronen.

Der Körper eilet zwar in sein Verwesen,
Der Geist fleucht auf in sein ursprünglich Wesen,
Einst wird das Samenkorn aus kühler Erden
Auch herrlich werden.

Zuletzt geht Alles gut, auf kurzes Leiden
Folgt eine Ewigkeit voll Himmelsfreuden;
Dann wird der Geist, den noch sein Wohnhaus drücket,
Selig beglücket.

Passionsgedanken.

Es stirbt um meinen Fall betrübt
Das Lamm, das meine Seele liebt,
Gott wiederum mich zu versöhnen.
Wie floß sein theures Opferblut!
Mein Auge rinnt mit weichem Muth
Von Christenthränen.

Mein Geist empfindet noch viel mehr,
Und eigener Verdienste leer
Sinkt er, o Lamm, zu Deinen Füßen.
Laß ihn die göttlich hohe Kraft,
Die neue Kreaturen schafft,
Ganz überfließen.

Gefühl von meiner Armuthei,
Beschämung über deine Treu'
Legt mich vor Dir in Staub darnieder;
Die Stimme der Barmherzigkeit,
Die unaufhörlich: Gnade! schreit,
Erhebt mich wieder.

Mein Mund soll Dich in dieser Zeit,
Den Ursprung meiner Seligkeit
Und Herrn und Gott im Glauben nennen;
Und steh' ich einst vor Deinem Thron,
So soll ein ew'ger Jubelton
Dein Lob bekennen.

Osterlied.

Wer feiert rechte Osterfreuden!
Ein Herz, das über Jesu Leiden
Sich weich und satt geweint,
Dem über dem verliebten Fragen:
Wo haben sie ihn hingetragen?
Der Heiland schnell erscheint.

O könnte ich zu seinen Füßen
Wie ein Marienherz zerfließen,

Gewiß, er stünde da.
Doch auch den warmen Liebesthränen
Des Petrus und der Magdalenen
Ist er nicht minder nah.

Du bist auch heut in unsrer Mitte,
Drum wag' ich eine Osterbitte:
Was Thoma ist gescheh'n,
Die Maal an Händ' und Seit' und Füßen,
Dich meinen Herrn und Gott zu grüßen,
Laß mich im Geiste sehn.

Beim Genuß des heiligen Abendmahles.

Holdselig, mit vergnügter Klarheit
Umstrahlt auch mich der Glanz der Wahrheit
Vertreibt mir schon die Kraft der Wahrheit,
Den alten Schmerz.

O Trost! Er will für meine Sünden,
Der Mittler selbst den Tod empfinden,
O welch ein beugendes Empfinden,
Durchgeht mein Herz.

Mit reuendem, zerknirschtem Muthe
Sehn' ich mich, Herr, nach Deinem Blute;
Die Gotteskraft von Deinem Blute
Komm über mich!

Laß mich nach Dir dem Lebensfürsten
Gleich einem Hirsch nach Wasser dürsten,
Ja stille mir mein lechzend' Dürsten
Recht mildiglich.

Du Geist des Trostes, Kraft der Müden,
Erquicke mich mit Deinem Frieden,
Versenke Dich mit Deinem Frieden
In meinen Geist.

Setz' Furcht und Zweifel ihre Schranken,
Erhebe siegend die Gedanken,
Mit Lob erfülle die Gedanken,
Das Gnade preist.

Begleitet von der Himmel Chören
Trugst Du dein Blut zu den Altären,
Hier spricht es noch auf den Altären:
Barmherzigkeit!

In dieser ewigen Minute
Spricht auch Dein Blut mir Wurm zu gute,
Ich fühle, wie es mir zu gute
Um Gnade schreit.

Anbetend fall' ich vor Dir nieder,
Vor Ehrfurcht zittern Geist und Glieder,
Tief beugen sich, Geist, Seel' und Glieder:
Der Herr ist da!

O welch' Entzücken! welche Triebe!
Der Gott, der Herr ist, ist die Liebe.
Nimm mich zum Opfer deiner Liebe!
Hallelujah.

Ein Mann, welcher von dem Sohne Gottes und der großen Werke der Versöhnung, in einer Zeit, in welcher di Freigeisterei schon überall eingedrungen war, in seinen prosaischen und dichterischen Erzeugnissen ein so entschiedenes rundes Bekenntniß abgelegt hatte, konnte von dem Troß de ungläubigen Aufgeklärten nicht unangefochten bleiben. E wurde in öffentlichen Blättern und in Schriften verlästert, verläumdet und verfolgt.

Auch darin erkennt man das edle Christenherz Mosers, daß er sich solche Anfeindungen zum Besten seines inwendigen Menschen dienen ließ. Er hat seine Gefühle darübe dichterisch ausgesprochen, aber dieses Gedicht erst im Jah 1796 veröffentlicht. Wir theilen es zum Schluß dem geneigten Leser mit, es führt die Ueberschrift:

Beichte und Absolution.

Zerhackt von Dornen bis auf's Blut,
Macht deine Streiter munter;
Geschimpft mit simeit'scher Wuth
Ringt von den Höhen runter.
Von Lob und Beifall eingewiegt,
Macht, daß der Feind am leicht'sten siegt;
Der Wolf nur weckt die Schafe
Aus allzu sicherm Schlafe.

Hoch sasse schon mein stolzes Ich
Auf selbsterbautem Throne,
Und jeden Morgen sagt es sich:
Herr, Deines Lebens schone!
Im Tempel, wo der Rauchaltar
Des eignen Ruhms errichtet war,

Da goß ich güldne Kälber
Und opferte mir selber.

Nun heißt's: Philister über Dir!
Es ist uns doch gelungen;
Der uns gehöhnt, den schlagen wir
Jetzt todt mit unsern Zungen.
Gott sei's gedankt, es sind doch ja
Philister nur, nicht Delila;
Auch unter dem Erliegen
Wird noch die Wahrheit siegen.

Sie reißen nur am Oberkleid
(O wär es schon in Stücken)
Der dünnen Selbstgerechtigkeit;
Doch weiter wird's nicht glücken.
Die Brust ist in den starken Schild
Des Senfkornglaubens eingehüllt,
Und vor dem Kreuzeszeichen
Muß der Verkläger weichen.

Sie schlagen auf der Wahrheit Mund
Und schelten mich: vermessen;
Der Eifer, Herr, um deinen Bund,
Der hatte mich gefressen;
Und mein Gebein, das weißest Du,
Allwissender hatt' keine Ruh',
Ich sah getaufte Rotten
Des Christenglaubens spotten.

Ich sah manch' hartgedrängtes Land
Tyrannenhaß regieren,
Der falschen Staatskunst Zauberhand
Der Unschuld triumphiren,
Auf Kanzeln ungeweihten Mund,
Im Priesterrock den stummen Hund,
Den Prediger der Lügen
Das arme Volk betrügen.

Da ward's um meine Seele bang,
Ich konnte nicht mehr schweigen,
Dein Treiben war es, das mich zwang,
Wer reden kann, muß zeugen.
Dem Satan kann ich nichts gesteh'n,
Den Bösen ist ihr Recht gescheh'n,
Nur Dein durchdringend Auge
Sieht, was daran nicht tauge.

War meine Saat nicht deine Frucht,
So laß mein Werk verderben;
Laß Alles, was sich selber sucht,
In deinem Tod ersterben.
Nimm alle meine Fehler hin
Und gib mir deinen Lammessinn;
Laß, um Dich zu bekennen,
Kein wildes Feuer brennen.

Nun, Abba! schlage väterlich,
Ich fall' in Deine Armen,
Deß, den Du züchtigst, wirst Du Dich
Auch wiederum erbarmen.
Dir ist des Herzens tiefer Wust
Mehr als mir selber noch bewußt,
Doch, wär ich nicht der Deine,
Du machtest mich nicht reine.

— — —

Ja beug' mich tief, bei Dir ist gut sich beugen,
Das Gold wird klar durch deine Schmelzerglut;
Dann muß des Brüderfeind's Verklagen schweigen,
Du selbst machst unsre Fehler wieder gut.
Dir darf man Alles beichten,
Du darfst uns ganz durchleuchten;
So schlecht wir immer sein,
So schmerzlich wir uns unsres Elend's grämen,
So thränend wir uns unsres Undank's schämen,
Du liebst, vergibst, bleibst treu und hilfst, und machst uns rein.

O Tiefen des Erbarmens! Eine Seele,
Fürwahr sie kostet eine Gottesmacht,
Daß Deine Gnadenwahl an ihr nicht fehle,
Bis Du sie ganz hindurch zum Ziel gebracht,
Um aller Feinde Sichten
Allmächtig zu vernichten,
Der finstern Kräfte List
Mit Hirtentreue von uns abzuwehren,
Dem Geist, nach Dir sich sehnend zu bewähren,
Daß Du der Deinen Haupt und Herr und Sieger bist.

O zähle nicht die Menge meiner Schulden,
Schau', Herr, nur meine tiefe Armuth an;
Du Vaterherz voll unermeßnen Hulden,
Sieh' auf den Bürgen, der sie zahlen kann.
Sein priesterliches Beten
Wird auch noch mich vertreten
Und Du verwirfst mich nicht.
So lang ich noch werd' „Jesus" lallen können,
So lange darf ich Dich auch Abba nennen
Und Du verstöß't mich nicht von deinem Angesicht.

Ich wollte gern, doch kann ich nichts versprechen,
Der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach.
Wird aber einst die Hütte völlig brechen,
So höre Du der Seufzer letztes Ach
In meinen Todesstunden,
Du Haupt voll Blut und Wunden,
Und drück' Dein Siegel drauf,
Sprich: Deine Sünden sind, mein Sohn, vergeben,
Dein Glaub' hat Dir geholfen, Du sollst leben!
Nimm den erlösten Geist in Deine Arme auf.

Dazu möchte ich nur noch ein Paar Verse setzen aus einem Liede, das er: „Ergebenheit des Willens auf alle Wege" überschrieben hat.

Ich sehe Dich in der Gestalt,
Wie Du auf dieser Welt gewallt,
Mein Geist ist beugungsvoll erfreut,
Gott, über Deiner Menschlichkeit,
Wie Du gelebt, geredt, geweint, geruht,
Kommt voll Verdienstlichkeit mir noch zu gut.

Dein Name heißet Jesus Christ,
Weil Du der Sünder Heiland bist,
Gesalbt mit Gottes Majestät,
Für uns auf's Vaters Thron erhöht.
Johannes sagt, daß Du auch Liebe heißt,
O Liebe, komm, entzünde meinen Geist.

Dein saurer Gang, dein Arbeitsfleiß
Gesegne meinen Pilgerschweiß;
Dein lauteres Gehorsamsein
Mach mich vom eignen Willen rein.
Dein ganzer Wandel, jeder Gang und Schritt
Durchheilige auch meinen Wandertritt.

Schreib mich in's Buch des Lebens ein,
Worin die sel'gen Namen sein,
Die Du dereinst als Lebensfürst
Vor aller Welt verlesen wirst.
Ich stehe schon in Deiner blut'gen Hand,
Die mir zu Lieb an's Kreuz ward hingespannt.

4.

Herr und Diener.

Es ist Zeit, daß wir an die weitere Entwicklung seines Lebenslaufes gehen, von dem wir freilich aus dieser Zeit nicht viel wissen. Frankfurt am Main war, wie wir schon gehört haben, der Ort seines Aufenthalt's. Hier war es, wo ihn auch der junge Göthe, vermuthlich in dem Hause seines Vaters, kennen lernte. Es ist uns interessant, sein Urtheil über Moser kennen zu lernen. Er sagt: „Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl, als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Friedrich Karl von Moser. Auch er hatte einen gründlich sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog, und so wollte er das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegen führen. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes." Schade, daß Göthe, ich möchte fast sagen, keinen Sinn dafür hatte, den tiefen Gehalt Mosers zu erkennen und zu würdigen. Er sah nur die Früchte des Baum's; den Baum selber, den herzlichen Glauben Mosers verstand er nicht. Warum? Weil er bei den bedeutenden Gebrechen seiner menschlichen Natur sich nicht zu frommen Männern, wie Fresenius, Moser und andern, oder vielmehr zu Christo, der ihr Grund ist, hingezogen fühlte. Wie gut wäre es für ihn selbst, und für seine vielen Verehrer gewesen, wenn seine hohen Gaben den himmlischen Geber verherrlicht hätten, statt daß er an dem Geschaffenen hängen blieb. Doch ist uns sein Zeugniß über Moser von Werth, es ist ohne Zweifel das Zeugniß eines Unpartheiischen.

Mosers Thätigkeit in den hessischen Vergleichsverhandlungen, seine reiche Begabung, sein ehrenwerther Charakter, und wir dürfen wohl auch sagen, sein entschiedenes Christenthum hatten die Aufmerksamkeit einer Frau auf ihn gelenkt, welche Friedrich der Große „die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts" nannte, und von der der deutsche Schriftsteller Wieland sagte, es wäre zu wünschen, daß sie ganz Europa beherrschte, es war die Erbprinzessin Henriette

Christiane Karoline von Hessen-Darmstadt. Sie ließ sich nicht durch das Buch zurückschrecken, das Moser damals herausgab, und das den Titel führt: „Der Herr und der Diener“. Es ist eigentlich die Schrift, welche Mosers Ruhm begründet hat. Im Jahre 1759 trat sie zum ersten Male an's Licht, nachdem er die ersten Grundzüge dazu auf Veranlassung einer Herrschaft, vermuthlich der Erbprinzessin selber, entworfen hatte. Die Gedanken, welche darin niedergelegt sind, kehren in seinen späteren politischen Schriften immer wieder. Deßhalb wird es gut sein, die hauptsächlichsten daraus mitzutheilen. Man kann sich nicht genug wundern über die Freiheit, mit welcher er die Schattenseiten der Fürsten in der damaligen Zeit, in welcher strenge Censur herrschte, dargestellt hat. Nicht aus Liebhaberei am Tadeln hat er das Buch geschrieben, sondern er wollte bessern. „Sich und andere bessern“ schreibt er in der Vorrede, „ist der Wunsch und Bemühung eines Christen, eines Patrioten, eines treuen Bürgers und das allgemeine Anliegen eines jeden Menschenfreundes.“ Er ließ allgemeine Grundsätze vorausgehen. Wie in jeder geordneten Haushaltung ein allgemeiner Plan, nach dem gehandelt wird, herrschen muß, so kann ein Fürst sein Regiment nicht glücklich führen, wenn er nicht gewisse Grundsätze als Richtschnur vor Augen behält. An den mittleren und kleinen Höfen tadelt er namentlich die Grundsatzlosigkeit. „Einer,“ sagt er, „muß die Uhr aufziehen, es sei nun der Herr im Haus selbst, oder derjenige, welchem er den Schlüssel dazu anvertraut hat.“ An einem Hofe, den er nicht nennt, vergißt man diese Wahrheit. „Heute wird die Uhr gerichtet, morgen schiebt sie der Eine vorwärts, ein Anderer rückwärts, der Dritte hängt die Gewichte gar ab, und weil sie von so Vielen bedient wird, geht sie niemals richtig.“ Von einem andern Hofe sagt er, daß er ein Muster von Unordnung sei. „Im Lande regieren die Minister, welche der Herr gerne schalten und walten läßt, wenn sie ihn nur mit ihrem Latein in seinen Lustbarkeiten ungestört lassen. Zum Glück sind es tapfere und verständige Männer. Ich erschrecke, wenn ich bedenke, wie es in dem Lande aussehen würde, wenn die Geheimen Räthe keine redlichen Leute wären.“ In einem andern Lande „wollen Ihre Durchlaucht allein regieren und fragen Niemand, als sich selbst. Eine Kutsche mit acht Pferden möchte noch eher ohne Gefahr allein zu

regieren sein, als ein ganzes Fürstenthum von einem eig-
sinnigen Kopf."

„Es giebt so wenig ein allgemeines vollständiges Mod
der Regierungskunst, als einerlei Klima. Ein Pelz von Ko
bis zu Fuß thut im Mai zu Petersburg noch sehr g
Dienste, in Neapel würde es bequem sein, um zu v
schmachten."

„Die Verfassung eines Hauses und Landes mag g
oder schlecht sein, so kommt die Hauptsache alle Mal auf d
Regenten an. Das schönste Haus zerfällt in sich, wenn
von einem nachlässigen Herrn bewohnt wird, und eine Wü
wird zum Garten unter der Pflege eines emsigen und klug
Besitzers."

„Es ist ein schweres Amt, regierender Herr zu sein, do
wahrlich für böse Regenten am schwersten."

„Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen einem La
desfürsten und Landesvater. Jenes wird man durch die Or
nung und Rechte der Geburt, dieses durch Tugend und Au
übung seiner Pflichten."

„Ich sage es mit patriotischen Thränen, wie so sehr weni
sind der Regenten, welche das so theure Geschenk der deu
schen Freiheit ohne Mißbrauch gebrauchen; und wie na
sind wir den Zeiten, da man nicht mehr zwischen gut un
schlimm, sondern nur zwischen schlimm und noch schlimm
wählen darf. Fast schäme ich mich, ein Deutscher zu sei
wenn ich beherzige, was Viele unsrer künftigen Erbfürst
für Leute sein werden."

„Sollte man es in unsern heillosen Zeiten anders, a
auf einem verlornen Blatt Papier wagen dürfen, dem R
genten in's Angesicht und mit der Hoffnung des Eindruc
zu sagen: Respectiren Eure Durchlaucht in Ihren Handlu
gen die Stimme Gottes und des Gewissens!"

„Gott ist es und dieser allmächtige Richter aller Herr
wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regent
ausspeien und mit Ketten ewiger Finsterniß binden lass
wird."

„Ein Fürst ist erst alsdann groß, glücklich und gelieb
wenn er mit einem von der Kraft der Religion überzeugt
Herzen seine Regierung in dem alleinigen höchsten Vertrau
auf Gottes Segen, Hülfe und Beistand zu führen unternimm
Der Spötter wirft dagegen vergebens ein: Selig wird

ein Herr werden, aber nicht groß und reich. Es kann wohl sein, wenn das aber all sein Unglück ist, so möchte es noch wohl zu ertragen sein. Man betrachte aber dagegen die Höfe, welche nach den feinsten Regeln der Staats- und Betrugskunst regiert werden, was ist am Ende der Gewinn einer gewissenlosen Politik? Ihr Schicksal, dem sie spät oder frühe nicht entgehen, die herbsten Demüthigungen, die Streiche, so ihnen im Angesicht der Welt mit gedoppeltem Vergeltungsmaaß für alle an Andern verübte Ungerechtigkeiten zugezählt werden, die innere Peinigung eines stolzen Geistes, der seine Hoffnungen im Staub vor sich liegen sieht, sind die von Männiglich dafür erkannten Züchtigungen, welche vergeblich mit übel ausgeschlagenen Maaßregeln, mit unvermeidlichen Abwechslungen in dem Lauf der Welt bemäntelt und mit einer pharaonischen Großmuth ertragen werden."

„Unglücklich ist ein Land unter einem Regenten, der selbst regieren will, ohne dazu den Verstand zu haben. Unglücklich ist ein Haus, dessen Herr aus Furcht, man möchte ihn übersehen, sich von Niemand rathen lassen will. Unglücklich ist ein Land, dessen Regent gut regieren könnte, wenn er wollte. Drei Mal glücklich ist Herr und Land, dessen Regent hinlängliche Fähigkeit und eine feste Neigung hat, wohl zu regieren; der aber so viel Ueberzeugung besitzt, nichts ohne guten Rath vorzunehmen und der die leichte physikalische Wahrheit moralisch glauben kann, daß mehrere Augen besser sehen, als eins."

Moser hatte Gelegenheit, in verschiedenen Provinzen Deutschlands die Handlungen der Landtage in der Nähe zu beobachten. „Es hat auch", schreibt er, „ein eigenes Bedauern gekostet, zu sehen, wie das landesväterliche Herz auf denselben herumgeschleppt worden. Nach der Proposition der landesherrlichen Commissarien brach dem theueren Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anforderungen beschwerlich fallen müsse, er, der alsdann erst froh sein würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Dieß einzige tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter der Leitung eines höhern Schicksals stehende Landesbedürfnisse sind, welche ihn nöthigen, dem Land mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen. Nach dieser Charlatans-Predigt geht das Negotiiren an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft

und Städten und wie sie nach der verschiedenen Lage der deutschen Provinzen heißen, werden einer nach dem andern besprochen, gastirt, belebt, bedroht und gewonnen, die meisten Stimmen machen endlich den Schluß, und es wird ein abermaliges Aderlassen durchs ganze Land resolvirt. Der Landtagsabschied ist so gelehrt wie eine Leichenpredigt, und der Minister mit seinen Macklern und Küch- auch Kellerbebienten kommen im Triumpf nach Hof zurück. Leben und Wonne breiten sich wieder über die Favoritinnen und Favoriten aus, der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so muthig ins Horn, die Sängerin, die seit 13 Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche, der Parforce-Hundsstall, dem die Rentkammer und Gläubiger schon den Untergang decretirt hatten, ertönt von frohem Geheul und alle adlige und unadlige Müssiggänger rechnen bereits auf die neu eröffnete Goldgrube. Von den gethanen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden abgetragen, und einige mit großem Vortheil feilgemachte, dem Lande incorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles dies ist im Angesicht des Landes mit Hand und Siegel, auf Wort und Treue vollzogen worden. Allein, daß Gott erbarm, wie wird der theuersten Zusage gespottet! Die wichtigen Männer, so sich zu Werkzeugen einer heillosen Beredsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, heischen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit. Die Termine kann man nicht erwarten, die Gelder werden also auf den Credit des Landes im Voraus anderswo gesucht und erhoben. Anstatt die Miliz zu zahlen und den Fuß der Truppen zu erhalten, werden selbige reduzirt, die Gläubiger werden treuherzig gemacht, ihre von dem Land nun consentirte Kapitalien zu verlängern, und den Junkern, denen die Güter feil gemacht worden, gibt man etwas auf den Abschlag, einen Dienst bei Hof, ihren Kindern eine Fahne, sie mögen sehen, wann sie einst das Uebrige bekommen. Das aus den Lebenssäften des Staats destillirte Geld aber erhebt der Landesherr durch seine Leute selbst. Ihm dies zu versagen, hieße dem Füsten nicht getraut; sich dem Herrn zum Vormünder aufzuwerfen, das wäre ein Verbrechen der beleidigten Majestät, wer wird sich das zu verlangen unterstehen? Wo wird der ehrliche Minister sein, der seinem Herrn mit dergleichen

Vorstellungen beschwerlich fiele? Ja sind nicht leider diese oft die ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen, und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen, und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Haus beseufzen, welchem mit männlichem Muth möglichst zu steuern sie vor Gott, ihrem Gewissen und ihren Pflichten gegen Herrn und Land auf das stärkste verbunden sind?" —

„Ein Minister, von dessen Bemühungen ein Heer, Haus und Land sich Vortheil, Ruhm und Segen zu erfreuen haben wollen, sollte billig eine reine und ungeheuchelte Liebe zu Gott, ein zärtlich bewahrendes Gewissen und ein Herz voll wahrer Menschenliebe haben. Weil aber diese Stücke eben so selten in Personen dieses Ranges angetroffen werden, als wenig darauf gesehen wird, so will ich mit Anpreisung unverlangter Eigenschaften Zeit und Papier nicht mißbrauchen. Die Hofkleider sind enger und kürzer, und die Hofgewissen weiter und elastischer geworden."

Hören wir noch weitere Gedanken, die er über einen redlichen Minister hat: „Er wurde mir unendlich ehrwürdig, ich erblickte in ihm eine glückselige Person, welche die täglichen Gelegenheiten hat, ein ganzes Land seines Lebens froh zu machen, die Tugend zu belohnen, die Künste zu ermuntern, die Armen und Elenden zu erquicken und thätig zu trösten. Ich lernte schätzen die brennende Menschenliebe eines Mannes, um den sich tausende herlagern, um sich an seinem Rath, Beistand und Wohlthun zu erwärmen. Indem ich aber herbeitrat, um an einem so reizenden Bild mich in der Nähe zu ergötzen, als ich den Minister im Schlafrock kennen lernte und ihm zu den Cabinetsfreuden nachschlich, so sah ich, ja wahrlich ich habe es selbst gesehen, ringende Hände, heiße Seufzer, warme Thränen, tiefe Sorgen, wenig Hoffnung, keine Ruhe, schlechten Trost. Sein Schreibtisch war der Ausleger seines Kummers, ich durfte mich ihm nähern und ich that es mit einer theilnehmenden Seele. Hier lag das Geschrei des ganzen Landes gegen einen bösen Buben, den der Regent durch seine besondere Protection vom Galgen privilegirt wissen wollte." Und nun führt Moser noch eine Reihe von Dingen auf, die das Gewissen eines redlichen Ministers beunruhigen müssen.

Das Bild, welches nun von einem Minister entworfen

wird, wird wohl selten in Wirklichkeit gefunden, „denn zu einem Minister, wie er an vielen Höfen verlangt wird, gehören Züge, womit ich meine Feder nicht entweihen möchte."

„Man weiß oft nicht, wo es an einem Hofe oder in einem Collegium fehle. Ein Jeder thut das Seinige, man kann keine sonderlichen Hauptgebrechen angeben, und doch geht es in Allem unordentlich, langsam, verkehrt, und die besten Pläne bleiben in dem Augenblick ihrer Ausführung stecken. Es fehlt, wenn ich mich eines gemeinen Gleichnisses bedienen darf, die Frau im Haus, oder diejenige Person, welche zunächst nach dem Regenten die Geschäfte dirigiren, ihnen Trieb, Leben und Bewegung geben, und die nöhige Harmonie und Verhältniß zu dem Ganzen unterhalten soll."

„Ich halte das Reich für glücklich, dessen Regent nicht allerdings nach freier Willkühr handeln darf, der auf den Beifall der Nation Rücksicht nehmen muß, der überdies noch durch Gesetze, Reichs- und Landesverträge gebundene Hände hat. Ein guter König, ein weißer Fürst verliert dabei nichts und einem unverständigen Regenten werden die Hände heilsamlich gebunden."

„Ich kann einem Minister, den ich wegen anderer Eigenschaften aufrichtig verehre, unmöglich meine ganze Hochachtung schenken, wann ich sehe, daß er sich zwar Stunden lang zu den Anliegen und Bekümmernissen anderer herabläßt, voll guten Willens für das Land, voll Liebe zur Gerechtigkeit, voll Eifer um den Segen für das Haus ist, und gerne allen Fluch und Unrecht wegbeten und wegweinen möchte, gleichwohl aber in vielen Jahren keine einzige Handlung aufweisen kann, wo er etwas mehr, als just dieses gethan hat."

„Die mittleren Gaben sind ordentlicher Weise bei einem Minister die besten und brauchbarsten. Ein großes Genie in dem Kabinet eines Monarchen wird für die Ruhe des Landes und der Nachbarn ein gefährlicher Mann, einen mittelmäßigen Herrn wird er zu tausend Intriguen und übertriebenen Unternehmungen verleiten und einen kleinen Hof auf dem nächsten Postweg an die Grenzen seines Verderbens bringen."

„Einen ganzen Staat in Lärmen, Unruhe und Bewegung zu setzen, ein ganzes Land von sich reden und die Dienerschaft vor sich zittern machen, ist keine große Kunst, und ein Glück, das man mit einem Cartouche und Straßenräuber gemein

haben kann. Die Uhr des Regiments in richtigem Gang und Bewegung zu erhalten, die nöthigen Verbesserungen ohne Geräusch zu veranstalten und durch Liebe und Respect zu vollführen, ist das rühmlichere, obgleich stille Werk eines weisen und gesetzten Mannes."

„Ein ehrliches Herz, ein offener Kopf und ein gesunder Verstand ist das, was redliche Fürsten von einem Manne fordern können, den sie zu ihrem geheimen und vertrauten Rath erwählen."

„Ein Minister muß eine beugsame Seele haben, die sich mit Leichtigkeit zu allen Dingen herablassen, mit mannigfaltigen Geschäften beschäftigen, und aus einer Sache in die andere übergehen kann, ohne daß solches die Deutlichkeit seiner Begriffe verwickele oder die Heiterkeit des Gemüths verdunkele. Diese Eigenschaft mildert den Eigensinn, einen Fehler, der sich mit den Jahren unter der Menge vieler und verdrießlicher Geschäfte und durch die Gewohnheit zu befehlen, leicht ansetzt."

„Ein Minister muß ein gewisses Feuer haben, doch nicht brennend, zehrend und um sich schmetternd, sondern, wenn ich mich deutlich machen könnte, eine (moralischer Weise) elektrische Kraft, mit welcher er Funken des Fleißes, Eifers und einer unschädlichen Erschütterung in diejenigen streut, die ihn sehen, hören und mit und unter ihm Geschäfte zu behandeln haben. Ein schläfriges Ministerium wirkt in die Regierung eines Landes mit eben so nachtheiligen Folgen, als sich bei den stockenden Säften eines nicht genug bewegten Körpers ergeben. Eben so richtig ist aber auch, daß eine zu große Lebhaftigkeit, nicht erst von Hitze zu sagen, den Geschäften in einer andern Weise eben so schaden kann, als eine herrschende Trägheit."

„Ein Minister muß viele Narren und Narrheiten vertragen, die ein anderer ehrlicher Mann glücklich vermeiden, getrost abweisen und ungehört und ungelesen lassen kann. Er muß die allgemeinen menschlichen Schwachheiten, die besondern seines Herrn, seiner Kollegen und Untergebenen mit Sanftmuth dulden und übersehen können. Die Geduld erstreckt sich auch auf die absolute Gleichgültigkeit gegen den Beifall oder Tadel redlicher oder rühmlicher Handlungen, sobald man das Zeugniß seines Gewissens für sich hat."

„Man darf wohl sagen daß sich die Tugend der Billig-

keit durch alle Handlungen eines Ministers verbreiten sollte, und es bleibt ein verehrungs- und liebenswürdiger Charakter, wenn man auch von glänzenden Thaten eines Staatsmannes nichts aufweisen kann, den Nachruhm zu hinterlassen: Er war ein sehr billiger Mann."

„Ein Minister soll der Pflegvater und Vormünder aller Schutz-, Trost-, Rath- und Hülfsbedürftigen und würdigen Personen im ganzen Lande, der Fürsprecher des wahren Verdienstes, der Gelehrten, der Künste und jeden dem Staate nützlichen Mannes sein. O welche sanfte Regungen durchgehen mein menschenliebendes Herz, des Mannes zu gedenken, der unter dem Segen seiner Mitbürger einschläft und in der süßen Hoffnung erwacht, jeden Tag wieder ein neues Werk der Liebe und der Barmherzigkeit ausüben zu können, der Diener der Tugend, der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu sein, ja in der Hand Gottes ein williges und von ihm fähig gemachtes Werkzeug zur Ausbreitung seiner großen Ehre und des Reiches Christi, unseres hochgeliebtesten Heilandes zu werden."

„Der Minister kann den um seines Amts willen ihm rechtmäßig gebührenden Respect nicht tiefer begründen, noch unwandelbarer befestigen, als durch einen redlichen und unsträflichen Wandel, durch die Achtung und Credit, den er sich in und außer Landes durch löbliche Handlungen erwirbt, durch ein mit unverletzlicher Ehrfurcht begleitetes standhaftes Betragen gegen den Regenten, durch eine mit Ernst gemäßigte Leutseligkeit und Liebe bei den Collegen und Untergebenen, und durch die Hochachtung, die er sich selbst erwerben muß und die auch der größte Monarch Niemand aufzwingen kann, wenn er gleich seine ganze Gewalt einem Minister übertragen wollte. Denn einmal ist gewiß, daß man nur soviel Respect hat, als man sich selbst macht. Das Land vor sich in Furcht setzen und die Diener stumm machen, heißt noch nicht Respect erworben."

„Von der persönlichen Gestalt eines Ministers will ich nicht gedenken, ungeachtet Solches in deren Wahl einen mehrmaligen Einfluß hat. Es ist da kein anderer Rath, als den man einem jeden der guten Männer geben kann, welche ihre Frau um der blassen Schönheit willen geheirathet haben, ohne ihre übrigen schlechten Eigenschaften zu kennen. Er muß sie behalten, und das von Rechtswegen. Die Schön-

heit des Körpers ist zu schätzen, wenn man sie mit in den Kauf bekommt, man muß aber einen Mann deßwegen nicht zum Minister machen, weil er sechs Schuh und acht Zoll in die Länge und vier in der Peripherie hat, der Geheime Rathsbauch gehört nicht mit zu den Ahnen der Seele. Hinwiederum sollte ja kein Herr einen Mann deßwegen vom Ministerio ausschließen, weil er nur ein Aug, einen hohen Rücken, ein krumm Bein, ein Flerrmaul, oder sonst eine unansehnliche Figur hat."

„Den Direktor eines jeden Collegiums macht der Herr und glücklich ist es, wenn die Wahl so zutrifft, daß der Mann seinen Platz ausfüllt. Es geht darin aber oft wie Kaiser Maximilian gesagt, daß er in einem Tage hundert Edelleute, aber in hundert Jahren nicht einen Künstler machen könne. Zum Direktor oder Präsidenten gehört unumgänglich, daß er die Sachen, mit welchen sein Collegium sich beschäftigt, vollkommen und in einem solchen Grade verstehe, daß er die andern übersehen könne, und solches nicht nur von sich selbst glaube, sondern auch bei Einheimischen und Fremden dafür legitimirt sei."

„Die geistlichen Beisitzer des Consistoriums respiciren die Lehre und was Leben und Wandel der Geistlichen betrifft. Wann sie zugleich selbst ächte Knechte Christi sind und sich um die Ausbreitung seines Gnadenreichs interessiren, werden sie ihr wichtiges Amt mit Eifer und Freuden dazu benützen, rechtschaffene und stattliche Männer in den Dienst des Evangeliums zu ziehen, die innere Wohlfahrt der Kirchen, Universitäten und Schulen redlich zu befördern und der Wahrheit Sicherheit, Freiheit und Schutz gegen den schwarzen und weißen Teufel zu verschaffen und angedeihen zu lassen."

Nur einige Gedanken aus dem inhaltsreichen Büchlein habe ich mitgetheilt, denn um es genau kennen zu lernen, müßte man es ganz abdrucken, was bei unseren veränderten Verhältnissen nicht zweckmäßig wäre. Man sieht aber aus dem Mitgetheilten, welche ernste Sprache Moser geführt hat zum Aufwecken der Fürsten und ihrer Diener. Die Schrift fand reissenden Absatz und wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt.

5.

Mosers weiterer Lebensgang.

Es war im Jahre 1762, daß Moser abermals zu Unterhandlungen mit Hessen-Kassel verwendet wurde. Er hatte die Freude, einen guten Erfolg zu erzielen. Schon im Jahre nachher stand er selber in hessen-kasslischen Diensten. Er hatte den Hof von Hessen-Kassel als geheimer Rath und Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise und bei den Höfen von Mainz, Koblenz und Mannheim zu vertreten. „Ich stund damals", schreibt er, „als geheimer Rath und Gesandter bei dem oberrheinischen Kreis und den drei Kurhöfen in Hessen-kasslischen Diensten, hatte daneben noch sechs andere fürst- und gräfliche Stimmen zu führen und wurde von vielen Reichsständen von Haus mit Erforderung von Gutachten und Berathung beehrt".

Es kam auch vor, daß er zu Gesandtschaften verwendet wurde. Einen Zug einer solchen Verschickung theilt er uns mit: „Ich war im Jahr 1765 als hessen-kasslischer Gesandte in Wien gegenwärtig, als Joseph die erste Thronbelehnung in der grün und rothen Uniform seines Regiments leichter Reiterei ertheilte; und da er aus seinem Kabinete heraustrat, in der ihm gewöhnlichen Laune die Worte sprach: „Mein Oberhofmeister (Graf von Uhlefeld) wird in Ohnmacht fallen, wenn er mich in Uniform die Lehen ertheilen sieht." Bisher war nemlich die spanische Mantelbekleidung im Gebrauch. Das Beispiel Josephs machte jetzt die Uniform zum Reichsherkommen. Drei Jahre lang begleitete er diese Stelle des Kasseler Hofes. Ein Genuß war es ihm, von Zeit zu Zeit nach Koblenz zu reisen. Dort lebte ein Minister, welchen er als Jüngling schon kennen gelernt hatte, der Baron von Spangenberg. Derselbe hatte seine evangelische Kirche, der er von Haus aus angehörte, verlassen und war katholisch geworden. Aus dem Lebenslaufe desselben, welchen Moser geliefert hat, erhellt jedoch, daß er trotz der katholischen Kirche, welcher er nun angehörte, am Evangelium festhielt, und mit seinem Bruder, dem berühmten Bischof der Brüdergemeine Spangenberg und der Gemeine selber in innerlicher Verbindung blieb. „Geschäfte machten manchmal", erzählt Mo-

ser, „meinen Aufenhalt zu Koblenz nöthig. Das war mir eine schätzbare Gelegenheit, die in meinen Jünglingsjahren erhaltene persönliche Bekanntschaft mit ihm zu erweitern, und die Stunden, die ich in seinem Umgange zubringen konnte, waren reiche Entschädigung für das Sein an einem Hof, der, wie er zu jener Zeit war, für Geist und Herz so wenig Anziehendes hatte."

Damals hatte der Erbprinz von Hessen-Darmstadt seine Augen auf Moser gerichtet, und ihm den Antrag gestellt, wie er selber schreibt, „mich zu Uebernehmung der Stelle als dirigirender Minister bei dem nahe geschienenen Ableben seines Herrn Vaters verbindlich zu machen, worüber ich meines lieben Vaters weisen Rath erbeten hatte." Hören wir, was der Vater unterm 1. März 1764 von Hohentwiel aus in dieser Hinsicht schreibt: „Der liebe Gott wolle unter diesen wichtigen Umständen deine Weisheit sein, dich mit seinen Augen leiten, dir den besten Weg zeigen, dich seinen Willen erkennen lassen und dir Treue schenken, solchem nachzukommen, auch dich in nichts hineingerathen zu lassen, was dir oder Andern auf Zeit oder Ewigkeit schädlich wäre. Amen. Amen. So viel ich Einsicht habe, wünsche ich zu vernehmen, daß mein lieber Sohn sich entschlossen habe, die Stelle in Frankfurt, so in ihrer Art auserlesen ist, nicht zu quittiren, zumal da, wenn man es sich hernach wieder reuen ließe, kein Regreß Statt hätte. Die mehrere Ehre und Einkommen wären mir, auch nur natürlich davon zu reden, gar kein Uebergewicht gegen der bei der jetzigen Stelle genießenden mehreren Gemüthsruhe und wenigeren Verantwortung. Wenn man Hoffnung hätte, in einem größeren Posten mehr Nutzen schaffen zu können, ließe es sich überlegen, aber mein lieber Sohn kennt ja die Höfe, und für einen Christen kann es fast unmöglich ohne Gewissensverletzung abgehen, oder es thut wenigstens nicht lang gut, und alsdann ist man weniger brauchbar, als man vorher war." Auf dieses hin „folgte ich," schreibt Moser, „und machte mich bei noch hinzugekommenen andern wichtigen Gründen von der mit diesem Fürsten bereits eingegangenen Verbindung los." Als er dies im Jahr 1786 schrieb, und inzwischen schmerzliche Erfahrungen gemacht hatte, konnte er nicht umhin, hinzuzufügen: „Guter Vater! o wäre ich deines treuen, weisen und geprüften Raths stets eingedenk geblieben, und hätte ich mich acht Jahre spä-

ter nicht von Neuem bereden und bethören lassen, so würde ich indessen tausendfache Noth, Qualen, Kummer und Thränen weniger gehabt haben. Es war aber mein Loos, mit meinem Beispiel zu bewahrheiten: Die Liebe will betrogen sein. Gott erbarme sich aller Enthusiasten und die sich verlassen auf Vorsätze und Zusagen der Fürsten." Moser giebt uns auch eine Erklärung des Wortes Enthusiast. „Enthusiast ist nicht Phantast, jenes muß man aber sein, um einen Herrn, der doch noch etwas Gutes in und an sich hat, lieben zu können und ihm dienen zu mögen und zu wollen. Sonst hütet man lieber, ruhiger, glücklicher die Schafe eines Jethro in der Wüste, putzt Hecken und Zäune an den Landstraßen des lieben Vaterlands oder strickt und flickt den Menschenfischern ihre Netze".

Im Jahr 1766 nahm Moser seinen Abschied aus den Diensten Kassels, denn ein anderer Mann hatte seine Augen auf ihn gerichtet, der, wo er einen tüchtigen, verfügbaren Mann wußte, ihn in seine Dienste zog. Es war Kaiser Joseph II. Moser sagt: „Ich habe dem Kaiser Joseph selbst gedient, und diesen Monarchen in mehrfachen Verhältnissen persönlich genauer, als viele andere, kennen gelernt. Er war unstreitig ein geborener Herrscher. Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und ebenso schnell wieder verwerfend war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Gebehrde, rasch all sein Thun. Menschlichkeit war eine ihm unbekannte Sache, und Sorge und Schonung für sein Leben war ihm lästig. Ohne Schmeichelei darf man es behaupten, Josephs stärkste Leidenschaft war herrschen, regieren, arbeiten. Dieser opferte er alles Uebrige auf." Dazu paßte denn unser Moser ganz vortrefflich. Er trat mit dem Titel Reichshofrath in österreichische Staatsdienste, und im Jahr 1767 wurde er wirklicher Reichshofrath. Moser war wegen seiner Redlichkeit und seiner gediegenen Kenntnisse allgemein bekannt. Als Mitglied dieses obersten Gerichtshofes hatte er natürlich einen bedeutenden Einfluß. In demselben sah es aber nicht zum Besten aus. Moser kommt in seinen Schriften öfters auf den Reichshofrath zu sprechen. Er sagt irgendwo: „Ich schmachtete unter Reichshofrathsprozessen." Eine Erzählung aus dem Schoße dieses Gerichtshofes möge hier stehen: „Als ich vor etlich und zwanzig Jahren die Ehre hatte, ein Mitglied des kaiserlichen Reichshofraths zu

sein, saß mir gegenüber auf der Grafenbank ein nun verstorbener österreichischer Graf, ein junger Mann von vortrefflichem Herzen, gutem, reinem, gesundem Menschenverstand und ausgezeichneter Anlage zu lebendigen Geschäften. Da ihm die Zeit bei den langweiligen Referaten sterbenslang wurde, hatte er die Vorsicht gebraucht, allemal eine kleine angenehmere Lektüre mit in Rath zu nehmen, die er unter dem Tisch so zu verbergen wußte, daß der Präsident solche nicht wahrnehmen konnte. Bei einem sehr weitläufigen, über eine lange Stunde währenden Vortrag einer wichtigen und verworrenen Sache war er so tief, in „Wielands komische Erzählungen", vertieft, daß er erst den zweiten Aufruf des Präsidenten zum Abstimmen hörte, wie aus einem festen Schlaf erwachte, aber mit der größten Gegenwart des Geistes sogleich abstimmte: Wie der Baron Bartenstein. Nachdem ich dieses noch in ein paar ähnlichen Fällen bemerkt hatte, redete ich ihn darüber an: „Wie er einem Votum beistimmen könne, von dem er kein Wort gehört habe, ja nicht einmal wisse, worüber abgestimmt werde?" Seine Antwort war: Das verlange ich auch nicht zu wissen, der Baron Bartenstein ist aber ein rechtschaffener und gewissenhafter Mann, dem ich selbst Leib und Leben anvertrauen würde. Ich kann also immer mit gutem Gewissen nachvotiren. „So wird die Welt regirt," setzt Moser hinzu. Der Reichshofrath stand in Deutschland in keinem guten Rufe. Moser spricht sich in seinen Schriften öfters darüber aus. Um so größer war bei allen ehrlichen Leuten und redlich denkenden Fürsten die Freude, zu vernehmen, daß Moser wirklicher Reichshofrath geworden war. Seine Wirksamkeit war deßhalb eine gesegnete. Wir besitzen noch einen Brief von Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vom 20. Mai 1768, worin er dem Reichshofrath Moser seine Freude über seine Thätigkeit ausspricht. „Niemals hat ein Glückwunsch aufrichtiger sein können, als den ich Ihnen zu der erlangten Reichshofrathsstelle habe abstatten lassen. Desto herzlicher freue ich mich, und erkenne mich Ihnen verbunden, daß sie meine in Dero rechtschaffenen Gesinnungen und schätzbaren patriotischen Schriften gegründete Hoffnung schon durch ein paar unwidersprechliche Beweise gerechtfertigt haben. Ich kann nicht umhin, Sie, mein lieber Herr Reichshofrath, von ganzem Herzen zu ersuchen, auf diesem christrühmlichen Wege, alles Widerstandes un-

geachtet, den Sie auf demselben antreffen möchten, fortzufahren."

Ich kann die näheren Umstände nicht angeben, die den Kaiser Joseph bewogen haben, seinem Reichshofrath Moser im Jahre 1770 die Verwaltung der österreichischen Grafschaft Falkenstein auf dem linken Rheinufer zu übertragen. Einiges darüber sagt Moser: „Meine eigene Wiener Periode war zu Anfang des Jahres 1770 zu Ende gegangen, des Kaisers Majestät hatten die großmüthige Gnade, mich aus dem Prozeßjoch, worunter ich mich abhärmte und aus einem Klima, das mir keine gesunde Stunde mehr übrig ließ, zu erlösen und zum Administrator Ihrer eigenthümlichen Reichsgrafschaft Falkenstein zu bestellen." Moser griff alsbald mit Eifer sein Amt an. Es sind noch zwei Verordnungen aus dem Jahre 1770 von ihm vorhanden, die zwei Schäden entgegentreten, die in der Grafschaft Falkenstein an den Tag getreten waren. Die eine bezog sich auf bessere Feier der Sonn- und Festtage, und die andere auf Abschaffung des Land- und Straßenbettels, und die zweckmäßige Austheilung des Almosens. Es sind in beiden Verordnungen so gesunde Grundsätze niedergelegt, daß man sie auch noch heute zu Tage befolgen sollte.

Die Grafschaft Falkenstein lag in der Nähe der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Dadurch kam Moser aufs Neue wieder in Verbindung mit dem hessischen Hofe. An demselben war eine Veränderung eingetreten, der Landgraf Ludwig VIII. war nemlich schon im Jahre 1768 gestorben und hatte damit die Regierung seinem Nachfolger Ludwig IX. überlassen. Derselbe war, wie man zu sagen pflegt, ein wahrer Soldatennarr und hatte es im Trommelschlagen zu einer großen Virtuosität gebracht. Er lebte von Darmstadt entfernt in Pirmasens. Ohne Zweifel meint Moser ihn, wenn er schreibt: „Ich kenne einen Regenten, der des Morgens entweder gejagt oder exerciert, des Nachmittags geschlafen, des Abends gespielt und des Nachts seine geheimen Sekretärs aus dem Bett holen lassen, der nichts weniger als groß war, so große Soldaten er unter seiner Garde und so große Schelmen zu Kabinetsräthen hatte." Das Beste war, daß er die Regierung seiner Gemahlin, eben der schon genannten ausgezeichneten Landgräfin Karoline überließ.

Schon früher hatte der jetzige Landgraf Moser in seiner

Tüchtigkeit kennen lernen, und ohne Zweifel wirkte seine Gemahlin mit, daß Moser am 10 April 1772 zum Präsidenten und Kanzler des geheimen Raths ernannt wurde, wie die Bestallungsurkunde sagt, „in Betracht seiner ihm beiwohnenden Wissenschaften und aus dem zu ihm tragenden gnädigsten Zutrauen." Wir würden heut zu Tage sagen, daß Moser zum Ministerpräsidenten ernannt worden sei. Schon früher hatte Moser sich mit dem Erbprinzen, dem jetzigen Landgrafen, eingelassen, weil er die Hoffnung hegte, wie er sich selber ausdrückt, einst zur Rettung des in einem Abgrunde von Schulden und Verwirrung versunkenen Hauses Darmstadt Werkzeug zu werden."

6.

Der Ministerpräsident Moser.

Die Höfe der damaligen Zeit in Deutschland waren so entartet, daß man sich jetzt kaum eine Vorstellung davon machen kann. War doch der liederliche französische Hof das Musterbild für viele deutsche Fürsten. Hier wurde im Kleinen nachgemacht, was im Großen dort in Frankreich getrieben wurde. Moser kommt öfters in seinen Schriften in beißender Weise darauf zurück. Er schwingt die Geissel so derb und hart, daß man sich nicht genug wundern kann, wie er nicht zur Rechenschaft gezogen worden ist. Er fühlte wohl, wie die Staaten dem Abgrunde entgegen gehen, wenn von Oben herab dem Laster Thür und Thor geöffnet ist. Auch die hessische Geschichte damaliger Zeit bot des Elends genug, um einzusehen, daß hier nur ein scharfer Arzt mit eingreifenden entschiedenen Mitteln heilsam wirken konnte. Dazu war er gerade der rechte Mann. Namentlich waren die Finanzen in Hessen-Darmstadt in der traurigsten Zerrüttung. Und das Traurigste dabei war dies, daß die Fürsten dieses Landes selbst an dem tiefen Verfalle Schuld waren. Moser hat uns in späterer Zeit ein getreues Bild davon entworfen, und

es ist wohl am besten, wenn wir ihn selber darüber vernehmen. Er holt etwas weit aus, aber wegen des Zusammenhangs war dies nothwendig. Er erzählt:

„Landgraf Ernst Ludwig zu Hessen-Darmstadt und sein Schwager Friedrich Jakob zu Homburg hatten das Unglück gehabt, von einer Bande Betrügern unter verheißenem Goldmachen hintergangen und nach und nach in einen Abgrund von Schulden gestürzt zu werden. Die rührendsten Vorstellungen treuer Räthe waren vergebens. Hingegen fanden sich immer schädliche und leichtgläubige Menschen, die den bethörten Fürsten Geld und Credit zu verschaffen behülflich waren. Je tiefer sie sanken, je größer wurde ihre Verblendung. Homburg ward noch in Zeiten die Wohlthat einer kaiserlichen Debitcommission zu Theil. Das regierende Haus Darmstadt konnte es natürlicherweise länger aushalten. Darüber ging Landgraf Ernst Ludwig mit Tod ab. Sein Sohn und Nachfolger, Landgraf Ludwig VIII. ließ sein Erstes sein, die noch in Darmstadt sich findenden Goldmacher fortzujagen, denn das eigentliche Raupennest dieser Betrüger hatte sich in Homburg festgesetzt. Zugleich erklärte er aber, daß er von allen ohne Vorwissen und Beistimmung der Collegien gemachten väterlichen Schulden keinen Heller bezahlen würde. Es fand sich auch bald ein dienstfertiger Schurke von Hofpublicisten, der in einer zusammengeschmierten Deduction den Beweis dieses neuen Glaubens zu führen übernahm. Und hier war es, wo dieser Bastard mit dem Namen von Kabinetsschulden zum Unterpfand von den bisher bekannten Landes-, Kammer- und Kriegsschulden belegt wurde. Bei diesen Werken der Finsterniß waren viele Betrügereien und Schlechtigkeiten mit untergelaufen. Eben so gewiß war aber auch, daß viele gutherzige und leichtgläubige Familien im Vertrauen auf das damals noch heilig geachtete Fürstenwort ihr Vermögen rein und ehrlich dargeliehen haben, welche durch das neuerfundene System sämmtlich in die tiefste Armuth und Elend gestürzt worden, unter denen sich vornämlich das sonst reiche und angesehene Handelshaus Bernus in Frankfurt auszeichnete. Diese klagten in Wien, fanden aber taube Ohren und harte Herzen. Der alte Bernus verschmachtete seine Tage im Elend, und starb auf dem Stroh, mittlerweile der Landesnachfolger mit seinen Junkern und Jägern im Wald unter Hirsch und Schweinen ihr Leben verschwelgten,

der nach Wien als Kabinets-Satan abgeschickte Geheime Rath aber sich am Lohn der Ungerechtigkeit ein feines Rittergut, jedoch wohlbedächtlich im Land eines andern Fürsten zusammensparte.

Die blinde Anhänglichkeit und Ergebenheit des Landgrafen Ludwig VIII., womit er sowohl in dem östreichischen Erbfolgekrieg, als nachher in dem siebenjährigen Krieg sich und sein Land der Sache des Hauses Oestreich aufopferte, war Versöhnung für alle seine Sünden. Der Reichshofrath beugte sich unter die Macht der Justiz, und das gewöhnliche Wort der Kaiserin Königin Maria Theresia bei den ihr hierüber je zuweilen angebrachten Gewissensrügen war: „Laßt mir den alten Mann zufrieden, so lange er noch lebt!" Nach dieser Vorschrift handelte dann auch dieser Justizhof wirklich. Und als ich im Jahr 1765 als hessenkassischer Gesandter an der Tafel des damaligen Reichsvicekanzlers Fürsten Colloredo speiste, entblödete sich der mit zugegen gewesene reichshofräthliche Referent in dieser Sache nicht, öffentlich zu sagen: „Um ein Paar Frankfurter Kaufleute willen könne man einen so wohlgesinnten Reichsstand nicht ruiniren." Und als ich ihm mein äußerstes Erstaunen über diese Art der Justizpflege eben so laut bezeugte, sagte der Unverschämte: „Wann der Preuße (Ludwig IX. ein ebenso leidenschaftlicher Preuße, als es sein Vater für Oestreich war) zur Regierung kommt, den wollen wir schon festhalten."

Ludwig VIII. starb endlich, und der Reichshofrath hielt seinem Sohn und Nachfolger Ludwig IX. redlich sein Wort. Eine kaiserliche Schuldenkommission wartete vor seiner Thüre. Er sollte für seines Vaters und aller seiner Voreltern Sünden büßen. Der Landgraf war nichts als Soldat und glaubte aufrichtig, daß in deren Menge eigentlich die Würde und Größe eines Fürsten zu suchen sei. Von Rechts und Links der deutschen Länder- und Justiz-Verfassung verstand er nichts. Von der einen Hälfte seiner Dienerschaft war er verrathen und von der andern verkauft. Sie verleiteten ihn, den damaligen kaiserlichen Gesandten im Reiche Grafen von Neipperg, einen Mann, den sein eigener Vater seiner ungeheuern Verschwendungen wegen bereits gerichtlich enterbt hatte, zum Commissario in seinem Schuldenmachen zu erbitten. Dieser übernahm mit Freuden einen solchen einträglichen Auftrag. Er machte dem tiefverschuldeten Mann neuen Credit bei Ju-

den und Judengenossen, die unter dem Vorwand beträchtlichen Nachlasses vorzüglich vor andern ehrlichen und rechtmäßigen Gläubigern und ohne Untersuchung der Qualität und Legalität ihrer Forderung mit barer Zahlung befriedigt wurden. Um die Sache nicht nur halb schlecht zu thun, ward unter seiner Leitung ein Schulden-Zahlungsplan entworfen, nach welchem zur Abfindung sämmtlicher Kabinets-Creditoren, unter denen sich so viele ehrliche Familien befanden, kein entbehrlicher Heller übrig blieb. Die verbrieften Gläubiger des fürstlichen Hauses konnten diese Einrichtung sich wohl gefallen lassen, da sie, je stärker ihr Zahlungsfond war, um so eher zu dem ihrigen wieder gelangten. Nicht so die gewaltthätig und hinterlistig enterbten und schon so lange mit ihren himmelhohen Klagen am Reichshofrath enthörten Kabinetsgläubiger.

Da trat die reine und strenge Gerechtigkeitspflege Kaiser Josephs II. selbst in das Mittel, und der neue Vergleich, wodurch Landgraf Ludwig IX. von der schmählichen Neippergischen Vormundschaft erlöset, und ihm die Selbstadministration des Schuldenwesens unter unmittelbarer kaiserlicher Oberaufsicht bewilligt wurde, ward von dem Kaiser nicht eher gerichtlich bestätigt, bis sich dieser Fürst selbst erboten, sich mit den großväterlichen Gläubigern, deren Forderungen allein sich auf fünf Millionen beliefen, gütlich zu setzen. Die Folge davon war, daß nun erst nach 32 Jahren die Qualität und Recht- oder Unrechtmäßigkeit dieser Kabinetsschulden durch eine aus verständigen, billigen und gewissenhaften Männern niedergesetzte Commission gründlich untersucht und das Resultat den Erben der Unglücklichen zur eigenen Einsicht und Ueberzeugung, sämmtliche Verhandlungen aber den fürstlichen Collegien zur Prüfung und endlich dem Landesfürsten zur Genehmigung vorgelegt wurden. So kam dann endlich mit den wenigen noch lebenden und den Erben der verstorbenen Kabinetsgläubiger den 19. August 1779 ein auf Billigkeit und Möglichkeit sich gründender Vergleich zu Stand, welcher von beiden Theilen dem kaiserlichen Reichshofrath als ein neuer Beweis von wiederhergestellter Legalität und Ordnung übergeben wurde."

Als Moser dies im Jahr 1796 über den Schuldenstand, an dessen Bereinigung er so wesentlichen Antheil nahm, schrieb, konnte er nicht umhin, über den Landgrafen, welcher inzwischen gestorben war, die folgende Mittheilung zu machen, die für

uns von Interesse ist: „Man würde eine Unwahrheit sagen, daß sich der verstorbene Landgraf zur Ehre und Freude gemacht habe, die seit dritthalb hundert Jahren von seinen Voreltern hart angehäuften Schulden zu bezahlen. Seiner Neigung nach hätte er lieber gar nichts bezahlt, und die entbehrlichen Landeseinkünfte dagegen zur Vermehrung seines Militäretats angewandt. Es war aber doch der nächste Vortheil für ihn selbst mit dabei, daß er die von seinen Vätern bereits vorgefundenen Schulden nicht erst zu machen brauchte, wie außer diesem Fall gewiß geschehen sein würde. Sodann verdient ein Fürst allemal Lob für das Gute, was er auch nicht gerne und aus gezwungenem Willen thut; wann's dann nur geschieht. Die Seufzer, Thränen und Klagen so vieler Unglücklichen wurden gestillt und in lautes Lob des Fürsten, in dem man den ehrlichen Mann erkannte, verwandelt, und der mit Schmach bedeckte Name des fürstlichen Hauses Darmstadt vor dem großen Publikum wieder ehrlich gemacht, der Credit und das Vertrauen aber so geschwind und vollständig wieder hergestellt, als er vorher gesunken, ja unwiederbringlich scheinend verloren war."

Noch im Jahr 1792 sagt Moser von seinem Verhalten in der Schuldenangelegenheit: „Ich mache mir zum Verdienst meines Herzens und Christennamens, daß, da ich meinem gewesenen Fürsten durch die schwarze Kunst des modernen Staatsrechts mehr, als nur eine Tonne Goldes an den ererbten Schulden herunter chicaniren und prozessiren lassen können, ich solches nicht gethan, sondern ihn und seinen Nachfolger lieber so viel mehr bezahlen machen, als einen einzigen Seufzer eines unschuldig Leidenden auf seinem Haus ruhen lassen wollte." Aber so gewissenhaft hier Moser verfuhr, so angelegentlich bekümmerte er sich in seiner hohen Stellung um alle Angelegenheiten des ihm anvertrauten Landes. Es war ein wahrer Augiasstall, zu dessen Entmistung ein Herkules nothwendig gewesen wäre. War Moser nicht ein solcher? Ich behaupte, mehr, als Herkules, denn Moser bei seiner reichen Begabung, seiner ungewöhnlichen Erfahrung und, was allem dem den rechten Stempel aufdrückt, bei seinem Vertrauen auf den lebendigen Gott, war zu einem eigentlichen Staatsreformator wie geschaffen. Mag er nun auch in seinen Reformationsplänen zu weit gegangen sein oder zu wenig an das Bestehende angeknüpft haben; das steht fest, daß er für das wahre

Wohl des ihm anvertrauten Landes ernstlich und mit tiefer Ei
sicht besorgt war. Aber wo er auch hinsah, fand er Verfall. E
besseres Geschlecht mußte herangezogen werden. Das sah
vor allen Dingen ein. Wie tief unten lagen die Schule
Das kam aber nicht von der Religion her, wie die Thor
unsrer Tage meinen, und deßhalb nichts Angelegentlicher
zu thun wissen, als die Religion aus den Schulen hinau
zu schaffen, oder doch nur eine Allerweltsreligion darin zu lasse
bei welcher es eins, ob man ein Protestant oder Katholik, Ju
oder Hottentott ist. Daß Moser von solchen Anschauunge
entfernt war, nicht einmal im Traume daran dachte, da
läßt sich schon im Voraus von ihm erwarten. Auch zu sein
Zeit regten sich gewaltig die Freigeister, die nichts vo
Christenthum, sondern nur von Menschenthum wissen wollten
Rousseau in Frankreich, der sein berühmtes Buch über di
Erziehung geschrieben hat, fand allenthalben Nachbeter un
Nachtreter. In Deutschland war es besonders Basedow
der in diesem Geleise lief, und sein Philantropin, ein
Erziehungsanstalt nach Rousseau'schen Grundsätzen d. h. ohn
wahres Christenthum, gründete. Ihm nach tauchten überall
wie Pilze aus dem Boden, solche Anstalten auf. Da konnt
ein Minister nicht mehr gleichgültiger Zuschauer bleiben, e
mußte Parthei für oder gegen nehmen. Daß Moser au
eine tüchtige Bildung, auch in den Volksschulen sah, versteh
sich von einem solchen geistreichen, kenntnißreichen Manne,
so zu sagen, von selbst. Das mußte von ihm auch die Kai-
serin Maria Theresia hören. Er hatte einmal eine Unter-
redung mit ihr, ich vermuthe zu der Zeit, als er noch Reichs-
hofrath war. Doch erzähle er uns dies selber: „Die gut
und gütige Kaiserin Königin fragte mich einmal: ‚Sag
Er mir, warum ist die Erziehung bei euch Protestanten besser,
als bei uns?' ‚Man macht', war meine Antwort, ‚meh
Fenster in die Mauern'. ‚Ich verstehe Ihn nicht', erwiderte
die Monarchin, ‚was er damit sagen will'. ‚Wir gewöhnen',
replicirte ich, ‚unsere Jugend zum eigenen Denken, anstatt
bei der gewöhnlichen katholischen Erziehung nur das Gedächt-
niß beschäftigt wird'. Mit Lebhaftigkeit fiel die Monarchin
dagegen ein: ‚Das geht auf die Freigeisterei hinaus', und
brach kurz ab. Moser knüpft an dieses kurze Zwiegespräch
die gewiß richtige Betrachtung: „Sie hatte nach ihren Begriffen
recht. So ungereimt es nun wäre, einer Nation, die nach

Grundsätzen, wo nicht blind, doch kurzsichtig sein soll, und deren Stunde wenigstens noch nicht gekommen ist, wo auch ihre Morgenröthe anbrechen wird, zumuthen oder gar lernen zu wollen, bei Mitternacht alles das zu thun, was andere bei lichtem, hellem Tag thun, so ungerecht, undankbar und übertrieben scheint mir nach diesem Gleichniß, verlangen zu wollen, daß die Menschen nun auch bei hellem Tag die Sterne sehen sollen." Da wir doch einmal bei der Kaiserin Maria Theresia, die Moser sehr hoch schätzte, stehen, so will ich noch etwas Anderes von ihr mittheilen, was er erzählt. Ich weiß nicht, meint er sich, oder einen andern Staatsmann, er berichtet nemlich von ihr: „Ich kenne selbst einen noch lebenden evangelischen Staatsmann, der von der huldvollen Herablassung und den königlichen Wohlthaten der seligen Kaiserin Königin Maria Theresia, womit sie ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu erweichen suchte, den Ausdruck brauchte, daß er lieber vor einer Batterie von Kanonen vorübergehen, als den zerschmelzenden Anblick und Reden dieser Monarchin länger aushalten wolle." Daß eine solche eifrige Katholikin nicht viel von einer auch den Verstand entwickelnden Bildung wissen wollte, läßt sich begreifen, aber auch die irren sich, welche eine nur verstandesmäßige Erziehung wollen und von dem einen, was Noth thut, von dem ächten Christenthum absehen. Wir haben noch das Bruchstück eines Briefes Mosers vom April 1776, aus dem man die auch für unsere Zeit richtigen Erziehungsgrundsätze Mosers kennen lernen kann. Der Brief war an den Oberamtmann Schlosser von Emmendingen, einen bedeutenden, in so vielen Dingen richtig sehenden Beamten gerichtet. Wenn auch nicht Alles, so müssen wir doch Einiges aus diesem Briefe mittheilen. Zum Verständniß diene, daß Schlosser in einem gedruckten Aufsatze sich über die so großen Rumor machenden Philantropinen nüchtern aussprach. „Wenn Sie in Ihrem ganzen Leben," schreibt Moser, „nichts geschrieben hätten, als diese Wahrheit in die Ohren und Herzen rufen: Ihr Leute, lernt euch doch nach eurer Decke strecken, so würden Sie eine Stelle unter den sieben Weisen, wo nicht in Griechen- doch in Schwabenland verdienen. Denn da steckt's bei den Schöpfern der neuen Erziehungskunst, die Decke soll sich nach ihnen strecken, und das wird's wohl in diesem und vielen folgenden Jahrhunderten bleiben lassen. Die Kaiserin

von Rußland that mir vor ein Paar Jahren die Ehre, mich um meine Gedanken über den Plan ihres neuen Gesetzbuch's zu befragen. Es ist, antwortete ich, viel Großes und Vortreffliches darin und ich zweifle nicht, Eure Majestät werden dafür sorgen', daß nun auch die Nation erschaffen werde, worauf diese Gesetze passen. Ich habe mich nicht erwehren können, daß mir über die Philanthropinen eben dies mehrmals eingefallen ist. Deren Stifter, Männer von warmem, edelm Herzen, sahen und beseufzten den Verfall, das Verderben und die Mängel der gewöhnlichen, öffentlichen und Privaterziehung, ihre feurige Einbildungskraft erschuf sich ein Bild vom Beßern und Vollkommneren, der Enthusiasmus beflügelte ihre Kräfte, und nun steht — wenigstens das Gerüste zu einem großen, großen Haus da, das nach seinem Riß nie zu Stand kommen und noch weniger bewohnt werden wird, noch kann.

Was mir an all' diesen Plänen bei allem Guten, Schönen, Glänzenden der Absicht einen gewissen unbehaglichen Nachgeschmack gelassen hat, war erstlich: Die Seile sind viel zu weit gespannt. „Für die Menschheit", heißt es und zwar für die Menschheit von Graubündten bis Sibirien. So hätte vielleicht ein Mann Gottes, verhüllt in die Ahndungen seiner großen Seele, auch gedacht, gesagt würde er's niemals haben, was weiß ein armer schwacher Mensch, wie, wozu, wie lange und wie weit die Vorsehung ihr Werkzeug brauchen will. . . . . Ich bin selbst des Glaubens, man muß groß zuschneiden und klein anfangen. Ich meine aber, dies soll man nur immer sich selbst sagen, nicht das Publikum anschreien: Seht, ihr Leute, was aus diesem Senfkorn für ein Baum werden wird, auf dem alle Vögel des Himmels nisten. In Gottes Namen gesäet, gepflanzt, gepflegt, gegossen, mit Geduld und Harren wachsen lassen! Wenn der Same und Grund und Boden was nutz war, so gibt sich's mit dem Wachsthum von selbst. Indem ich also bedauere, daß der Anfang dieser Anstalten mit zu vielem Geräusch geschehen, so vermisse ich eben zugleich damit das Göttliche, so bei allen zum Besten und Erleuchtung des menschlichen Geschlechts bezielten Anstalten als Wahrzeichen und Weissagung sich darstellt, daß sie klein und im Verborgenen angefangen, unter schweren Proben und Schmelzungen erst geläutert worden, erst Dämmerung, dann Licht gekommen und die ausge-

breitetsten Werke der Vorsehung gleichsam erst durch Verwesung zu ihrer dauerhaften Glorie wieder auferstanden. Wer dies bezweifeln will, muß die Geschichte der Reformation, des Halle'schen Waisenhauses, der Heidenmissionen der evangelischen Brüdergemeinen, die Geschichte aller großen Männer mißkennen wollen.

Spielwerk! kann sich ein gesetzter Mann enthalten, bei sich zu denken. Spielwerk! wenn er von den drei Tempeln zu Marschlins und von den Zelten zu Dessau liest. Immer fällt mir das Kaufhaus zu Mannheim dabei ein. Als diese Stadt an zwei schiffbaren Strömen angelegt wurde, war der Gedanke eines Handelsplatzes erlaubt, natürlich und rechtmäßig. Man baute also vor allen Dingen ein Kaufhaus, trotz der Börse von Amsterdam. Nun, hieß es, kommt der Handel von selbst. Das Haus ward fertig und jetzt verkauft man Strumpfbendel, Pommaden und dürre Zwetschgen drin und das von Rechtswegen.

Nun aber! Was sollen die Resultate! Was soll die Bestimmung dieser neu erschaffnen Menschen sein? Unglückliche, unbrauchbare, sich selbst und der Welt lästige Menschen werden herauskommen, die, wenn's am glücklichsten für sie ausfällt, froh sein werden, die künstlich eingesetzten Flügel wegzuwerfen, um wieder mit zwo gesunden Füßen auf ebener Erde gehen zu lernen. Die es nicht so weit bringen, oder zu stolz sind, von ihren Höhen wieder herunter zu steigen, werden moralische Vagabunden und Schwärmer werden, denen kein Weg in der Welt mehr gut genug ist, die Thäler verlangen, wo die Natur Berge und Felsen erschaffen hat, englische Anlagen, statt Wälder, und die in allen Lagen ihres Lebens sich just so närrisch und ungeberdig aufführen werden, wie der junge Werther und Andere, so zu dieser sehr heranwachsenden großen Familie gehören.

Kein Erziehungsplan in der ganzen Christenheit ist von Seiten der moralischen Vollkommenheit höher getrieben worden, als die Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in den evangelischen Brüdergemeinen. Wer's nicht gesehen, dem kann das Erstaunen, die Bewunderung, die Begeisterung, womit man bei dem Anblick einer solchen Kinderanstalt übernommen und hingerissen wird, beinahe ohne Beleidigung nicht zumuthen, man meint weniger nicht, als einen Himmel auf Erden zu sehen. Aber just da läuft auch die zarte Linie, wo

Leben und Tod so nahe und unmittelbar aneinander gränzen. . . . Wer sind aber diese Glücklichen? Sobald es darauf ankommt, das Wort des Herrn an sich erfüllt zu sehen: Ich sende euch als Lämmer unter die Wölfe. Unschuldig als ein Lamm, aber auch so rath- und hülflos als ein Lamm bei den vielen, ihnen selbst dem Namen nach unbekannten, und von allen Seiten auf sie zudringenden Gefahren, sobald sie in die Welt versetzt worden sind. Welche traurige Beispiele sind nur mir bekannt, von jungen, in Brüdergemeinen erzogenen Leuten von Stand, deren Geburt- und Familienumstände nothwendig machten, in den Umgang und Dienst der großen Welt einzutreten. . . . Fern sei von mir, den Erziehungsplan dieser edeln Menschenseelen an sich zu tadeln. Die ganze Sache der Brüdergemeinen ist eine Haushaltung Gottes unter den Menschen, sie sind die Bewahrer und Urkunden-Leute der Wahrheit von dem Gottmenschen Jesu, den unsre muhamedisirenden Theologen zum Propheten und Lehrer der Moral herabwürdigen; sie sind's, durch welche das Wort von Jesu Kreuz und Verdienst fremden Völkern zugetragen wird, mittlerweile in unserm undankbaren Protestantismus das Licht, das uns so hell leuchtete, in immer tiefere Dämmerung übergeht. Was soll aber diese ganze Episode? Nur so viel, daß eine Gesellschaft von rechtschaffnen Menschen nie in die Welt hineingeschrien: Wir erziehen für die Menschheit von Barby bis zu den Eskimos, ungeachtet sie es weit eher hätte thun können, und ganz andre Elementarköpfe unter ihnen sind, als Basedow. . . . Die beste Erziehungsart kann deßwegen für die Menschheit nie für allgemein ausgegeben und angepriesen werden. Ich habe in und außerhalb Deutschland noch andre Erziehungsanstalten gesehen, gegen welche sich die Philantropinen wie ein Nürnberger Christkindchensgarten verhalten; und stets bin ich nur noch mehr darin bestärkt worden, daß alle Erziehung nur local, höchstens in einem großen Staat national sein könne, und daß, wenn es so ist, am besten sei."

Hier, sowie an einem andern Orte, haben wir Mosers Erziehungsgrundsätze dargelegt, er würde damit bei den ungläubigen Liberalen, welche den Riß zwischen Kirche und Schule, ich will sagen, zwischen Mutter und Tochter vollziehen, wo sie nur können, keine Gnade finden. Wie weit er damit in Hessen durchgedrungen ist, kann ich nicht näher angeben. Daß er aber damit Ernst machte, wo sich ihm Ge-

legenheit darbot, läßt sich von einem so energischen Manne, wie Moser, unbesehen annehmen. Er that's wohl auch bei der Kirche, die damals noch ganz innig mit dem Staate verwachsen war, als man sich's jetzt kaum mehr denken kann. Was aber ganz besonders unsern Staatsmann erfüllte, um die heruntergekommene Landgrafschaft zu heben, war die Einsetzung einer Oberlandcommission, wie er sie nannte. Es war eine Behörde, die aus fünf Mitgliedern bestand und zum Zweck hatte, die materiellen Hülfsquellen des Landes in Ackerbau und Industrie zu verbessern, sowie die geistige und sittliche Lage des Volks zu heben. Die Zustände Hessens sollten denen anderer fortgeschrittener Länder nahe gebracht werden. Mit Beziehung auf die Vorzüge andrer Länder sagte Moser in seiner Eingabe an den Landgrafen um Genehmigung dieser Commission: „Nur hier, in diesem Lande der Dämmerung und des Schlendrians, hat man sich damit begnügt: 2 mal 2 macht 4, und 1 dazu macht 5. Die großen Namen eines Hume, eines Ferguson, Mirabeau und so vieler Wohlthäter des menschlichen Geschlechts sind hier Contreband und die Schriften der Schwedischen, Berner und anderer auf diesen Zweck ableitenden Gesellschaften den Mehrsten unbekannt."

Im Anfang des Jahres 1777 wurde eine ausführliche „Ankündigung an's Vaterland, die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Landcommission betreffend" erlassen. Aus derselben lernen wir die Ziele der Commission näher kennen. Darum ist es von Interesse, die hauptsächlichsten Gesichtspunkte daraus mitzutheilen: „Das gewöhnliche Schicksal des deutschen Unterthanen ist, daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine Stimme zuruft: Gib! Gib! Woher er's nehmen, wie er's erwerben soll, wird seinem Menschenverstand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe, seinem Kummer und Thränen überlassen. Ob er seines Lebens froh werde, ob er seinen Fürsten segne oder ihm den Tod wünsche, darüber setzt sich die Cameralphilosophie großmüthig hinaus. Genug! Wann er gibt, Beweis genug, daß er's hat.

Wohl dem, der keine Ursache findet, in diesen Zügen das Bild seines eigenen Vaterlandes zu erkennen. Denn gedankt sei es der erbarmenden Vorsehung, daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger ihres Volkes

sind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht, zu einem Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, um in der Wohlfahrt ihres Landes ihren größten Ruhm und in dem frohen Glück vergnügter und zufriedener Unterthanen ihre eigene Ehre und Glückseligkeit zu suchen.

Von solch' leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb landesväterlicher Gesinnungen haben der Landgraf, unser gnädigster Fürst und Herr, sich's zum Anliegen ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Berath- und Verbesserung des Wohl- und Nahrungsstandes ihrer treuen Unterthanen auf eine solche Weise zu umfassen, welche Sie ihrer wohlthätigen Absicht am sichersten entsprechend zu sein geglaubt, indem sie hiezu unter dem Namen der Landcommission ein von ihnen selbst und ihrem Ministerio unmittelbar abhängendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des fürstlichen Präsidenten und Kanzlers Freiherrn von Moser gelegt, die besondere Direktion der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammerrath Eymes übertragen und die von drei Oberlandcommissarien zu besorgenden Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung der Fürst Beweis und Zeugniß vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr in's Gesicht gelogen, und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng und das väterlichr Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seiner Menschenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden, so wird hiemit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt, daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! So laut als es durch's ganze Land schallen kann! Nein! Der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemü-

hungen dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst, und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen". Nachdem noch in sieben Rubriken angegeben ist, daß die Landcommission den städtischen und dörflichen Haushalt, das Schuldentilgungswesen, die Vormundschaften, den Ackerbau und die Viehzucht zu verbessern habe, sowie auf die Vermehrung und Beschaffung wohlfeiler Lebensmittel, auf die Hebung des Handels und der Fabriken, sowie auf die Verbesserung des Erziehungswesens hinzuarbeiten habe, fährt der Aufruf fort: „Das ganze Geschäft der Landcommission soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen. Sowie sie selbst ein Werk der Liebe ihres Fürsten ist, so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probehaltiger Erfahrungen sein. Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben. Befehle und Zwangsmittel werden allein alsdann stattfinden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zur Abstellung eingerissener Mißbräuche, und um den Bösen außer Stand zu schaden, betrügen und verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hilfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht. Er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommission ein stets offenes Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu sein, belebtes und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden soviel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein saures Leben lieber, als ein vergnügtes, weil dieses was Neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land, noch bei dem Fürsten.

Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landcommission überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte die Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes ihre versteinerte Denkungsart, ihren ei-

fernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so Vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz, der Untergang jedes guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen ist, die taglöhnermäßige Gesinnung so vieler Andern, denen vor Allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte: schon im voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgiltigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, wenn man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraussähe. Felsen zu sprengen, hat die Landescommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld gleich Essig durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird dem Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten, und statt ihrer Gemeindskinder die Seidenwürmer zu besuchen. Da sie aber die erste Klasse der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen nebst andern heilsamen Wahrheiten ihren Gemeinen die Pflichten gegen sich selbst, gegen ihren Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit solches zu erhalten und zu vermehren und andre dergleichen den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfters, als bisher geschehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit einflößen, das Schul- und Erziehungswesen ihrer anvertrauten Gemeinen sich ernstlicher, als leider bisher an vielen Orten geschehen, angelegen sein lassen; sich nicht erniedrigt zu sein achten, wenn sie sich um die häuslichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung des Nahrungsstandes ihrer Nebenmenschen bekümmern, ihnen mit Rath und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch,

der in ihnen einen Freund und Berather seiner häuslichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneteren Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser von Felsen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönt werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebornen Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu processiren, zu sportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu holen ist, zu inventiren, und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so strax entgegenlaufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernstes an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nichtplagen ist aber der allerunterste Grad der Diensttreue, ja der Menschenliebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute eines jeden Unterthans in der anvertrauten Stelle zu sein, welch' ein Glück und Segen für ein ganzes Land! Und so ist's, wie's unser Fürst zu sehen wünschte, er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschenliebe und Erbarmung auf Universitäten zwar dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und, wann Gott einem Lande gnädig ist, finden läßt.

Man kann und wird den für's gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst zu todt lebt, er ist beschimpft und bestraft genug, indem er sich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat Nichts gethan. Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menschenfreunden, die nicht nach dem Maßstab ihres Soll's und Accidenzien, sondern aus Lust, Gutes zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu sein, mit Rath und That helfen, die guten Absichten zu befördern und zu beschleunigen, denen wird im Namen des Fürsten vor seinem treuen Land das Versprechen angelobt, daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkannt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten

kennbar gemacht und durch Eifer und Wohlthätigkeit sich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordenen Namen zum Dank der jetzt Lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahrt werden sollen."

Zum Schluß wird noch aufgefordert, Vorschläge, Wünsche und Beschwerden der Landcommission mit Freimüthigkeit mitzutheilen, und fortgefahren: „Da aufrichtige Menschenliebe der Grund und die Triebfeder ist, so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen, andrerseits aber der Bosheit, Neid und Selbstrache den Weg zu verlegen, heimliche, falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben."

Welche schöne Verheißungen waren dem Volke damit gegeben, und wenn man von allen Seiten mitgewirkt hätte, so wäre wohl auch Vieles verwirklicht worden. Außer Moser, der ja das Ganze zu leiten hatte, ist wohl der berühmteste der Oberlandkommissäre der Dichter Claudius. Durch seinen Freund Herder, dessen Frau bekanntlich eine Darmstädterin war, an den Minister empfohlen, wurde er aus seiner damaligen drückenden Lage herausgerissen und mit einem schönen Gehalte angestellt. Wenn es mit der Liebe zum Volke gethan gewesen wäre, so hätte wohl kaum Jemand besser zu seiner Stellung gepaßt, aber Claudius war ein Dichter und unpraktisch. Besser taugte er als Redacteur der hessen-darmstädtischen privilegirten Landzeitung, die vom 1. Januar 1777 zwei Mal in der Woche erschien und verdienten Beifall fand. Sie sollte eben auch im Interesse der Landcommission wirken. Moser, welcher Claudius achtete, wurde es schwer, endlich einmal dem Landkommissär geradezu zu sagen, daß er „Lust und Geschmack an dieser Art Arbeit bekommen und mit Wärme und Eifer in eine Beschäftigung mit eingehen solle, welche wahre, reine Menschenliebe zum Zweck und Gegenstand habe."

Es ging nicht, Claudius zog wieder mit Sack und Pack fort. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß der Dichter damals noch nicht der entschiedene Christ war, für den wir ihn spä-

terhin mit Freuden anerkennen dürfen. Moser schreibt drei Jahre nach der Entfernung desselben an den Landgrafen: „Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Ueberzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte nichts thun, als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen zurück." Ueberhaupt scheint Moser in der Auswahl der Personen, auf die doch zuletzt Alles ankommt, nicht glücklich gewesen zu sein. Die Beamten, die unter ihn gestellt waren, standen großen Theils geistig weit unter ihm, und mit ihnen sollte er doch arbeiten, um seine Reformen durchzuführen. Als Moser im Jahr 1785 im patriotischen Archiv einen Aufsatz über „ökonomische Gesellschaften" lieferte, sagt er von sich: „Ich glaube, mit Kenntniß der Sache sprechen zu dürfen, weil ich selbst die Entstehung und den Untergang eines ähnlichen wohlthätigen, überdachten, durch unwidersprechliche Thatsachen legitimirten, von dem Landesherrn belobten und gepriesenen und von eben demselben auf ungeprüfte einseitige Beschuldigungen wieder zertrümmerten Plans erlebt und an demselben den Beweis erlebt habe, daß alle Anstalten, wobei ein Fürst nicht an eben dem Tag zugleich säen und ernten kann, sondern wohl noch gar aus dem Seinigen auf Hoffnung geben solle, immer in sehr schlechter Achtung stehen." Es ist wahr, der Landgraf wollte nicht ziehen. Doch dürfen wir nicht die Fehler auf einer Seite suchen, Moser war ein Charakter, der rasch zufuhr und durchgriff. Selbst sein Bruder, Wilhelm, dessen Anstellung als Kammerpräsident er bewirkt hatte, sagt von ihm: „Mein Bruder hat den Fehler, daß er hitzig ist". Der Minister kannte selber sein reizbares Herz und sagt darüber: „Ja, ich habe ein Herz, und so viele Noth und Last mir dessen allzu reizbare Empfindsamkeit schon gemacht hat, um alles in der Welt willen wollte ich's doch nicht mit der Seele eines menschlichen Stockfisches vertauschen". Solchen Herzen fehlt es leicht an der Geduld. Er erzählt uns in seinem Doctor Leidemit, einem prächtigen Buche, ein Beispiel aus seinem Leben, das ihm recht zum Segen gewesen sein muß. Er war auf einer Reise und kam des Abends vor den Thoren einer Stadt an. Doch fahre er selber in

der Erzählung fort: „Haben Sie ein wenig Geduld, sag
die Schildwache, es wird gleich aufgemacht werden. I
Wirthshaus in ein kaltes, großes Zimmer: Haben Sie e
wenig Geduld, es wird gleich eingeheizt werden. Um ne
Uhr erwartete ich das Essen: Wollen Sie nur ein wenig G
duld haben, es wird gleich fertig sein. Müde und schläfr
sehnte ich mich nach Ruhe, das Bett war noch nicht gemach
Gedulden Sie sich ein wenig, es soll gleich Jemand komme
Des Nachts Lärmen über und unter mir, ich sagte mir selbs
Geduld, du bist im Wirthshaus. Des Morgens erwarte
ich mein Frühstück: Haben Sie nur ein wenig Geduld, w
haben noch keine Milch im Hause, sie wird aber gleich kon
men. Die Postpferde kamen später, als ihre Bestimmun
war. Haben Sie nur ein wenig Geduld, es ist eine hal
Stunde auf die Post, sie werden gleich da sein. Was hal
ich zu zahlen? Gedulden Sie sich ein wenig, die Rechnun
wird so eben gemacht. Ich kam endlich an's verschlosse
Thor. Geduld, Schwager, wir werden die Schlüssel glei
holen, und so kam ich mit lauter Geduld und Trost vollend
wieder hinaus. In meinem ganzen Leben bin ich in so w
nigen Stunden nicht so oft zur Geduld vertröstet, nur imm
um ein wenig Geduld angesprochen und mir gleich nur wi
der mit augenblicklicher Vertröstung gelohnt worden. Ur
wann mich Ungeduld anwandeln wollte, fiel mir als einm
ein: Denk an: Haben Sie nur ein wenig Geduld!" Mit d
Geduld nicht, wohl aber mit seiner Reizbarkeit und Heftigke
stieß er bei den Untergeordneten an, obwohl es nicht leic
einen besseren Herrn gab, als gerade Moser, so daß selb
die geheimen Räthe späterhin oft erklärten, daß sie nie ein
gnädigeren Herrn und bessere Tage gehabt, als seit dem
die Präsidentschaft übernommen hätte. Auch liebte Mos
Kunst und Wissenschaft, so daß seine Salons mit Werk
der Kunst und des Glanzes reichlich ausstaffiert waren. Sei
Büchersammlung war bedeutend. Er mag vielleicht in dies
Hinsicht zu weit gegangen sein, seine Feinde urtheilten weni
stens so. Der Zerstreuungen gab es unendlich viele. E
sagt darüber:

„Eine der schwersten Plagen für einen Mann von G
schäften, der ein Christ ist, ist die Zerstreuung, wodur
man untüchtig wird zum Gebet. Ein gewisser Reichsfür
wettete einstmals mit dem theuern Luther, „wenn er im Stan

ei, ein Vater Unser ohne fremde Gedanken zu beten, wolle r ihm einen schönen Gaul schenken. Luther fing an, zu been; als er aber in der Mitte war, dachte er nicht nur, sonern sagte überlaut: „Aber Ew. fürstliche Gnaden, auch den Sattel". Du lieber Luther, wie oft hat mich dein Sattel hon getröstet! Und wie danke ich's dem, der diesen Zug der Menschlichkeit von diesem großen Glaubenshelden aufgezeichet hat! Hören wir ihn an einer andern Stelle sich ausprechen, es ist interessant und beherzigungswerth genug: „Im eben der großen und kleinen Welt ist der Abend bestimmt, ch zu zerstreuen, und es gelingt auch damit bis zum Ermüden und Hinsinken. Wie gerne hätte ich mich oft, gedrückt on des Tages Sorgenlast, um diese Zeit eingesperrt und ie Thüre hinter mir verschlossen, oder wäre ins Feld hinausesflohen, da ich nach Anstandspflicht mich nach Hof schleppen nd langweilen mußte. Doch kann man auch darin viel, wenn es Einem ernst damit ist, und es ist sehr oft nur Grimasse, wenn sich die Leute darüber beschweren, denen es vielmehr sehr ungelegen und schmerzlich wäre, wenn sie von dieser orgeblichen Langenweile dispensirt und ihnen zu Haus zu leiben erlaubt würde". „Seit etlichen Jahren ward mir's ber so gut, „schreibt er im Jahr 1783", mir selbst leben u können, und ich habe, wenn es nur immer die Jahreszeit, Witterung und meine Gesundheit erlaubten, nicht leicht veräumt, den Abend im Freien zuzubringen, sei es nun in meien Gärten oder auf dem Feld, oder am liebsten auf einem er nahe gelegenen Berge, nicht um mich zu zerstreuen, sonern um mich zu sammeln, zu beten, anzubeten, mein Herz um Herrn meines Lebens, meinem Vater und Wohlthäter u erheben, mich in die beseligende Lage zu bringen, wovon s so oft im Leben der Patriarchen heißt: Er stand vor dem Herrn. Je länger ich mich daran gewöhnte, je mehr Realiit fand ich darin, ich war zuweilen in einer so friedsamen nd genußvollen Abgeschiedenheit, von allem, was Lust und ast der Welt heißen konnte, als wenn ich ganz allein das lücklichste Geschöpf Gottes auf seiner versöhnten Erde wäre, ih gleichsam den Himmel offen über mir, als wär's nur och um einen Flug dahin zu thun, die Welt mit ihrem Gewühl, Sorgen und Mühe unter mir; aber auch mit einer inreißenden Empfindung zum anbeten, loben und danken über ll' die Spuren, Reichthum und fettes Triefen seines Segens,

Allmacht und Güte von dem mit Wein und Wald begrenzten Hügel, von welchem ich etliche und zwanzig Städte und Dörfer und ein von dem majestätischen Strom durchkreuztes Gefilde übersehen konnte. Trüb und von manchem Gram zusammengedrückt, ging ich manchmal den einsamen Pfad dieses Berges hinauf, mit Wahrheit kann ich es sagen, immer kam ich erquickt, gestärkt, belebt zurück. Das war nicht nur das Wohlthätige der Bewegung, ich konnte die Grenzlinie zwischen dem blos körperlichen und dem, was geistiger Genuß war, oft auf's genauste unterscheiden. Wie sauer ward mir's oft, wann die Sonne ihre letzten Strahlen an dem Horizont malte, wieder herunter, vom Himmel gleichsam wieder auf die Erde herabzusteigen, sanfte Wehmuth umfloß auf einige Augenblicke meine ganze Seele, aber der Trost war mir auch nah: Endlich, endlich, nicht lange mehr von heute wird auch dir der Tag anbrechen, an welchem dir die Sonne das letztemal untergehen, wo du zu deiner Ruhe von aller Arbeit, Sorgen, Thränen versammelt werden wirst. Da ich auch nicht mehr in der Möglichkeit des Bergsteigens und der Feldandachten war, suchte ich mir doch immer des Abends ein ganz stilles Stündchen zu verschaffen, um mit meinem ewigen Herrn allein zu sein. Wer sich selbst lieb hat, wer sich gütlich thun will, wird es nie unterlassen."

7.

Blicke in das Familienleben Mosers.

Wir unterbrechen gerne Mosers öffentliches Leben auf einige Zeit, indem wir uns mit ihm in die Stille des Familienlebens zurückziehen. Er war zwei Mal verheirathet, aber in beiden Ehen hatte ihm Gott Nachkommenschaft versagt. Seine erste Gemahlin hieß Ernestine, und war die Tochter des gräflich Waldeck'schen Hofmeisters von Hundt. Sie war die Wittwe eines Herrn von Rotenhof. Er war erst 26 Jahre alt, als er sich den 8. Oktober 1749 in Homburg mit

ihr vermählte. Es scheint eine friedliche Ehe gewesen zu sein. Daß ich nicht mehr davon zu erzählen weiß, bedauere ich. Nach 21 Jahren trennte der Tod diese Ehe.

Es muß Moser schwer geworden sein, als Wittwer zu leben, da ein Familienleben zu den innersten Bedürfnissen seines Herzens gehörte. Er trat daher auf's Neue in den Ehestand mit Maria Luise Benigna. Freiin von Wurmser von Vendenheim. Diese Luise war so ganz nach seinem Sinne, daß es wohl nicht leicht eine glücklichere Ehe gegeben haben mag. Er spricht sich darüber gar dankbar aus. „Auch ich war mit der Auserwählten meines Herzens so glücklich, wie Isaak (1 Mos. 24, 67), aber mit dem Unterschied: Ich gewann sie erst lieb und dann nahm ich sie zum Weib, und Gottlob, alsdann wurden wir erst immer mehr ein Herz und eine Seele, unsere Liebe immer inniger, unser Vertrauen fester, unser Band unzertrennbar, wir uns beide unentbehrlicher. Unsere Gesinnung schmolz immer mehr zusammen, unser Wunsch ward immer einträchtiger. Wir lebten eins für das andere, und eins in dem andern. Es war nur eine Masse unseres gemeinschaftlichen Glücks, und wir gelobten uns oft, auch in der Ewigkeit noch unzertrennbar zu leben." In den Tagen der Trübsal hat sich diese theure Luise als eine rechte Stütze ihres Mannes erwiesen, das Leiden hat sie fest zusammengekittet und sie für den Himmel zubereitet.

Eine ernste, aber mit reichem Segen begleitete Schule für sie war das Kranken- und Sterbelager seines jüngsten Bruders Benjamin. Als dieser Bruder im Dezember 1746 in Ebersdorf im Voigtlande geboren wurde, zählte Friedrich Karl schon 23 Jahre. Der Vater wählte seinen ältesten Sohn zum Taufzeugen und band ihn damit ganz besonders an dessen Herz Die Erziehung und Bildung des Knaben war durch das wechselvolle Leben des Vaters Moser eine sehr unterbrochene, besonders als er auf der Festung Hohentwiel saß. Gerne hätte nun der älteste Sohn die Erziehung Benjamins geleitet, wenn er nicht durch seine damalige Stellung, seine geschäftsvolle Lage, seine öftere Abwesenheit in Gesandtschaften und Verschickungen verhindert worden wäre. Er that aber doch für Benjamin, der in Stuttgart das Gymnasium besuchte, alles, was in seinen Kräften stund. Dafür dankte ihm auch der gefangene Vater, der von Hohent-

viel aus im Januar 1764 an seinen „allerliebsten Karl“ schrieb: „Da der liebe Gott Dir keine Kinder bescheert hat, so erbarme Dich noch ferner Deines armen Bruders, sei sein Vater, beweise Ernst und Liebe an ihm.“ Die Mutter, die ihren Benjamin so zärtlich liebte, war schon im Jahr 1762 selig heimgegangen. Da that es Noth, daß der Knabe in eine geordnete Erziehung käme. Damals stand in Darmstadt ein tüchtiger Rector Walther am Gymnasium. Dorthin empfahl den Knaben der treu besorgte Bruder und erbot sich, sogar die Kosten zu tragen. Vater Moser ging auf den Antrag ein, aber die Bezahlung der Kosten durch Karl nahm er nicht an, wie er schreibt: „Ich nehme dieses gütige Erbieten mit äußerstem Dank für empfangen an.“ Benjamin kam also in Rector Walthers Aufsicht und Unterricht in das stille Darmstadt. Als aber Vater Moser aus seiner Gefangenschaft frei wurde, nahm er den Jüngling zu sich und bereitete ihn zur Universität Göttingen vor. Dort hörte er zwei treffliche Männer Pütter und Achenwall. Als Benjamin von der Hochschule zurückkam, prüfte ihn der Vater und fand ihn zu leicht auf seiner genauen Waage. „Bei einem Mann von meines seligen Vaters Charakter“, schreibt Friedrich Karl, „war nichts natürlicher, denn dieses. Bei der zärtlichsten Vaterliebe hatte er eine altrömische Strenge für seine Söhne, und weit entfernt, blind zu sein, erwartete er immer lieber das, was die Könige so gerne fordern, zugleich säen und ernten zu können.“ Und doch wurde aus dem Benjamin noch ein recht brauchbarer Mensch, wie einmal Karl an den Vater schrieb: „Er ist ja Ihr Sohn, Gott wird ihn segnen und er wird nicht aus der Art schlagen.“ Der damalige Markgraf, nachherige vortreffliche Großherzog Karl Friedrich von Baden zog ihn auf Empfehlung in seine Dienste und machte ihn zum Hofrath. Ein trefflicher Fürst, der Herzog von Nassau-Weilburg, den der Statthalter von Falkenstein, eben unser Moser, näher kennen lernte, erhielt damals von dem kaiserlichen Reichshofrath in Wien den Auftrag, das rheingräflich Grehweiler'sche Schuldenwesen zu untersuchen. Dazu brauchte er Juristen und erwählte unter andern den Hofrath Benjamin von Moser. Und dieser griff die Sache ernstlich an, aber welche Schandthaten, Betrügereien und Schlechtigkeiten von Seiten des Rheingrafen stellten sich da heraus! Das griff nicht blos

das Gemüth, sondern auch die Gesundheit des trefflichen Benjamin an. Das Nähere gehört nicht hieher. *)

Moser gibt uns eine Beschreibung seines Bruders: „Er war von feinem, schlankem Wuchs, angenehmer, gefälliger Gesichtsbildung, munter im Umgang ohne schäckernden Leichtsinn, mehr zu stillen, sanften Empfindungen herzlicher Freundschaft, als zu rauschenden Freuden gestimmt, höchst moralisch in seinen Grundsätzen, untadelhaft in seinen Sitten und Aufführung, ein reiner, keuscher Jüngling bis an sein Ende, äußerst gerecht, äußerst billig gegen Andere, aber eben so empfindlich und bekümmert, wenn er Mißkennung seines Charakters, Unbilligkeiten, Mißtrauen und Ungerechtigkeit gegen sich von Andern verspürte oder argwohnte; dienstfertig, offenen Herzens, mildthätig, freigebig, oft mehr, als seine Umstände zu erlauben schienen, ein wahrer Menschenfreund. Wir liebten uns zärtlich, ich war der Vertraute seiner Freuden und Leiden, er ward mir immer werther, so oft ich ihn nach einer Zwischenzeit wieder sah, weil ich immer wahrnahm, wie er in der Festigkeit des Herzens und ganzen Charakters zugenommen. Ich hoffte, ich träumte mir, an ihm eine Stütze und Trost meines Alters zu finden, so wie er schon in seinen jüngeren Jahren ein verständiger und zuverlässiger Freund war und ich nicht zu viel sage, daß sein Herz an meinem Herzen gehangen habe. In seinem Herzen war der Funke der Liebe zu Jesu und der Dankbarkeit gegen seinen Gott und Erlöser nie erloschen. In seiner Krankheit aber lernte er erst sich selbst und Jesum, als den einigen Seligmacher, lebendig erkennen, und entkleidet von allem eigenen Verdienst und Gerechtigkeit, erkannte er sich als Sünder und verwerflich vor Gott, suchte Jesum als den einigen Sündentilger, fand ihn, der so willig jedem durch seinen Geist erweckten Verlangen des Geistes entgegenkommt, bekam das Siegel eines Erlösten in seiner Seele, Frieden Gottes umschloß ihn ganz, er litt, wie ein Lamm, und wenn ich, den nur eine Wand von seinem Lager trennte, ihn des Nachts oft girren, ächzen, seufzen und beten hörte, so wars nur die Stimme der stillen Sehnsucht, das Ziel seines Glaubens bald vollends zu erreichen."

*) Ausführliches über ihn giebt das Buch: „Altes und Neues aus dem Schatze christlicher Biographieen von Karl Fr. Ledderhose. Basel bei C. F. Spittler."

Wir haben damit schon vorgegriffen, indem wir u
von Moser erzählen lassen wollen, wie die Krankheit sei
Bruders ihren Anfang nahm. Schon im Frühjahr 17
klagte Benjamin über Bedrückungen der Brust, Bangigkei
und eine zusammensinkende Gesundheit. Diese sich wied
holenden Klagen bewogen den Bruder, nach Kirchheim
reisen, wo er sich aufhielt. „Wie groß war mein Schrecke
schreibt Moser, „da ich ihn in einem Lehnstuhl, eingefalle
keuchend, und unvermögend, nur im Zimmer auf- und ab
gehen, antraf.“ Er lud ihn auf einige Wochen nach Dar
stadt ein, weil er glaubte, eine Luftveränderung werde All
in Ordnung bringen. Aber es war die Auszehrung,
welcher er litt. Als er nach 14 Tagen die kurze, aber f
ihn beschwerliche Reise von Kirchheim nach Darmstadt mach
erschien er dem Darmstädter Bruder als das Bild ein
Candidaten der Ewigkeit. Man mußte ihn aus dem Wag
in's Bett tragen. Alle Mittel, die man anwendete, schlug
nicht mehr an. Er fühlte selber, daß es mit ihm der Ewi
keit zugehe. Da war es, wo der tiefbekümmerte Vat
Moser die köstlichen Briefe, welche der Minister veröffentlic
hat, an den sterbenden Jüngsten erließ, die uns den Gre
als einen tiefgegründeten und reich erfahr'nen Seelsorger da
stellen. Aber auch der Minister, der in den Wegen Gott
zu Hause war, ließ es an seiner seelsorgerlichen Thätigke
so viel ihm seine Geschäftslast erlaubte, nicht fehlen, u
fand an seiner Gemahlin eine treue Unterstützung. Mos
war durch seine Berufsgeschäfte oft verhindert, seinem Brud
die Zeit zu schenken, die er ihm gerne gewidmet hätte. S
mußte er gegen Ende des August zur Berichterstattung
dem Landgrafen nach Pirmasens reisen, und erst am 8. Se
tember kam er wieder nach Darmstadt zurück. Sein Erst
war ein Besuch bei seinem kranken Bruder, und weil d
alte Vater in beständigem Rapport zu stehen sehnlich ve
langte, so setzte sich Karl alsbald hin, denselben zu erstatte
„Meinen lieben Bruder,“ schreibt er, „habe ich heute wied
zu sehen den traurigen Trost gehabt. Den Tag vorher hoff
man seine Auflösung. Er lebt aber noch und leidet gedul
in stiller Hoffnung, daß sein wahres, großes Leiden bald e
frohes Ende nehmen werde. Ich kann ihn nicht so oft sehe
als ich wünsche, theils wegen meiner schweren Amtslaste
theils weil mich die Wehmuth bei dem Anblick dies

Schmerzensbildes gleich zu sehr übernimmt. Ich komme nur als auf Minuten zu ihm, er logirt dicht neben mir, und Sie können, liebster Vater, mit völliger Beruhigung versichert sein, daß in seiner Pflege, Wart- und Bedienung nur ein gemeinschaftlicher Wunsch, Wille und Eifer sei. Meine liebe Frau beweist mehr als schwesterliche Treue an ihm, die Fräulein von Herdt deßgleichen und meine Domestiquen thun alles mit bestem Willen. Er kann nun nicht mehr auf sein, sondern muß aus einem Bett in's andere gehoben werden, die Hitze ist unaufhörlich, der Husten hohl und beängstigend, die Füße abwechselnd geschwollen, sein Bild und Blick trägt aber die Signatur eines zur Ewigkeit reif gewordenen Geistes und tiefe Röthe bedeckt seine ganze Miene. Ich war auf meiner Retour einen halben Tag in Kirchheim, um dem vortrefflichen Fürstenpaar auf ausdrückliches Bitten meines sterbenden Bruders den letzten Dank für die viele, viele ihm bewiesene Gnade zu überbringen und seinen dortigen Freunden das letzte Lebewohl zu sagen. Es gehen wenige Menschen mit einem so allgemeinen Bedauern und Zeugnissen von Liebe und Hochachtung aus der Welt, selbst die gemeinsten Leute lamentiren um ihn und im Rheingräflichen ist ein wahres Wehklagen, als wenn ihr Vater stürbe. Sein edles, menschenfreundliches Herz und eine alle seine Handlungen bezeichnende Billigkeits- und Gerechtigkeitsliebe hat ihm Aller Herzen und Vertrauen zugewandt. Wenn Sie auch könnten, bester Vater, so würden wir alle und selbst mein lieber Kranker Ihre uns sonst so theure Gegenwart dies Mal verbitten. Für ein so zärtliches Vaterherz würde der Anblick zu hart und überwältigend sein. Ihre Fürbitte und gesalbte Zuschriften sind ihm Trost und Segen genug, eine frohe Ewigkeit bringt uns wieder zusammen. Er bittet mich ausdrücklich, Ihnen solches zu bezeugen, und mit welch' unzubeschreiblichem Dank er alle diese Beweise der väterlichen Liebe verehre."

Für die geistliche Pflege des der Ewigkeit zueilenden Kranken war besonders auch dadurch gesorgt, daß ein damals in Darmstadt sich aufhaltender lieber Candidat Kessel aus Sachsen sich auf Mosers und des alten Vaters Bitten gerne dazu hergab, den Kranken öfters zu besuchen. Er bewies sich als einen treuen Boten dessen, welcher so gerne das Verlorne sucht, des Schwachen pflegt und das Verwundete verbindet. Er gewann das ganze Vertrauen des Kranken, der

ihm alle seine Herzensanliegen ohne Rückhalt eröffnete. Kessel wirkte dadurch mit zur Erfüllung des Wunsches des alten Vaters Moser, welcher in einem Brief gebeten hatte, sich seines Sohnes besonders im Geistlichen anzunehmen, daß er eilen und seine Seele erretten möge. So oft dem Bruder Karl sich eine Gelegenheit darbot, auf den Kranken seelsorgerlich zu wirken, ließ er sie nicht vorübergehen. Als Lavater von Zürich auf seiner Reise nach Deutschland den Ministerpräsidenten besuchte, nahm ihn Moser mit in das Krankenzimmer Benjamins. Und Lavater verstand es, dem Kranken in's Herz zu reden, er nahm von demselben Abschied mit den trostreichen Worten: „Freu' dich, Bruder, freu' dich, bald ist's überwunden!“ Wie eine Stimme vom Himmel war dies Wort für den auf seinem Lager hingestreckten, schwer keuchenden und abgezehrten Kranken. Wegen dringender Geschäfte mußte Moser am 16. September auf einige Stunden nach Frankfurt, er küßte den Kranken zum Abschied, ohne zu ahnen, daß es wirklich der Abschiedskuß war, denn als er am 17. September mit Tagesanbruch wieder nach Darmstadt zurückeilte, fand er die Leiche seines Bruders, der um 3 Uhr dieses kühlen Morgens von den Banden seiner abgezehrten Hütte erlöst worden war. „Ich danke mit Thränen,“ schreibt er späterhin, „dem Herrn seines und meines Lebens für seine Auflösung und für alle an ihm bewiesene Barmherzigkeit. Mein Schmerz, an ihm einen herzlichen Freund und die verhoffte Stütze meines Alters begraben zu sehen, war tief und groß. O wie gern hätte ich ihm schon damals Gesellschaft geleistet! Meine eigene, mit steten Schmerzen und Beschwerden ringende Gesundheit ließ mich solches hoffen, ich war aber noch zu größeren Prüfungen aufgehoben.“

Auf die Meldung von Benjamins Heimgang an den greisen Vater antwortete derselbe alsbald: „Herzlich geliebtester Sohn! So ist denn endlich erfolgt, was wir schon so lange vorausgesehen, und bewandten Umständen nach von Gott als eine Gnade für unser so schmerzhaft im Leiden befangenes Mitglied gebeten haben. O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen! Ihr seid entgangen aller Qual, die uns noch hält gefangen! So rufe ich mit Freudenthränen dem seligen Benjamin nach. Und da es der gute Gott also für ihn, mich und uns für gut gefunden hat, so verehre ich seinen heiligen Rathschluß

in stiller Gelassenheit um so mehr, da seine selige Gemüthsfassung und sein hinterlassener guter Name alles erschöpft, was auch das zärtlichste Vaterherz unter solchen Umständen wünschen und hoffen darf. . . . Das im vollkommensten und eigentlichsten Verstande bisherige Mitleiden mit meinem seligen Sohne hat meinen Leib und Gemüth so stark mitgenommen, daß ich allerdings eine Erholung nöthig habe. Der liebe Gott schenke meinem lieben Sohn eben dieses um so mehr, als ich ohnehin oft denken muß, mein lieber Sohn könne bei den obliegenden schweren, vielen und nur allzu oft verdrießlichen Lasten und Arbeiten für sich kaum des Lebens froh werden." Ja, so war es, der geplagte Mann wurde seines Lebens kaum froh, und es warteten noch schwerere Dinge auf ihn.

8.

Ein Abschied in Ungnaden.

Es war ein mühseliges Amt, in Darmstadt Ministerpräsident zu sein. Moser hat es acht Jahre lang durchgekostet, aber es ging noch, so lange die Landgräfin lebte, welche Friedrich der Große als „eine Frau dem Geschlechte nach und einen Mann dem Geiste nach" bezeichnete. Als sie aber mit Tod abgegangen war, was leider nur zu bald geschah, regten sich die Feinde Mosers mit einer List und Bosheit, daß er sich bei der Schwachheit des Landgrafen auf die Länge kaum halten konnte, er müßte denn seine bisherigen Grundsätze und seine eingeschlagene Bahn verlassen. Wer konnte dies aber von einem Moser erwarten? Wir müssen doch nachweisen, wie sich dieser Bruch vollzogen hat. Das wird uns nicht schwer, indem wir von ihm selbst den näheren Hergang wissen.

In den sechziger Jahren hatten sich viele Fürsten und Herren verlocken lassen, in ihren Landen ein Lotto zu errichten. Der Gewinn, welcher ihnen damit zufiel, und die Vortheile, die ihren Bediensteten ebenfalls zuflossen, ließ sie den

ökonomischen und sittlichen Schaden übersehen, welcher damit die Unterthanen heimsuchte. Im Jahre 1771 fanden sich von andern Lotterien weggejagte Landstreicher auch in Darmstadt ein, um daselbst ein Lotto einzurichten. Das Blutgeld, welches der Landgraf und andere Angestellte einstrichen, blendete sie, das Lotto sogar zu garantiren. Aber nach wenigen Jahren geriethen die Unternehmer in Schulden, wurden bankerott, und dem Landesherrn fiel der Schaden zu. Dadurch nicht gewitzigt brachte es ein Geheimer Rath Klipstein in Verbindung mit seinem Sohne dahin, daß eine Gesellschaft, an der sich selbst Prinzen und Prinzessinen des fürstlichen Hauses betheiligten, zusammentrat, um das Lotto zu halten. Moser, der den tiefen Schaden für die Unterthanen erkannte, konnte dies nicht dulden. „Ich nahm als damals dirigender Minister gar bald wahr," erzählt er, „daß diese pestartige Seuche auch in diesem Land alle die unglücklichen Wirkungen hervorbrachte, von welchen sich nun so viele weise und väterlich denkende Regenten allmälig überzeugt und diesen Betrachtungen alle scheinbare, ohnehin so tief unter der Würde eines guten Fürsten stehende Vortheile aufgeopfert haben. Mehrere redliche Männer bei den Collegien und im Land bedauerten gleichfalls die immer weiter um sich greifenden Folgen dieses Uebels, und ein patriotischer Landprediger, Pfarrer May zu Eberstadt, erhob, da die Obrigkeit noch schwieg, seine Stimme und zeigte in einer von mir selbst zum Druck beförderten Predigt über die Lottosucht die allgemein schädlichen Folgen laut, freimüthig, mit Nachdruck und Einsicht." Moser war nicht gewohnt, es bei blos frommen Wünschen und Klagen bewenden zu lassen. Nachdem Klipstein, ein Haupthinderniß, aus dem Geheimenraths-Collegium entfernt und nach Gießen versetzt worden war, wurde der Landesregierung zu Darmstadt die Frage vorgelegt, ob man um des gemeinen Besten willen das Lottoprivilegium wieder aufheben könne? Die Regierung verneinte es. Moser erzählt weiter: „Mein Bruder, der an Geheimraths Klipstein' Statt bestellte Kammerpräsident, von der Größe des zunehmenden Uebels aufrichtig gerührt, entwarf darauf den Plan, daß hier der Landesherr selbst in's Mittel treten, den Intressenten ihre Actien abkaufen, sie zu gutwilliger Entsagung ihres Rechtsvermögens, den für einen Fürsten nichts bedeutenden geringen Vortheil von 2000 Gulden verschmerzen, ja aus Regentenpflicht für sein Land den

allfallsigen Schaden auf sich nehmen und alsdann die ganze Maschine in die Luft sprengen, zugleich aber auch allen Einsätzen in fremde Zahlenlotterieen unter den härtesten Strafen den Weg verlegen müsse". Dem Landgrafen wurde darüber Vortrag erstattet, er fühlte mit voller Empfindung die Wichtigkeit und Stärke der Gründe, genehmigte die Aufhebung des Lotto und unter dem 9. Mai 1780 vollzog er das in's Land zu erlassende Patent mit eigener Unterschrift. Es wurde rasch gedruckt und sollte auf einen Tag publicirt werden. Alle bessere Menschen freuten sich über die edle Entschließung des Fürsten und segneten den Tag, an welchem sie wirklich vollzogen werden sollte. Da reiste in größter Stille Jemand zu dem Landgrafen nach Pirmasens und brachte ihm ganz unbegründet bei, daß er von dieser Aufhebung einen Schaden von 80,000 Gulden haben würde. Was aber noch viel schlimmer wäre, so würde er namentlich einen jährlichen Beitrag zu dem neuen Regiment Soldaten, welches er aufzustellen so sehnlich wünschte, verlieren. Hätte der Landgraf, bevor er sein Wort wiederrufen hat, seinen Geheimenrath oder auch sonst nur einen uninteressirten ehrlichen Mann gefragt, so würde er erfahren haben, daß in dem unglücklichsten Fall der ganze Verlust in nicht mehr denn 6000 Gulden bestanden haben würde, „eine Kleinigkeit, die mit dem Wohl und Rettung so vieler betrogenen, verführten, um Ehre, Hab und Gut gebrachten guten Familien und Unterthanen bei einem Fürsten, der über eine Million Einkünfte hat, nicht in Aufwiegung gebracht werden kann." Der unglückliche Augenblick, wo nur die Stimme eines leidenschaftlichen Wunsches gehört wurde, ward bei dem Fürsten benützt, und ein Kabinetsbefehl ausgewirkt, wornach die bereits gedruckte Verordnung unterdrückt und das Lotto bei seiner landverderblichen Existenz belassen wurde. „Ich legte", fährt Moser fort, „aus mehreren andern Ursachen unmittelbar darauf meine Dienste nieder, und mein Bruder, der Kammerpräsendent, that bald darnach ein Gleiches. Die an einen blinden und unbeschränkten Gehorsam gewöhnten Räthe fanden nicht räthlich, neue Gegenvorstellungen zu thun und ihren Herrn über die ihm gemachten grundlosen Vorspiegelungen zu belehren. Das Lotto blieb, und erst des Nachfolgers erste, rühmlichste und wohlthätigste Handlung war, das Lotto zu zertrümmern und zu zernichten.

Es waren acht elende Jahre, welche Moser in Darmstadt zubrachte. Unter stetem Gram und Sorgen hatte er bei entkräfteter Gesundheit die Regierung zu führen, für Alles war er haftbar, und seine Mitarbeiter waren meistens untüchtig, welche „taglöhnermäßig“, wie er sich ausdrückt, dachten und arbeiteten. Der Landgraf lebte, wie wir schon wissen, in einem abgelegenen Winkel deutscher Erde entfernt. „Mehr als einmal“, sagt Moser irgendwo, „war ich in dem Fall, zu Gott um Barmherzigkeit für meinen Herrn und sein Haus zu flehen, aber auch buchstäblich nur um Barmherzigkeit und Verschonen; konnte nicht sagen, den Gott meines Herrn, denn er kannte ihn nicht. Das thut weh, es ist aber der Fall eines Daniel unter einem Belsazar und aller, die zu dieser Familie gehören“. Moser sah ihn oft Jahr und Tag nicht, und mußte zum Vortrag bei dem Fürsten Leute schicken, die zwar ehrlich waren, aber nicht den Muth hatten, ihm unangenehme Wahrheiten zu sagen. Andere schmeichelten dem Landgrafen, und schilderten Moser „als einen hitzigen, eigensinnigen Starrkopf und beschwerlichen Hofmeister“. Die Vermehrung des Militär's konnte Moser durchaus nicht zugeben, und es war ihm deßhalb auch als dem dirigirenden Minister ein entschiedenes Entweder — Oder gestellt. Er beschreibt es uns selber, wenn er sagt: „Entweder dem absoluten Befehl des Herrn in Vermehrung des Militärs zu willfahren, eben damit aber der kaum wieder hergestellten und nur mit Mühe und Kunst erhaltenen Ordnung zu entsagen, alles in die alte Verwirrung wiederzusammenfallen zu lassen, zu den Millionen alten Schulden noch etliche neue zu machen, mit Schande vor dem Publicum, mit Vorwurf vor Gott und dem eignen Gewissen, mit unausbleiblicher Verantwortung vor dem Landesnachfolger zu dienen, oder mit dem Stab in der Hand, aber beruhigtem Gewissen vor Gott und geretteter Ehre vor Menschen zu gehen.“

So hätte der alte Moser gewiß gesprochen und der Sohn war kein andrer, als sein Vater, ein Charakter, wie man sie selten, namentlich in unsern Tagen, nicht leicht findet. Um so mehr verdienen auch solche Männer Anerkennung, wie sie ihm auch schon damals von allen Bessergesinnten zu Theil geworden ist. Es blieb ihm nichts anders übrig, als um seine Entlassung zu bitten, er that es drei Mal und als das „einige Mittel gegen die Schmeichler, Augendiener und Ohren-

bläser die Würde und Pflichten meines Amtes zu retten", sagt Moser selber. Der Landgraf ging auf seine Entlassung nicht ein, ließ ihm am ersten Gerechtigkeit widerfahren, machte ihm alle mögliche Versprechungen, indem er nicht blos ihm, sondern auch seiner zweiten Gemahlin Pension zusagte. Kurz, er hielt Moser auf's Neue. Noch um jene Zeit schrieb der Landgraf an die Finanzkammer: „Ich muß Moser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mich nicht nur aus dem Kothe gezogen, sondern auch während seiner ganzen Dienstzeit mit ängstlichen Klagen über die Unzulänglichkeit des Kammeretats nicht beunruhigt hat."

Lange jedoch konnte es nicht gut thun. Menschen der niedrigsten Gesinnung umgaben den Fürsten, welche an ihm betzten. Je länger, je beschwerlicher und unerträglicher wurde dem Minister sein Leben. Am 8. Juni 1780 brach's los. Der zum Chef des Militärs ernannte Erbprinz überbrachte drei Kabinetsbefehle, worin das Lotto zur Errichtung eines neuen Regiments Soldaten belassen, und alle Anträge auf Besoldungszulagen, Gnadengehalte und Belohnungen treuer Diener abgewiesen waren.

„Nun war mein jüngster Tag gekommen", sagt Moser, „ich konnte und wollte es nicht mehr auf's Ungewisse wagen". Am 8. Juni 1780 legte er seine Dienste per estafette nieder, der Landgraf nahm seine Entlassung in gereiztem Tone an. Moser dankte für alle erwiesene Gnade, und der Fürst erwiederte gnädig und vertrauend. In dem fürstlichen Schreiben stand jedoch von Belohnung kein Wort. Wovon sollte denn aber der alte, treue, abgearbeitete Minister leben? Kaum hatten die Gläubiger in Erfahrung gebracht, was in Darmstadt vorgegangen war, als sie für das Bleiben Mosers Schritte thun wollten, indem sie fürchteten, daß die Zinsen, welche ihnen bisher richtig ausbezahlt worden waren, von nun an zurückbleiben könnten.

Hatten die Schmeichler ihr erstes Ziel erreicht, nemlich die Entlassung „des beschwerlichen Hofmeisters", so drangen sie jetzt weiter vor, sie wollten den verdienten Minister auch verderben. Sie setzten eine Revision aller Rechnungen und Aufstellung eines neuen Kammeretats durch. Der Landgraf willigte ein, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, Moser nicht übel und nachtheilig zu behandeln. Die Feinde brachten heraus, was Moser wohl hundert Mal dem Fürsten

gesagt hatte, daß jährlich 5000 Gulden fehlten, und schoben die Schuld auf Moser. Der Landgraf nahm jedoch selber das Wort für seinen Minister.

Moser hatte ein Gütchen bei Zwingenberg, zum Theil mit entlehntem Gelde, vor einiger Zeit gekauft. Er zog dahin, um den Rest seiner Tage, wie er sich ausdrückt, „in tiefster Stille zuzubringen.“ Weil er zu viel auf Fürstengnade gerechnet hatte, und zu stolz war, um ein Gnadenbrod zu betteln, so war er jetzt genöthigt, seine Bibliothek, Gemäldesammlung, Silber, Hausrath, die von fürstlichen Personen erhaltenen Andenken, ja sogar seine „für einen bloßen Einsiedler entbehrlichen Kleider“ zu verkaufen, um seine Bauschulden zu bezahlen und seiner würdigen Frau den nothdürftigsten Unterhalt zu verschaffen. Doch auch zum eingeschränktesten Haushalte wollte Alles dies nicht hinreichen. Er entschloß sich daher, dem Landgrafen sein ihm angehöriges Haus in Darmstadt zum Kaufe anzubieten. Das war die Veranlassung, daß die erbitterten Feinde den abgetretenen Minister dem Landgrafen als Verbrecher darstellten. Der Landgraf verwandelte seine frühere Liebe in Haß, und schlug Mosers Bitte mit Härte ab. Er nahm ihm zwar nicht Freiheit und Leben, aber, was dem Gekränkten eben so lieb war, seine Ehre.

Von verschiedenen Seiten erhielt Moser in dieser Zeit der Trübsal Trostschreiben. Ich theile nur Einiges daraus mit. Ein fürstlicher Rath schrieb ihm schon am 25. März 1781: „In dieser Grundsuppe der argen Welt, zu dieser letzten betrübten Zeit, da Satan selbst oft einen Heiligen spielt, um den Geheiligten in Christo Jesu desto weher thun zu können, ist es ja gar nichts Seltenes, daß Rechtschaffenheit verkannt, redlicher Dienst Heuchelei, Eifer in Erhaltung und Förderung des Guten Nebenabsicht, Leidenschaft — weiß nicht was — gescholten wird. Die Kinder erfüllen das Maaß ihrer Eltern. Wenn's gut geht, wenn ihren Sinnen nach etwas gleich sieht, so rufen sie: Hosianna! Nach etlichen Tagen eben diese: Kreuzige, kreuzige ihn! Niemand freue sich, wenn er Ehre, Wohlgefallen von der Welt hat. Sie meint's nie gut, so wenig gut, wenn sie Ehre, als wenn sie Schmach anthut. Christi Leiden aber und auch mit ihm leiden, ist Ehre und ewige, jetzt hingegen verborgene Herrlichkeit. Mein Herz wünscht Ew. Hochwohlgeboren viele gött-

liche Tröstungen, himmlische Stärkung in der Gemeinschaft dessen, den ehemals auch in seiner Schwachheit ein Engel vom Himmel stärkte. Und ich konnte Ihnen diese meine innigste Theilnehmung nicht ganz verhalten, über Ihnen walte der Herr mit seiner überschwänglichen Gnade und Macht! Er lasse Sie wissen, daß er ein gnädiges Aufsehen über Ihnen hat und daß Sie in seine Hände gezeichnet sind." Am 15. April 1781 schrieb ihm ein Theologe, von dem er sagt, daß er 2000 Jahre früher Prophet und Seher geheißen hätte: „Fast schäme ich mich, vor Ew. Hochwohlgeboren erst jetzt zu erscheinen, allein ich bin nicht ferne gewesen, obgleich ich's nicht bezeugt habe. Der oberste Regierer, der Alles weiß und Alles zum Besten kehrt, wird's mit Ihrer Sache thun, wie die vielen und mancherlei Erfahrungen Ihres Lebens oft und lebendig genug es werden gesagt haben. Wer weiß, wozu Alles gut ist! sagt der Philosoph. Der Christ sagt: Zum Besten, zum Besten! selbst die Art, wie Sie behandelt worden, nicht ausgenommen. Ihr Schicksal war aller großen und guten Menschen Schicksal, daher auch Jeder Antheil nimmt, der nur einen Tropfen gutes Blut in seinem Herzen hat, und gewiß wird auch dieses Wasser in den besten Wein verwandelt werden."

Von einem andern Theologen erhielt er am 1. März 1783 folgende Zeilen: „Sie leiden, rechtschaffener Mann, ich wußte es schon, und es that mir längst weh. Aber wo lebte je ein Biedermann, der nicht schlimmer daran war, als der Schmeichler, der windgerechte Höfling, der feige Achselzucker und der fromme Betrüger? Schier ist es so, als wäre der Freund der Wahrheit und ihr lauter Verfechter, der Hasser des Vorurtheils und der Chicane, der warme Vertheidiger der Rechte der Menschheit und der leidenden Unschuld unterm Mond noch nicht in ihrer Sphäre. Doch es sei! Sollten Sie darum aufhören, das zu sein, was Sie sind? Sagen Sie mir, was würde denn endlich wohl aus der Welt, wenn die Vorsehung nicht immer hie und da Männer aufstellte, die das undankbare Geschäft über sich nähmen, die Tyranneien aller Arten, von der angerechnet, die der Aberglauben auf dem Erdboden ausübt, bis zu der, welche noch so viele unter den Fürsten dieser Welt betreiben, geradezu in den Weg treten? Dies mit Nachdruck und nicht ohne Erfolg gethan zu haben, ist das nicht sanftester, sättigenster Lohn des Weisen?"

Solche köstliche Tröstungen thaten dem mißhandelten Staatsmanne gar wohl. Wir haben aber auch noch ein Schreiben, welches er selber am 25. April 1781 an einen ihm befreundeten Staatsmann aus der Stille Zwingenbergs auf zwei Briefe desselben abgelassen hat. Es legt uns das Herz des schwer geprüften Mannes so offen und wohlthuend dar, daß ich es ganz mittheilen muß:

„Ich bin in Wahrheit beschämt, Ihre beiden hochgeschätzten (Briefe), verehrungswürdiger Freund, erst heute dankbarlich zu beantworten, mein langes Krankenlager an einem Podagra und dazu gekommenen innern Leiden und Kränkungen hatten mich in Trübsinn und gänzliche Unthätigkeit verschlossen, und da mir Gott auch wieder mehrere Gesundheit schenkte und die schwarzen Wolken sich allmählig verzogen, so war mir's, als wenn meine Seele verreist und ich in eine ganz andere Welt versetzt wäre, aus welcher ich mit der Gleichgiltigkeit eines Fremdlings auf eine Welt außer mir hinüberblickte. Meine tiefe Stille und absolute Abgeschiedenheit von fast allem lebendigen Umgang, die große Ruhe auf ein sehr unruhiges, mühseliges und reichlich geplagtes Leben und das mir vorhin nie zu Theil gewordene Glück, ruhig krank sein zu können, mögen diesen Seelenschlaf gut befördert haben und zu einiger Entschuldigung meines langen Stillschweigens gelten.

Ganz todt war ich doch nicht, ich wandte einen namhaften Theil dieser Zeit dazu an, mein ganzes Leben die Musterung passiren zu lassen, jeden wichtigen Absatz desselben vor mir vorüber gehen zu machen und mit richterlicher Redlichkeit und Unpartheilichkeit mich selbst zu prüfen. O! was sieht und findet man da an sich, was man nie zu sehen und zu finden geglaubt. Bei allem Bewußtsein der redlichsten Absichten, der wohlthätigsten Bemühungen und reinsten, uneigennützigsten Bestrebungen, wie unvollkommen und befleckt stellen sich manche der schönsten, ausgezeichnetsten Handlungen im Licht dessen dar, der Herzen und Nieren prüft! Wie viel muß man von dem Kapital eigener Verdienste rabattiren! Welche Wahrheiten, bitter und grob, aber Wahrheiten, muß man sich von Feinden, Neidern und Tadlern sagen lassen, die man sich aus Gefälligkeit und Eigenliebe selbst verschwiegen! Und wie bilancirt sich's in diesem Gericht selbst administrirter Gerechtigkeit zuletzt so, daß man gern wieder als Mousquetier

zu dienen sich entschließen könnte, nachdem man vorhin Feldherr sein zu können vermeint hat! Welche Beichten und Bekenntnisse hätte ich hierinnen aus diesen meinen neuesten Erfahrungen abzulegen? aber nur wenige würden sie richtig beurtheilen, die meisten sie mißdeuten und mißbrauchen.

Oft, sehr oft, habe ich gewünscht, daß ein von der Bühne abgetretener Minister, der zugleich ein redlicher Mann ist, nach einiger Ruhezeit und Erholungszeit die Geschichte seines Ministeriallebens, sein Gutes und Schlechtes, so wie er's nun übersieht, seine Fehler und Uebereilungen u. s. w., selbst aufsetzte und zur Bekanntmachung hinterließe. Nun begreife ich's wohl, warum es nicht geschieht, man ist des zurückgelegten Wegs froh und hält ihn, im Ganzen genommen, der Mühe einer Landkarte nicht werth, ist froh, nun ruhen zu können und denkt über eine Menge Gegenstände sehr anders, als da man mitten im Gedränge war. Mein Wirkungskreis war an sich schon zu klein, um jenen Gedanken nur einmal auf mich anwenden zu können, das habe ich dann aber doch (weggerechnet, was der Mensch in solchen Läuterungsstunden mit Gott allein auszumachen hat) wahrgenommen, daß es wahr sei, was ein deutsches Sprüchwort sagt: Die Rathsherren sind am gescheitsten, wenn sie vom Rathhaus herunter gehen. Manches Gute würde ich nun, nach ruhiger Prüfung, noch besser machen, manches Gute hingegen gar nicht thun, weil den Fürsten mancher Art und ihren Unterthanen nur alsdann wohl ist, wenn man blos dafür sorgt, daß ihnen das Wasser nur bis an den Hals und nicht in den Mund hineinlaufe. Manche Fehler würde ich verhüten, die ich nun deßwegen als Fehler erkenne, weil mir's mit einer Menge guter Wünsche, Pläne, Vorsätze und wirklicher Anfänge auch gegangen ist, wie Necker nun von sich selbst bekennt: „Wie viele erkannte Wahrheiten muß man dem praktischen Uebel und Verderben Preis geben, wenigstens sich begnügen, den verwickelten Knoten zu lüften und zu lösen, den man lieber mit Manneskraft zerhauen möchte!"

Bei stiller Ueberdenkung finde ich Gottes Weisheit und Erbarmung über seine Menschen darin, daß sich immer noch gute Menschen, starke, edle Seelen finden, die, nicht aus bloßem Ehrgeiz und Taglöhnersnoth, aus warmem Herzen sich hingeben, Zeit, Kräfte, Leben dran wenden, um einen Staat, König, Fürsten, Land, Stadt aus dem Elend und Verwirrung

heraus zu reißen, gegen den Strom zu schwimmen, zu ringen, bis sie's andern abgewonnen und durchgesetzt haben, mit der täglichen Erwartung, daß eben die, welche sie gerettet, ihnen nach gelöschtem Brand den Feuereimer auf dem Kopfe entzwei schlagen, der König oder Fürst aber auf das neu geschenkte Leben wieder losstürmt und sie selbst alle die Menschengesichter schon um sich sehen, die nur ihren Fall oder Tod erwarten um es wieder so arg machen zu können, als es vorhin war; — und dann finde ich Helden-Geduld größer, herrlicher und siegender, als Helden-Muth, der nur immer thun, und nie dulden und warten will, und schäme mich, daß ich in jener Tugend so weit zurückgeblieben bin ꝛc.

Moser.

So schwer ihm seine Entlassung war, so suchte er doch auch die gute Seite davon auf: „In die Ungnade eines Königs oder Fürsten so tief zu fallen, daß aller Rückweg schlechterdings versperrt ist und alle Wiedervereinigung auf beiden Seiten unmöglich wird, ist oft die größte Barmherzigkeit Gottes, der rauhe, aber einzige Weg, einen Mann, den Gott lieb hat, zu seinem ewigen Glück zu retten und vor neuen Gefahren und tödtlichen Rückfällen zu bewahren.“ Dabei vergaß er aber auch nie, seine Sünden zu bekennen. Er sagt in dieser Hinsicht: „Es geht wohl kein noch so ehrlicher und rechtschaffener Minister aus der Welt, der nicht Gott und sich selbst gestehen muß, aus Eitelkeit, Stolz, Leidenschaft, Uebereilung irgendwo ein Unrecht gethan, aus Menschenfurcht, Menschengefälligkeit gegen seinen Herrn zu irgend einer schädlichen Handlung Ja gesagt und dabei geholfen zu haben. Solche Erinnerungen sind schmerzlich, nicht nur der inneren Beschämung und der verantwortlichen Folgen halben, sondern weil man in denselben den Grund von nachherigen mehreren Schlechtigkeiten erkennen und als Ursache eigener nachwärtiger Noth und Leiden annehmen muß“.

Freilich giebt er auch zu, daß ein dirigirender Minister darin Fehler macht, wenn er beim Antritt seines Amtes aus Mitleid Dummköpfe auf ihren Stellen bleiben läßt. Er meint wohl sich selbst, wenn er von einem Minister sagt, daß er das Haus nicht eher hätte betreten sollen, „bis es von Ungeziefer gereinigt gewesen, so würden sie ihn nicht todt gestochen und noch sein Grab verunreinigt haben.“

Man hätte denken können: Warum zieht der verfolgte,

mißhandelte Mann nicht aus einem Lande fort, dessen Fürst ihm mit Undank, ja mit Haß lohnte? Er giebt selber die Antwort, er wollte damit beweisen, daß er „eine freie Brust und unbeschwertes Gewissen" habe. Seine unversöhnlichen Feinde boten zugleich Alles auf, ihm alle Gelegenheit abzuschneiden, um irgendwo bei einem andern Fürsten einen Dienst zu finden, „daß ich mich vollends verbluten, verarmen und aushungere und so das volle Maaß des Unglücks, meinem Fürsten zu mißfallen, empfinden solle." Vergebens suchte er anderweitige Dienste, vergebens wartete er auf eine unpartheiische Untersuchung. Dem Pöbel war er Preis gegeben, Schutz fand er keinen. Klagte er, so erhielt er nicht einmal eine Antwort. Jetzt wollte er sein Haus und Gut verkaufen, die Liebhaber dazu wurden abgeschreckt. „Ich sollte vollends zu todt gequält werden", klagt er. Der Landgraf nahm keinen Brief mehr von ihm an, nicht einmal seine Verwandten konnten ihn ohne Gefahr besuchen. So konnte er es wahrlich nicht länger aushalten. Er entschloß sich daher, nach Wien zu reisen, um dem Kaiser Joseph II, welcher Moser kannte und achtete, das Unrecht zu klagen, das ihm angethan wurde. Im November 1781 führte er diese Reise aus. Der Kaiser empfing ihn gnädig, und getröstet zog er von Wien ab, jedoch zu Hause verbesserte er dadurch seine Lage durchaus nicht.

Die Zeugnisse der Liebe, Dankbarkeit und des Vertrauens von Seiten des Landgrafen hatte Moser „aus gutherziger Schwachheit" bei Niederlegung seiner Dienste in die Hände des Fürsten zurückgegeben, weil er dessen späteres Benehmen für rein unmöglich hielt. Noch im Dezember 1781 wandte er sich durch den Erbprinzen an den Landgrafen, daß er „großmüthig sein und es wieder gut machen, oder doch den mißhandelten Mann in Frieden ziehen lassen" solle. Daß Moser aber in Wien beim Kaiser gewesen, wurde ihm als ein Kapitalverbrechen ausgelegt. Man fragte ihn nicht, was er beim Kaiser gethan habe, sondern wollte ihn eben in's tiefste Elend bringen. Man schickte den Referendär Hoffmann nach Wien, um Moser anzuschwärzen, der Kaiser antwortete jedoch mit Würde und mit dem Gefühle von Gerechtigkeit, das ihn bekanntlich durchdrang.

Am 4. Mai 1782 kam Hoffmann beschämt von Wien zurück, und schon am 6. Mai erschien das Geheime Raths-

Collegium in Zwingenberg, dem Aufenthaltsorte Mosers, einen Act auszuüben, der zu den schmählichsten der Re rung des Landgrafen gehört. Statt ihn aufzusuchen, sich's gebührte, ließ ihn das Collegium wie jeden and Bauersmann durch den Kanzleidiener vorladen. Man m so recht, wie sie mit Wohlbehagen ihre niedrige Gesinn an den Tag legen wollten. Moser ging, und als er dem Collegium stand, dessen Präsident er früher gewesen n eröffnete ihm der erste Geheime Rath Hesse die äuße Ungnade des Landgrafen und die Ausweisung aus dem La Moser erklärte darauf, daß diese Ausweisung ein Verbre voraussetze. Hesse berief sich auf die impertinenten Br Mosers, die er an den Landgrafen abgelassen habe. Angeschuldigte erklärte, daß er dem Befehle Folge leis jedoch seine Ehre, welche er allein aus Darmstadt mitneh vertheidigen werde.

Ein Holländer, welcher von diesem politischen Märty thum gehört hatte, kaufte ihm sein Gütchen in Zwingenb und das Hausgeräthe ab. Und so ging er denn ohne theil und Recht aus einem Lande fort, „dessen Wohl," er mit gutem Gewissen sagen durfte, „ich mehr, als m eigenes, auf dem Herzen getragen." Sein Haus in Da stadt konnte er nicht verkaufen; „zur Dankbarkeit, daß das fürstliche Haus von seinem Umsturz gerettet, sollte d meinige zusammenfallen." Nicht genug, er und sein Bru Wilhelm, der als wirklicher Geheimer Rath und Kamm präsident seinen Abschied erhalten hatte, wurden in ein Circular als Landesverräther hingestellt. Nicht einmal seinen Freunden konnte er Abschied nehmen, ohne sie in V legenheit zu setzen. „So wurde eine schreiende Ungerecht keit mit der andern gehäuft," schreibt er in einer Klagsch an den Kaiser, „so wurden alle Bande und Pflichten menschlichen Gesellschaft gegen mich aufgehoben. So ward nach beinahe 30-jährigen wesentlichen, unzählige Male v dankten und belobten Diensten und unverneinbaren, um d Haus und Land dieses Fürsten erworbenen Verdiensten eine Lage gebracht, daß ich am Abend eines abgearbeite Lebens nicht weiß, wovon ich, ohne mich vollends und b ganz aufzuzehren, leben und nach meinem Ableben meine w dige Gattin vor Mangel sicher stellen soll".

Es ist gewiß für den Leser von Intresse, den alten

ter Moser über die Entlassung seiner beiden Söhne zu vernehmen. Er schreibt: „Ich bin nicht im Stande, über die Resignation meiner beiden lieben Söhne zu urtheilen, weil mir nicht alle Umstände in ihrem ganzen Zusammenhang bekannt sind. Einer Seits habe ich meinen lieben Söhnen immer zugetraut, und traue es ihnen noch zu, daß sie sich als ehrliche Leute in ihren Diensten werden erwiesen haben, ich habe auch von Niemanden etwas Anderes gehört, und die Lage der Sachen am Darmstädti'schen Hofe ist reichskundig. Weil wir aber doch Menschen bleiben, die sich auch bei den besten Gesinnungen verfehlen und übereilen können, so habe ich Gott mehrmalen gebeten, werde es auch noch weiter thun, daß der liebe Gott das, worin einer oder der andere meiner lieben Söhne aus menschlicher Schwachheit wissender oder unwissender Dinge sich verfehlt oder übereilt haben möchte, ihnen zu erkennen geben, und wenn sie sich darüber vor Ihm demüthigen, sie Gnade finden lassen, es ihnen vergeben, aber seine Barmherzigkeit nicht von ihnen und von meinem Hause wenden, hinwiederum auch in dem, worin sie als gewissenhafte Männer gehandelt, zu rechter Zeit ihre Unschuld an das Licht bringen, sie unter dem, was sie um des Guten willen zu leiden haben, stärken, seine Hand über dem, was durch ihren Dienst Nützliches gestiftet worden ist, halten und den Moser'schen Namen demnach in dem Darmstädt'schen bis auf die spätesten Zeiten in gutem Geruch und Segen bleiben lassen wolle".

Er schreibt dies unter'm 21 November 1780. Wir reihen hier eine gar artige Anekdote an, die Moser erzählt und ohne Zweifel sich selbst dabei meint. „Ein Künstler, der einem Minister viele Jahre gearbeitet hatte, wollte ihm auch nach seiner Entlassung und Abzug sein dankbares Andenken bezeugen. Da er mit seinem Meisel besser, als mit der Feder umzugehen wußte, befragte er sich bei seinem Nachbar, wie man Excellenz schreiben müsse. Dieser setzt sich hin und schreibt: Ex — Elends; und so ging denn auch der Brief an den Exminister ab, welcher herzlich darüber lachte, und versicherte, daß dieses das schönste Stück Arbeit wäre, so er je von dem Hofebenisten erhalten habe".

Als er einst den Schuldenzahlungsplan betrachtete, den der Graf Heinrich Reuß im Jahr 1613 mit altdeutscher Redlichkeit freiwillig eingegangen hatte, sagt er: „Nachdem ich

an dem Bilde des biederen, wahrhaft edeln Heinrichs mich gelabt hatte, brach die ungeheilte Wunde wieder auf, ich setzte mich hin, um mich satt zu weinen und die Erinnerungen eines 25jährigen Dienstes mit dem ganzen Trauergefolge verlorner Kräfte, vergeblicher Arbeiten, mißkannter Treue, verspotteter Grundsätze, zertrümmerter Pläne, vereitelter Wünsche und verschwundener Hoffnungen an mir vorüber gehen zu lassen".

Es war am 5. Oktober 1781, da legte er seinen Schmerz und seinen Trost in einem Liede nieder, das nach meinem Gefühle zu seinen schönsten gehört und das ich mir nicht versagen kann, hier mitzutheilen:

Er hilft, er hilft gewiß, mein Herz ist stille,
Und traut's der Allmacht seiner Gnade zu;
In ihn versenket sich mein ganzer Wille,
Und so genießt mein Geist der wahren Ruh.
Will Unmuth mich bedecken
Und naht des Zagens Schrecken
Der schwachen Seele sich,
So wein' ich an Sein Herze
Mit sünderhaftem Schmerze:
Sei Du mir nur nicht fürchterlich!

Gottlob, ich weiß und glaub's, daß Er mich höre,
Und daß mein Fleh'n zu Seinem Herzen dringt,
Sowohl, wenn es ein thränend Miserere,
Als wenn es Ihm ein Hallelujah singt.
Er siehet auch im Staube,
Er sieht mich, wenn mein Glaube
In Hoffnung triumphirt.
Blind will ich Ihm vertrauen,
Bis Er auch mich zum Schauen
Durch's Thränenthal hindurch geführt.

Verherrlichter, mein Herr und Gott, du Beter,
Der nun zur Rechten unsres Vaters steht,
Und als mitleidig mächtiger Vertreter
Für jeden Deiner armen Brüder fleht.
Daß ich kann trostreich prangen,
Hast Du ohn' Trost gehangen.
Fürwahr, Du läßt mich nicht!
Noch gilt's um wenig Stunden,
So hab' ich überwunden,
Ich glaube, Herr, ich laß Dich nicht!

Wenn er diesen Trost, der in Gott und seinem Worte

liegt, nicht gekannt hätte, wahrlich er hätte vergehen müssen in seinem Elende. Während man vorher nicht einen Heller fand, um dessentwillen man hätte Moser zur Verantwortung ziehen können, entdeckte man drei Jahre nachher, weil man durchaus finden wollte, 98000 Gulden und noch darüber, über die man glaubte den Minister zur Rechenschaft ziehen zu können. Wie tief muß ihn das gekränkt haben, und namentlich konnte er die Vorwürfe nicht hinnehmen, die ihm ein Schreiben des Geheimen Raths vom 16. Dezember 1780 machte, „daß er während der Zeit seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft eines Theils durch Willkühr, Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt, und durch Mißhandlung der fürstlichen Dienerschaft und Unterthanen, andern Theils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verläumdungen, das Land in rathlose Verwirrung gesetzt habe." Dieses Aktenstück unterschrieb derselbe Fürst, welcher früher das gerade Gegentheil bezeugt hatte. Man theilte es sogar mehreren Höfen mit.

Da blieb denn freilich dem an seiner Ehre und seinem Gute hart angegriffenen Manne nichts übrig, als sich bei dem Reichshofrathe im Jahr 1782 zu beschweren. Wir haben noch diese Beschwerdeschrift. Sie beginnt mit dem ernsten Eingange: „Wenn es einem jeden Mann von Ehre, der den Ruhm unbefleckter Rechtschaffenheit bis in's graue Alter behauptet hat, schwer aufliegen muß, noch am Abend seines Lebens sich durch die entehrendsten Angriffe und härtesten Beschuldigungen mißhandelt zu sehen, wenn er zum Lohne langer, treuer und wichtiger Dienste unbefragt, ungehört, ununtersucht, erst vor aller Welt verläumdet und verlästert, und dann, wenn er nach langem Dulden und Harren an Richter und Gerechtigkeit erinnert, sogar aus der Stille, worinnen er ein abgearbeitetes Leben zu beschließen verhofft, herausgerissen, durch gewaltsame Verfügungen, an dem Rest eines zum sparsamsten Unterhalt kaum mehr hinreichenden Vermögens verkürzt, und aus einem Lande, dessen treuer Diener und Hirte er war, verwiesen und fortgedrückt wird, so muß dieses Alles noch unendlich schmerzlicher fallen, wenn es von einem Fürsten herrührt, der die Treue und das ganze Verdienst des nun mißhandelten Mannes durch den Lauf von

etlich und zwanzigjährigen Diensten geprüft, erkannt, geschätzt, belobt, belohnt, die Ehre seines Hauses und die Ruhe seines eigenen Lebens in die Beharrung seiner Dienste gesetzt und endlich blos darum über ihn gezürnt hat, weil er ihm zu treu gedient und Gewissens und Ehre halben zu schädlichen, übertriebenen, in der Erfüllung unmöglicher, Land und Sitten verderblichen Anforderungen und Zumuthungen nicht die Hand bieten wollen". Moser geht nun seine Dienstgeschichte, auf lauter Thatsachen gestützt, durch. Der Reichshofrath erkannte dies an und stellte unter'm 16. November 1782 dem Landgrafen sein Verfahren als pure Gewaltthat hin, mit der Weisung, „dem Freiherrn von Moser wegen dessen verletzter Ehre die gebührende Genugthuung sammt Ersatz alles daraus entsprungenen Schadens angedeihen zu lassen", und sich in Bälde über Befolgung dieser Weisung zu rechtfertigen.

Von Seiten des Landgrafen wurde sogar die Gerichtsbarkeit des Reichshofraths in dieser Angelegenheit bestritten, aber in Wien verwarf man alle Einwendungen, verließ unter'm 12. September 1783 ein Rescript, worin dem Landgrafen, erst wenn er Folge geleistet haben werde, freigestellt wurde, gegen den Freiherrn von Moser rechtlich vorzugehen, wenn er ihn wegen seiner Verwaltung in Anspruch nehmen wolle. Darauf reichte der Fürst eine Befolgungs-Anzeige ein. Es war ihm aber damit kein Ernst. In Darmstadt versuchte man jetzt einen andern Weg. Hatte man Moser bisher durch brutale Gewalt verfolgt, so suchte man ihn nun jetzt in rechtlicher Form als Verbrecher hinzustellen.

Gegen den klaren Inhalt des Urtheils des Reichshofraths wurde in Gießen eine Untersuchungs-Commission niedergesetzt und diese Commission begann ihr Geschäft sogleich mit einer Execution. Sie belegte Haus und Garten des Ministers in Darmstadt mit Anrecht. Unter'm 17. August 1784 wurde vom Reichshofrath dem Landgrafen aufgegeben, die Gießer Commission sammt dem von ihr verfügten Anrecht aufzulösen, bis er Folge geleistet haben werde. Was that der Landgraf? Er leistete dem Wiener Rescripte keinen Gehorsam und die Folge davon war, daß wirkliche Execution gegen den störrischen, verbitterten Fürsten verfügt wurde.

9.

In Mannheim.

Moser lebte seit Jahren, nachdem er aus Hessen ausgewiesen war, in der freundlichen Stadt Mannheim. Was ihn bewogen hat, gerade diesen Ort als Wohnsitz zu erwählen, darüber habe ich in seinen Schriften und Briefen, die mir zu Gebot standen, keinen Aufschluß gefunden. Mannheim ist ihm aber im Gedächtniß geblieben, denn dort hat er eine schwere Schule durchgemacht. Manchmal hatte er nicht soviel, daß er den Schuhflicker bezahlen konnte, wie die Rede in der Familie Jung-Stillings geht. Auch litt er viel an Krankheiten. Doch war es in schriftstellerischer Beziehung eine fruchtbare Zeit, und seine Schriften aus dieser Zeit tragen den Stempel ausgezeichneter Gediegenheit, rastlosen Fleißes und großer Entschiedenheit in politischer und religiöser Hinsicht. Doch wir kommen darauf des Näheren und kehren zunächst zu seinem Prozesse zurück, der uns gewiß so sehr interessirt, daß wir den weiteren Verlauf gerne vernehmen.

Nachdem Mosers Prozeß im Jahr 1783 den schon genannten, für ihn günstigen Ausgang genommen hatte, versuchte er, in einem Schreiben vom 20. Januar 1785 an seinen Fürsten, dem er einen großen Theil seines Lebens gewidmet hatte, denselben zu gewinnen. Das Schreiben kam aber uneröffnet zurück. Wir dürfen es jedoch öffnen, es macht dem Herzen des gekränkten Mannes alle Ehre.

Er faßte darin den großmüthigen Entschluß, auf die Rechte, die ihm durch das oberstrichterliche Erkenntniß zuerkannt worden waren zu verzichten. Als Gründe seiner Handlungsweise giebt er an, daß solche nur die unschuldigen Unterthanen belasten, die Rathgeber des Herrn Landgrafen hingegen alle Künste des modernen Staatsrechts aufbieten würden, um die Vollziehung zu verzögern und zu entkräften, wo nicht gar zu vereiteln, folglich das, was ihm Hülfe und Arznei sein sollte, nur neuer Noth Anfang sein würde. Er sagt: „Eure Hochfürstliche Durchlaucht haben mich etliche zwanzig Jahre lang als einen rechtschaffenen Mann gekannt, ich bin dieses noch. Aber gnädigster Fürst und Herr, möchten doch Euer Hochfürstliche Durchlaucht, nicht nur blos meine Feinde, sondern endlich auch einmal wieder die Stimm Ihres eigenen Her-

zens hören, gewiß würde es auch noch jetzo ein Wort für mich sprechen und E. H. D. sagen, daß ein Fürst nicht ewig zürnen müße".

Aus dem kostbaren Schreiben an den Kaiser, worin er eben auf seine ihm oberstrichterlich zugeflossenen Rechte freiwillig verzichtet, nehme ich folgende Stelle: „So geruhen Eure Kaiserliche Majestät allergnädigst zu genehmigen, daß ich nach so vielen Abwechslungen und Widerwärtigkeiten meines Lebens vollends in Ruhe sterben, die noch übrigen, wenigen Tage Gott und dem Dienst der Wahrheit und des Vaterlandes einzig widmen, dem Herrn Landgrafen H. D. aber seine Beleidigungen und Mißhandlungen (wie hiermit geschiehet) vergeben, von Herzen vergeben und den eigenen Gefühlen des Gewissens dieses Fürsten lediglich überlassen dürfe, ob derselbe, da er mich nach 25jährigen von ihm selbst als treu und uneigennützig gepriesenen Diensten zum armen Mann gemacht, auch noch vollends den zu meinem dürftigen Unterhalt und Versorgung meiner Ehegattin nach meinem Tode übrig gebliebenen, von ihm gewaltthätig eingezogenen und vorenthaltenden Recht meines Vermögens gleichfalls behalten, und wie er diese Behandlungen dereinst vor Gott, aller Menschen und Fürsten letztem und höchstem Richter verantworten wolle?"

Wenn Moser aber glaubte, durch solche edle Gesinnung den niedrig gesinnten Landgrafen zur Besinnung zu bringen, so irrte er. Der Fürst war schon seit dreizehn Jahren von seiner Residenz entfernt und lebte in Pirmasens seinen militärischen Liebhabereien. Er öffnete nie einen Brief, sondern überließ Alles seinem Geheimen Secretär Jäger. Und dieser schickte einfach Mosers ersten Brief uneröffnet zurück. Und als sein Bruder, der Geheime Rath Wilhelm von Moser bei strenger Kälte nach Zweibrücken reiste, und sich beim Landgrafen anmelden ließ, wurde er wie ein Bettler auf der Straße nicht vorgelassen, „weil der Herr Landgraf nichts mehr von uns hören wolle," hieß es. Der Landgraf konnte sich's in seiner Verbitterung nicht abgewinnen, sein Unrecht zu erkennen und zu vergüten. Um so mehr möchten wir Mosers Entschluß, auf seine Rechte zu verzichten, bewundern. Dieser Schritt hätte wohl das Herz der meisten Menschen, die noch einige Blutstropfen von Edelmuth in sich haben, umgestimmt. Der Landgraf blieb aber hart, denn als er da-

von hörte, daß Moser ihm auf einer Reise nach den Niederlanden unvermuthet überraschen wolle, soll er geäußert haben: „Wenn Herr von Moser diesen Schritt wagen würde, so riskire er, daß er mit einer Pistolenkugel empfangen werden möge.“ Moser erfuhr dies Wort, um so ergreifender ist das Schreiben vom 13. Juli 1785 an den Landgrafen, in dem er sagt: „Drei Jahre sind nun vorbei, daß E. H. D. mich aus meiner stillen Hütte vertrieben, und aus einem Land in's andere fliehen machen. Seit mehr denn Jahr und Tag ist mir sogar mein einiger noch übriger Lebensunterhalt mit gewaltigem Arrest bestrickt, und ich muß von erborgtem Geld leben; mein Haus, womit ich in meinem geglaubten zweiten Vaterland mich angekauft, fällt zusammen, meine Gesundheit ist nun durch die nun in's sechste Jahr dauernden Qualen, Schrecken, Kummer und unaufhörlichen Verläumdungen meines ehrlichen Namens ganz und gar zerrüttet, mein Leben ist nur noch steter Wechsel von Gram, Schmerz und Leiden.“ Durch Entsagung seiner Rechte hoffte er den Zorn des Fürsten zu stillen, und war zu Allem bereit, was er ohne Nachtheil seiner Ehre thun konnte. Aber er erhielt nicht einmal eine Antwort, und doch erließ er unter'm 10. Oktober 1785 abermals ein ergreifendes Schreiben, dem wir Folgendes entnehmen. Nachdem er sich zu einer gesetz- und ordnungsmäßigen Untersuchung erboten, fährt er fort: „Was wird alsdann die Welt, die Alles dieses wissen und lesen wird, erst sagen, daß E. H. D. dem Hartbeleidigten, der sich gleichwohl vor Ihnen gedemüthigt, die Versöhnung verweigern, daß E. H. D. einen in Ihres Herrn Vaters und Ihro eigenen Diensten mit Ehren ergrauten, statt Dank und Lohn langer Dienste in Verlust seines ehrlich erworbenen Vermögens gebrachten, aus einem Land in's andere gejagten, alten, mit einer elenden Gesundheit ringenden Mann zu guter Letzt das Recht seines Eigenthums berauben und vollends zu todt kränken und martern lassen wollen? — Unter welchem Namen werden E. H., vor Ihrem eigenen Fürstlichen Haus, vor Ihrem Land und Unterthanen, vor dem ganzen deutschen Vaterland, in der Geschichte Ihres Lebens in der späten Nachwelt, und was weit mehr denn Alles ist, vor Gottes strengem Richterstuhl, dem Hochdero Jahre mit so schnellem Schritt zueilen, erscheinen?“ Auch solche ernste, zermalmende Worte machten keinen Eindruck auf den Landgrafen, wenn er sie anders las,

es erfolgte keine Antwort. Im Gegentheil erhielt Moser unter'm 7. Oktober 1785 eine Ladung vor die Gießer Commission, um sein Urtheil anzuhören. Er hatte diese Commission von Anfang an nicht anerkannt, auch hatte sie der Reichshofrath kassirt. Darum erschien er nicht. Man ernannte von Amtswegen einen Anwalt, dem das Urtheil publicirt wurde. Dabei blieb es denn auch.

Inzwischen verkaufte Moser sein Haus in Darmstadt an einen Legationsrath von Wiesenhütten. Was that die Regierung? Sie belegte den Hauskaufschilling mit Arrest. Nun blieb Moser nichts anders übrig, als sich auf's Neue an den Reichshofrath zu wenden. Er that dies in einer Vorstellung vom 28. August 1786. Nicht blos sein Eigenthum war mit Arrest belegt, sondern auch seine Ehre angegriffen, indem die Verläumdung ausgesprochen war, daß er dem Landgrafen 50000 Gulden schuldig geblieben sei. Es ist auch jetzt noch ergreifend, zu hören, wie dieser Ehrenmann in seiner Vorstellung über sich selbst das Urtheil spricht: „Hat er das Unglück, nach einer legalen und unpartheiischen Untersuchung strafbar oder auch — nur in irgend einer Gattung Untreue eines Hellers werth schuldbar erfunden zu werden, so treffe ihn die Rache der Gerechtigkeit, sein Name sei mit Schande und Schmach, und sein Leben mit Elend bezeichnet! Hat er aber als ein gerechter, reiner, rechtschaffener Mann, als ein treuer Diener seines gewesenen Fürsten und dessen Landes gehandelt, so werde seine Unschuld klar, und seine Ehre gegen die im Finstern getriebenen Verläumdungen gerettet!"

Da es ihm um nichts, als um Friede und Versöhnung zu thun war, so richtete er sich abermals in einem Schreiben vom 16. August 1787 an den Landgrafen. Er sagt in demselben: „Mein Urtheil ruhet in meiner Rechtschaffenheit und Unschuld, und getrost darf ich dazu setzen, in E. H. D. eigenem Gewissen, Bewußtsein und Ueberzeugung. Ganz Deutschland hat die ehrenvollen Zeugnisse gelesen, womit E. H. D. in der vollen Sprache des Herzens meine Treue, Diensteifer und Uneigennuz noch unmittelbar nach meiner Dienstbegebung versiegelt haben. An dieses Gewissen darf ich noch jetzo mit getrostem Muth appelliren, und es würde E. H. Durchlaucht so manchen Unlusts jetzo weniger, dereinst aber ein ruhigeres Sterbebett machen, wenn Höchstdieselbe endlich einmal dessen Stimme und das Flehen eines unschul-

dig Gedrückten hören wollten. Daß Solches geschieht, wie ich zu wünschen niemals aufhöre, bleibt mir nur die Macht der Gesetze und des höchsten Richteramts zum Schutz meiner gekränkten Ehre und Unschuld übrig, die E. H. D. mit einem Federzug gegen Täuschung der Kabale zu retten schon längst vermögend gewesen und noch wären".

Auch dies war vergeblich, eine Commission lud den Freiherrn vor sich, um das Urtheil der Frankfurter Fakultät, an welche die Akten gesandt worden waren, anzuhören. In diesem Urtheile war er förmlich als Missethäter behandelt, und zu einer Festungsstrafe von sechs Jahren verurtheilt. Hatte er früher, obwohl vom Reichshofrath seine Ansprüche anerkannt worden waren, diese Ansprüche aufgeopfert, so war er entschlossen, auch dieses Opfer der Einschließung zu bringen. Hören wir aus einem rührenden Schreiben desselben an die Darmstädtische Commission in Gießen vom 20. Februar 1788 diesen seinen Entschluß: „Um meinen eigenen Qualen und langsamen Braten ein Ende zu machen, ergeht hiermit meine unbewundene Erklärung, daß wenn Ihro Hochfürstliche Durchlaucht es auf Ihr Gewissen zu dereinstiger Verantwortung vor Gott, aller Menschen und Fürsten Richter, nehmen wollen, ich nicht nur mich unterwerfe, daß mein in Darmstadt mit Arrest belegtes Vermögen zu denen in dem Frankfurter Urtheil bemerkten und sonst noch weiteres beyzusetzen beliebenden Posten brevi manu (kurzer Hand) eingezogen und confiscirt werde, sondern wenn solches hiezu nicht hinreichen sollte, bin ich bereit, meine Bücher, Kleider und alle andere noch übrige Habe zu deren Tilgung allhier freiwillig zu verabfolgen. Auch erkläre ich mich willig und bereit, den mir von den Frankfurter Juristen zuerkannten sechsjährigen Festungsarrest anzutreten, und so lange mir Gott selbst das Leben fristen wird, auszuhalten, und mir nur wissend zu machen: Wann? und wo ich mich einfinden soll? Die einzige Wohlthat, die ich mir als eine Gnade von des Herrn Landgrafen Hochf. Durchl. unterthänigst erbitte, ist die Erlaubniß, daß mich meine rechtschaffene Gattin und unsere zwo treue Domestiken in den Arrest begleiten, und uns bei unserer durch die bisherigen Qualen ganz zerrütteten Gesundheit bedienen und pflegen dürfen; ingleichen, daß mir unter der Auf- und Einsicht des Commandanten gestattet werde, mich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen, um Ihro Durch-

laucht nicht meiner Verköstigung zur Last zu fallen, und diesen letzten Bissen Thränenbrod noch selbst verdienen zu können, ohne für meine Wittwe neue fiskalische Rechnungen nach meinem Tode befürchten zu müssen. Ich liege zwar dermalen schon die vierte Woche auf einem schmerzhaften gichtischen Krankenlager. Da aber solches seine Periode hält, so hoffe ich, bis zur Einlangung der Fürstl. Resolution so weit wieder hergestellt zu sein, um meine letzte Reise auf dieser Welt nach der von Ihro Durchlaucht zu bemerkenden Festung anzutreten."

Es waren dies nicht blos überschwängliche Redensarten, sondern der 65jährige Greis traf bereits Vorbereitungen, um, wie einst sein Vater, in seinen Kerker zu ziehen. Da traf ein Ereigniß ein, welches ihn bestimmen mußte, seine Zusage zurückzuziehen. Es erschien nämlich in der Darmstädter Landeszeitung ein Artikel, in welchem Moser dem Publikum als Missethäter hingestellt wurde. Zu gleicher Zeit wurde dieser Artikel in einer Menge anderer deutschen Zeitungen auf Veranlassung der Darmstädter Regierung abgedruckt. Dieses Unrecht, welches ein Fürst einem treuen Diener zufügen ließ, während er ihm Dank schuldete, empfand Moser aufs schmerzlichste. Er erklärte in einem Schreiben vom 10. April 1788 der Commission zu Gießen: „Ich nehme mein aus Uebermaß von Schmerzen eines tief verwundeten Herzens gethanes Erbieten vom 20. Februar andurch wieder zurück." Dagegen hatte er nun im Sinne, sich vor der Commission zu Gießen in Person zu stellen." Nur verlangte er einen fürstlichen Geleitsbrief, die Untersuchung seines ganzen Dienstlebens, und nirgends anders, als in Darmstadt, wo man die betreffenden Personen vernehmen und die nöthigen Papiere zur Hand hätte. Damit stimmte Mosers Erklärung auch an den Reichshofrath überein. Nur daß er hier um eine unpartheiische Commission eines benachbarten Reichsstandes bat, was er schon längst hätte thun sollen. War doch der Landgraf sein persönlicher Feind geworden und das Ministerium leidenschaftlich gegen ihn vorgegangen, so daß er hier keine Gerechtigkeit erwarten durfte. Am 14. Juni 1788 machte er der Gießer Commission von seinem Vorhaben die Anzeige. Er konnte in derselben mit Recht das bisherige Verfahren gegen ihn „despotisch, leidenschaftlich und zudringlich" nennen. Namentlich bezeichnete er die Schmähschrift eines verkappten Lästerers, die mit Vorwissen und Genehmigung des Land-

grafen in allen Zeitungen Deutschlands verbreitet worden war, als Nöthigung, seine schreienden Beschwerden bei dem Kaiser, als dem höchsten Richter des Landgrafen klagend einzubringen.

So wurde die einfache Sache hin und her verschleppt, und man konnte handgreiflich daraus sehen, wie tief die Reichsgewalt gesunken war, und wie die Reichsfürsten anfingen, eine Selbstherrlichkeit sich beizulegen, bei welcher das deutsche Kaiserthum nach und nach zu einer bedeutungslosen Null herabsinken mußte. Daneben vergaß er nie, seine eigenen Fehler aufzusuchen.

Noch im Jahr 1794 sagt er über seine Ministerlaufbahn: „Ich hätte mir in meinen verschiedenen Diensten, zumal der früheren Jahre, manche Last und Mühe, manche Noth und Kummer ersparen, ein leichteres und froheres Leben verschaffen können, wenn ich mir nicht ein zu großes Ideal von den Rechten und Pflichten eines regierenden Herrn gemacht, wenn ich mir nicht eine ebene Welt ohne Berge und Thäler, ohne Klüfte und Abgründe gedacht, wenn ich im Fürsten zugleich den Menschen mit allen seinen Schwachheiten, Temperamentsfehlern und Versuchlichkeiten mehr in Rechnung genommen, wenn ich die Fürsten mehr unter einander verglichen, und den Maßstab nicht nur immer nach den besten genommen hätte, denn selbst die besten, keinen ausgenommen, sind und bleiben nur Menschen, und man lernt ihre Mängel nur um so genauer kennen, je näher man ihnen kommt." Und als er im Jahr 1784 sein Buch: „Ueber Regenten, Regierung und Minister, Schutt zur Wegbesserung des kommenden Jahrhunderts" herausgab, sagt er in der Vorrede: „Ich alter Mann bin auf dem Weg meines Lebens oft stecken geblieben, habe auf den Steinwegen meiner mittleren Jahre manche Stöße empfinden müssen, und endlich doch noch das Glück erlebt, meine letzte Reise auf einer Chaussee machen zu können. Es ging so geschwind, daß mir Hören und Sehen dabei vergehen mögen, ich kam aber doch schneller, als ich hoffen durfte, an's Ziel. Kinder- und güterlos möchte ich dann doch meines Namens und Dagewesenseins kleines Gedächtniß hinterlassen, zur Summa der allgemeinen jetzigen und künftigen Glückseligkeit nach dem Maaß meiner wenigen Kräfte und Vermögens noch Etwas mit beitragen. Ich habe aber nichts mehr, als Sand, Kies und Steine, die mir von meinen Ruinen noch übrig geblieben. Ei nun! Heut zu Tage kann

man ja Alles brauchen, und wenn der Schutt umsonst herbei geführt wird, pflegt man ihn wohl gar mit einem Schö Dank anzunehmen."

10.

Briefwechsel.

Moser hat seine Gefühle in Briefen an Verwandt und Freunde gerne niedergelegt. Schade, daß uns nicht noch mehrere zu Gebote stehen, als die, aus welchen ich im folgende Auszüge mittheile. Sie geben uns Aufschluß über seine äußer Lage, besonders wohlthuend sind uns die Eröffnungen seines Herzens, welche tiefe Blicke in das innere Gebiet thun.

So schrieb er unter'm 17. Januar 1785 an seinen Bru der Wilhelm: „So ist's, wie Du schreibst, die Sonn steht doch am Firmament, wenn gleich Nebel, Sturm und Re gen dazwischen kommen. Er hilft gewiß und ganz, und wi werden noch seine Weisheit und Treue preisen." Am 12. Feb ruar: Nun ich Dein Schreiben vom 7. erhalte, mußte ic unter Freudenthränen ausrufen: Hier ist Gottes Finger Finger der Allmacht und herzlenkenden Kraft. Das hat de Herr gethan. Nun, mein Bruder, ich bete mit Dir darübe vor dem, der Gebet und Flehen seiner Elenden erhöret, de so immer zur rechten Stunde hilft, wenn's Wasser an di Kehle geht, und den Wolken, Luft und Winden gibt Wege Lauf und Bahn, nun, der wird dann auch Wege finden, w unser Fuß ruhen kann, . . . Steinhofer's Johannes is längst eines meiner liebsten und wichtigsten Leibbücher." Au das Gerücht, daß er die Kanzlerstelle in Weimar erhalte werde, sagt er: „Aber erstlich ist es an sich eine Fabel, un dann wäre dies just der letzte Fürst und Ort, dem ich diene und wo ich wohnen möchte. Ich hoffe und bitte Gott, e wolle mich in meiner Stille vollends so durch die Welt hin aushinken lassen." Am 25. Februar 1785 schrieb er an den selben Bruder: „Doctor Leidemit war auf dem rechten Weg, ic

bin aber dieser Ueberzeugung nicht treu geblieben, ich habe Fleisch für meinen Arm gehalten. Ich sah auf Menschenhülfe, und drum ging's, wie's ging."

Wir wissen, daß er seinen Vater ehrte und liebte, und daß es ihm schmerzlich war, bei seinem Sterbelager nicht erscheinen zu können, dessen Tod am 30. September 1785 erfolgte. Der Sohn hat auf des Vaters Urne ein kurzes Reimgedicht hinterlassen, das wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden:

„Hier liegt ein Christ und Patriot,
Der Wahrheit treu bis in den Tod,
Die er mit Wandel, Wort und That
Bekannt und kühn vertheidigt hat.
Er brachte Frucht zu seiner Zeit
Auf Blättern, werth der Ewigkeit.
Mit Licht und Recht in seiner Hand
Stritt er für Gott und Vaterland.
Auch trug er den Bekennerlohn
Im schönen Märt'rerkranz davon.
Ruh' sanft, du lieber, fester Mann.
Dir thu' es nach, wer's wagen kann"!

Eine seiner liebsten und gesegnetsten Bekanntschaften war der damals in Heidelberg sich aufhaltende bekannte Jung-Stilling. Mit ihm knüpfte er einen lieblichen Briefwechsel an, von dem wir doch einige Briefe mittheilen müssen, weil sie uns in seine äußeren, ganz besonders aber in seine inneren Verhältnisse tiefe Blicke gewähren. Unter dem 10. Februar 1786 schrieb er an Jung: „Ich trage, theurer Mann, schon mehrere Monate einen Stein auf meinem Herzen herum, den Sie allein heben können. Zweimal war mir von Ihnen die Wohlthat Ihres Besuchs zugedacht, und beidemal war ich buchstäblich in der Unmöglichkeit, ihn anzunehmen. Ich lag nicht nur in körperlichen Schmerzen, sondern mein Himmel hing schwarz über mir. Im Heiligthum des Geistes tönte es zwar:

Meines Glaubens Licht
Laß verlöschen nicht u. s. w.

Ich war aber eingesperrt und schlechterdings nur allein mit dem Alleinigen und der alleinigen. Nun hörte ich indessen, daß Sie, lieber freundlicher Mann, manchmal zu Ihrer deut-

schen Gesellschaft hierher kommen und mich hungerte zuweil nach Ihnen, um Ihnen abzubitten, daß ich Sie nicht ang nommen, und Ihnen zu sagen, daß und wie sehr ich S liebe und ehre. Auch hat mir Ihr tiefgedachter, tiefblickend wahrheit- und verdienstvoller Theobald, die schönste Blu in Ihrem Autorskranze, Wünsche übrig gelassen, die s besser sagen, denn schreiben lassen. Ich hüte zwar an d Nachwehen eines im Januar erhaltenen podagraischen Besuc schon seit mehreren Wochen abermals Haus und Zimm Wann Sie aber wieder einmal herkommen, und ich nur wei wo ich Sie finde, werde ich mich hinschleppen lassen. Di nun zu wissen, ist Wunsch und Bitte Ihres wahren Verehre und Freundes F. K. v. Moser.

Schon am 13. Februar schrieb er abermals: „D Freundschaftskuß des wärmsten Herzens, womit Sie bei unser ersten Beisammensein mich erquickt haben, ist mir Bunde siegel, heilig und unverletzlich. Es war mir Himmelsgab daß Ihr Herz zu mir gelenkt wurde, daß Sie mich lieb und besuchen mögen und können und dürfen, ich mußte mi aber auch selbst prüfen, ob und wie viel ich davon fasse genießen und erwiedern könnte, um weder anzubrennen, no zu verbrennen. Ihr Geist und Bild war mir aber seitde immer gegenwärtig und der Gegenstand mit meiner einz Geliebten. Auch ist wahr, grammatisch wahr, daß Schme mich Ihren zweimaligen Besuch verbitten machte. Das ers Mal war ich wie ein gebrühter Mensch unanrührbar; da zweite Mal lag ich nicht an einem Seelengeschwür, aber i ersten Verband, wo man ganz stille liegen muß. Und w kann bei Ihrem elektrischen Feuer stille sein? Die Funk treffen überall. Nun, Gottlob kann ich sagen, ist die K vorbei, ich bin gesund und das siebenfache Feuer des Schme zers hat gute Arbeit gemacht, auch will er immer mehr re nigen, und

Der Schultern Vermögen bedenkt er,
Nicht aufzulegen, was allzu schwer,
Und das Andenken vergangener Proben
Giebt uns Gelegenheit, ihn zu loben,
Den guten Herrn.

Unsere Freundschaft hat unter'm Kreuz angefangen, un diesem Zeichen soll sie fortwachsen, blühen und gedeihen, me Herz sagt mir's. Er wird Sie segnen. Meine Luise grüß

Sie, und unbekannt Ihre Liebe herzlich, so ganz mit einem evangelisch-deutschen Herzen, und ebenso bin und nenne ich mich mit Herz und Hand den Ihrigen F. K. v. Moser.

Unterbrechen wir diesen Briefwechsel mit einem Liede, das er am 5. März 1786 niedergeschrieben hat, und das uns so recht tief die Verfassung seines Herzens zeigt:

Erquicke doch mit deinem Frieden
Mich, deinen armen Invaliden!
Du sprachst: Kommt her zu mir, ihr Müden!
Nun bin ich da.
Der Seele dürstendes Verlangen
Wünscht, nur an Dir allein zu hangen,
Dich, Freund der Seelen, zu empfangen;
Komm, werde nah.

Dem Herzen, das nach Dir sich sehnet,
Um Gnadenblicke vor Dir thränet,
Ich bin ja doch an Dich verwöhnet.
Wer ist, wie Du?
Ein Blick, so wird mein Geist erquicket,
Und über Erdennoth entrücket,
Und leicht, was oft den Pilger drücket;
Bei Dir ist Ruh!

Sanft ist Dein Joch, man darf es wagen,
Die leichte, liebe Last zu tragen;
Du hilfst sie selbsten willig tragen
Und stärkst den Muth.
Du sprichst uns los vom Druck der Sünden,
Du läßt die Seele Ruhe finden,
Und täglich hilfst Du überwinden,
Zuletzt geht Alles gut.

Moser hatte damals im Sinne, von Mannheim hinweg zu ziehen, und einstweilen seinen Wohnsitz in Heidelberg zu nehmen. Zu dem Ende bat er Jung, eine Wohnung zu suchen. Darauf bezieht sich der Brief, welchen er am 5. Mai an denselben abließ: „Weil Sie denn, theurer Freund, morgen nicht in die deutsche Gesellschaft kommen, so soll ein Fragment derselben zu Ihnen kommen, in die Arme wahrer christlicher Freundschaft, der die herrliche Verheißung gilt: „Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich A und O mitten unter ihnen! Und hier wären's denn gar vier, Selma und Luise, der Alte und der Junge. Morgen zwischen 10 und 11 bin ich im Ochsen, und Mittags,

weil Sie es, mein Lieber, so wollen, bei Ihnen; dann besehen wir das Haus, und dann geben Sie uns den Segen auf den Weg, und des Abends sind wir wieder hier. Der Beschreibung nach muß dies Haus ein Vorgebirg vom Berg Zion sein. Es ist so was Schönes um's Uebersehen. Ich bin gerne klein, will gerne es immer mehr werden, wenn's aber sein kann, wohne ich gerne hoch, frei, und das wäre dann alles hier beisammen, und zugleich in der bescheidenen Standesmäßigkeit eines Exulanten, nichts übrig, aber genug. Ich wünsche, daß es sich mache. Hier hält mich nichts, gar nichts. Vielmehr ist Manches, das mich Luftveränderung mehrerer Art wünschen macht. Und wie meine Luise mein Kleinod ist, so wäre Freundschaft die Einfassung und Ring, so Alles zusammenhält. Ruhe und Freundschaft, ich weiß für dieses Leben nichts Größeres, und es ist mir so, es würde sich unter uns herzen. Morgen um diese Zeit habe ich mit Freundschaftskuß und deutschem Händedruck versiegelt, wie ganz und mit wie vieler Erkenntlichkeit ich sei der Ihrige

Moser.

Warum aus dem Umzuge nach Heidelberg nichts geworden ist, darüber finde ich keinen Aufschluß. Ich denke, daß der Plan vielleicht am Kostenpunkt gescheitert sein wird.

In einem Briefe vom 22. Mai sagt er gar ernst: „Ja wohl sind die Jünger aus Satans Schule

Die Jesum Christum, Gottes Sohn,
Stürzen wollen von seinem Thron,

gräuliche Menschen. Ihre Unterredung mit einem solchen Antichristen war mir belehrend und wichtig. Wer böse ist, der sei immerhin böse, scheint das Schild unsrer Zeit zu sein; und Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist. Uns aber sei er unser Lebenslicht und Geisteskraft, bis wir ihn sehen und seine Gnadenwahl über uns, die wir nichts um ihn — er alles um und für uns gethan, anbeten. Ihr Beruf, mein Theurer, Ihr Platz, Ihr Markt, Ihre Erwählung als Menschenfischer ist mir unendlich wichtig und ehrwürdig, und ich, ich armer Netzflicker gehe in Gedanken viel mit Ihnen um und erbitte für Sie Weisheit und Kraft, reiches Maaß von Warheit und Liebe. Ja, ich bin der Doctor Leidemit, nach Brauch promovirt, wenigstens mit der Freiheit, zu leiden und zu praktiziren. Es ist ein Schmerzenskind meines Wiener Aufenthalts, als ich da im Zahnen

lag, mithin bei den Convulsionen der Staatsjustiz nur zu fragmentarischen Stoßseufzern fähig war. Die Buchhändlerspolitik hat aber meinen Namen gleich bekannt gemacht. Wenn's nur frommt! Der Stiefbruder von Leidemit, oder vielmehr Zwilling ist der sogenannte Schutt, beide zugleich empfangen und geboren, obgleich wegen der Verschiedenheit des Geschlechts anders benannt und gekleidet. Beide haben aber die englische Krankheit, abgesetzte Glieder. Sie Doctor Doctorum werden am besten wissen, woher dies kommt. . . . Mein Bruder (Wilhelm) hat nun nach langen, schweren, harten Prüfungen und wie ich zu dem Freund und Arzt seiner Kranken hoffe, heilsamen Demüthigungen bei dem Fürsten von Thurn und Taxis wieder Brod gefunden. Wie viel Salz und Pfeffer dabei sei, weiß ich selbst nicht, und kann diesen ganzen Gang nicht beurtheilen. Mein Bruder denkt in hundert Sachen anders, als ich. Indessen bin ich überzeugt, daß ihn der Heiland nicht lassen wird, und der letzte Schritt ist doch, um den's gilt. Es ist ein kleiner Ehrgeiz, daß ich wünsche, daß eins von meinen Kindern neben Ihren Kindern schlafe, drum schicke ich Ihnen hier eins, auch anonym, im ersten Schmerzensgefühl nach meiner Darmstädtischen Ehescheidung hingeworfen; und Bruder Leidemit müssen Sie auch von mir selbst haben; es ist just noch von beiden mein einzig übriges Exemplar. Ich weiß, daß Sie keine Zeit haben, dergleichen zu lesen, Sie selbst reicher, wohlhabender Mann, aber wie gesagt zum Beweis der Brüderlichkeit und Freundschaft. Meine Leidemitin grüßt Sie herzlich und ich bin von Herzen der Ihrige F. K. v. Moser.

Schon am 29. Mai schrieb er wieder:

„Ihr und Ihrer guten Selma Besuch, mein Theuerster, war uns Labung auf unserm Dornenweg, sowie man beim frischen Trunk aus einer kühlen Quelle das Ach! ausruft, und dem dankt, der Quellen schuf und sie finden läßt. Aber Ihr Heutiges war Engelstimme, schönes, herrliches Siegel unsres Freundschaftsbundes! Ich erhielt es heute frühe zugleich mit der mir von Darmstadt zugekommenen Ankündigung, daß meine unversöhnlichen Feinde auf den Kaufschilling meines vor vierzehn Tagen verkauften Hauses einen neuen Arrest gelegt haben mithin nun Haus und Geld miteinander fort ist. Es that weh und schmerzte so sehr, daß ich nicht einmal weinen konnte, sondern nur verstummte und anbetete. Nicht

schmerzte mich so sehr der Verlust (denn wie wär's gewesen, wenn mir das Haus abgebrannt wäre!), als die gräuliche Bosheit. Da kam mir nun Ihr brüderlicher Zuruf, und hieß mich im neuen Kampf mit neuem Muth auf die Krone der Ueberwinder zu blicken, Ihm, der durch Leiden des Todes zur Herrlichkeit gegangen, auch dieses pappendecklene Kreuz nachzutragen und von allen bösen Buben weg auf den zu blicken, der die Mühseligen und Beladenen so gerne erquickt. Die Wunde blutet noch, da ich dieses schreibe, man sagt ja aber: man müsse es nur recht ausdrücken, so schwärt's nicht. Der Herr vergelte Ihnen, Lieber, mit sich selbst, seinem Trost und Gottesfrieden die auf seinen Wink mir bewiesene Wohlthat. So tröstet ein Lazarethbruder den andern. Unser eigenes Interesse, Trieb und Hang des Herzens wird uns wieder zu Ihnen treiben und uns bei und mit Ihnen und durch Sie belehren, erbauen, stärken, erquicken. In dem jetzigen Moment ist Stille ein Theil von Cur. Sie thun mir eine Ehre, wenn Sie meine Bücher in Ihrem Haus unter Ihrem Segen, der mir gewiß nichts Geringes noch Gleichgültiges ist, haben mögen. Sie geben zuweilen durch Ihren Anblick Erinnerung ab zum Andenken, zum Flehen für den armen Pilger. Ihre Werke, mein Lieber, sind mir so lieb, wie Ihr Herz und werden mir auch eben diesen Dienst thun, wovon ich soeben sagte. Da schicke ich Ihnen, theuerster Freund, auch den sogenannten Schutt und habe eine Stelle gezeichnet, die in das Thema vom Geist des Jahrhundert's eingreift. Vielleicht erweckt sie in Ihnen ähnliche Gedanken und Beherzigungen. Es ist mein einziges Handexemplar, sonst würde ich Ihnen die Bitte thun, es den übrigen Stiftungsbüchern beizugesellen. Mit Hand und Herzen, mit Wahrheit und Liebe bekenne mich Ihren treu verbundenen

Moser".

Am 18. Sept. 1786 schreibt er:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich durch die fortdauernden Darmstädt'schen Tyranneien und Lästerungen gedrungen und gezwungen worden, von Neuem in Wien zu klagen. Meine Schrift ist auch bereits übergeben, und der Referent hat schon vor drei Wochen dem Darmstädt'schen Agenten mit vieler Indignation Eröffnung davon gethan. Es wird aber so ein Beschluß darauf kommen, als wenn man einen Wolf mit einem Blasrohr und Erbsen todtschießen

wollte. Das ist Justiz — aber immer doch soviel werth, als eine Leichenrede des zerrissenen Lammes. Ehrlich zu bekennen bin ich mürbe, müde, lechzend, wie ein gehetzter Hirsch nach frischem Wasser, schmachtend nach Ruhe und oft buchstäblich in dem Fall. Psalm 56, 9. Das macht mich allmählich menschenscheu, lichtscheu und sehnend nach des Leibes Erlösung. Ich hange in Ansehung meiner äußern Umstände zwischen Himmel und Erde, bin nun, da auch mein Haus fort ist, wie ein vogelfreier Mensch, wie ein Ulrich von Hutten im Kleinen, geplündert, verjagt, verlästert und überall Felsenherzen und versteinerte Menschen und über dem Stolz ihrer Gewalt triumphirende Straßenräuber. Ob's noch weiter aus einer Noth in die andere, oder aus Noth in Tod und durch Tod in's Leben sich durchdringen wird, weiß ich selbst nicht, brauch's auch nicht zu wissen, es gehe, wie es gehe, mein Vater in der Höhe, versteht alleine Rath und That. Dieser Stand der Ungewißheit und äußerster Verlassung macht aber, daß ich nicht Muth habe, mir nur ein Paar neue Schuhe zu bestellen, geschweige anziehen zu denken. . . . Nun, der große Mann (Friedrich II.) ist in der Ewigkeit. Möchte er doch den Jesum von Nazareth, der ihm so sehr Fels des Aergernisses war, noch in seinen letzten Augenblicken als Fels des Heils erblickt und in seinen Wundenmaalen seine Gnadenwahl gefunden haben. Gott segne Sie, mein Lieber und Theurer, Ihr Amt, Ihre Stimme, Ihren Gesang und Flug. Ich bin mit herzlicher, vertrauensvoller Liebe Ihr treu zu eigener Moser".

Ein kurzes Brieflein schrieb er den 4. October:

„Mein letztes, Theuerster, vom 18. September werden Sie zu seiner Zeit richtig erhalten haben. Ich danke nochmalen für alle Beweise Ihrer Sorgfalt wegen der vacanten Wohnung. Nun seit 24 Stunden weiß ich gewiß, daß ich diesen Winter, wenn ich ihn anders überleben soll, nicht von hier weg kann. Es bleibt also nichts übrig, als Warten und Harren und unter allem, wie's kommt und nicht kommt, den Herrn seinen Gott loben, allweil ich hier bin, bis man das Evolemus singen darf. Fängt Friedrich Wilhelm seinen Lauf nicht schön an? Welche herrliche Bekenntnisse, Zeugnisse, seelenvolle Christus- und Menschenliebe! Ach daß ihm doch reine Werkzeuge zu Theil und er vor Heuchlern und Schwärmern bewahrt werde! Denn gut ist er, aber — schwach.

Das ist ein Fragmentenbrief, aber das ist kein Fragment, sondern Fels; Er kann erretten Alle, die zu ihm treten. Von Herzen ganz, nicht halb der Ihrige Moser."

Zum neuen Jahr schrieb er am 7. Januar 1787 an Jung:

„Der Geist des Herrn und der Friede Gottes, der aus Jesu Wunden fließt, sei mit Ihrem Geist und Herzen und Kopf und dem ganzen Doctor und dem Lehramt, dazu er Sie berufen und eingeweiht hat. Ich bin im Geist und liebevollen, traulichen Andenken oft und viel um Sie und wünsche Ihnen in reichem Maaß das, was Sie sich gewiß selbsten wünschen, bei so vieler Thätigkeit kindliches Aufblicken auf Ihn, Niedersinken vor Ihm und keusche Weisheit durch Salbung und Zucht seines Geistes. Ihr Abendsternlied gellt mir immer in den Ohren, es war mir unaussprechliche Erquickung, als Sie es uns so von Herzen zu Herzen vorlasen. Mein! Haben Sie doch, lieber Liebender, für den müden Pilger (müd, aber nicht verzagt) die Liebe, wenn Sie einmal wieder herkommen, es mitzubringen, damit ich's abschreiben kann. Es geht mit dergleichen, wie mit manchen Arzneien und mit der Idiosynkrasie überhaupt. Mit Herz und Hand der Ihrige Moser".

Freund Jung war inzwischen als Professor der Cameral-Wissenschaften nach Marburg berufen worden, Moser konnte ihn nicht ziehen lassen, ohne ihm einen Abschiedsgruß auf den Weg und seinen neuen Beruf zu geben. Er schrieb ihm daher am 25. März 1787:

„Meine Liebe, meine Hochachtung, mein Dank und brüderlicher Segen werden Sie, mein Freund, auf Ihrem neuen Weg begleiten. Oft werde ich an Sie denken und mit Ihnen beten, daß Sie viele Frucht bringen und Ihr Licht, von der reinen Flamme des Herrn genährt, leuchten möge zum Nutzen vieler und zum Gnadenlohne am Tage der Vergeltung. Nie, nie werde ich vergessen, daß Sie mir in trüben Stunden zu drei verschiedenen Malen Engel waren, zum Trost, Aufrichtung, Ermannung zum Ausharren in Glauben und Geduld. Diesen Labetrunk wird Ihnen der großmüthigste und großmächtigste Herr vergelten und auch Sie stärken, wann und wo Sie es nöthig haben. Um meinem liebenden, aber allzu weichen Herzen den Schmerz der Scheidung zu ersparen, muß ich Ihnen, Lieber, dies schriftlich sagen, denn

ich vermag's nicht, Sie hier mehr zu sehen; wohl aber freue ich mich auf's Wiedersehen, es sei nun in Europa oder in einer der vielen Wohnungen des Vaters. Meine Luise ist ein Sinn und Herz mit mir für Sie und Ihre Liebe. Behalten Sie uns lieb. Ich umarme Sie in treuer und dankbarer Liebe und bin ewig und ganz Ihr Moser".

Am 14. Mai folgte schon wieder ein Schreiben:

„Ihr Schreiben, mein Theuerster, vom 3. dieses, habe ich unter den Liebesschlägen eines wohlthätigen, aber schmerzhaften Podagra erhalten, worin sich Gottlob die gichtischen Krämpfe, unter denen ich einige Wochen gekeucht, verwandelt haben. So hilft Gott immer aus einem Leiden in's and're und allmählig wird man so abgeschält, daß nur der für die neue Erde taugliche Kern übrig bleibt. Ist das nicht schön? frage ich Sie, lieber Lehrer der Haushaltungskunst. Am Ostermontag früh 6 Uhr rief ich meiner Luise zu: Nun sind uns're lieben Freunde Jung's auf dem Wege. Wir beteten für Sie und segneten Ihren neuen Weg. Ich sagte: Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her, gebt unserm Gott die Ehre! Er sei Ihnen stets Licht, Weisheit, Rath, Schutz und Stärke und heilige den in Ihre Seele gelegten Reichthum manchfaltiger Gaben zu seiner Ehre und Dienst. Er segne alles, wodurch Sie sich Weg zu den Herzen der Menschen bahnen, und wenn Sie wie Paulus Teppichemachen, Stallfütterung lehren u. s. w., so wird immer eine schöne Stunde übrig bleiben Ihren Lehrlingen zu sagen: Kinder, nun will ich Euch mein größtes Geheimniß anvertrauen: Christum lieb haben, ist besser, denn Alles Wissen. So wie Sie es schon waren und sind, müssen Sie stets bleiben und immer werden: Bekenner; und dies wird das Gold sein am Tage der Sichtung, wenn uns're manchfaltigen Strohschneidereien im Dienst menschlicher Bedürfnisse und Elends dieses Erdenlebens im Rauch aufgehen werden, die dann aber doch durch den Zimmermann's-Dienst unsres Herrn in den Tagen seines irdischen Wandels geheiligt und gleichsam ehrlich gemacht werden. Der selige Hochburg sagte: Im Tempel waren nicht nur die Leuchter von Gold, sondern auch die Lichtputzen und eine solche goldene Lichtputze müssen Sie, Theurer, sein, wo Sie der Herr hinstellt. . . Nun für alle den guten Anfang, den Sie mir melden, insbesondere auch für die unmittelbare Verbindung mit Ihrem Fürsten lobe

und danke ich Gott mit Ihnen. Er macht keine halben Sachen, er wird auch mit Ihnen sein ferner und so lange Sie da sein sollen. . . . Ich schreibe dieses im Bett, und weil ich nicht singen kann, so quikse ich manchmal dazwischen und schaue mein trauriges Reisekleid an, das so herrliche Verwandlungsverheißung hat".

Den 18. Juli folgte wieder ein Brief:

„Aus dem Geduldgarten zu Wien habe ich denn vor einigen Tagen wieder ein neues Pflaster auf meine Wunde bekommen. Es ist, wie ich's erbeten, weil ich den irregeleiteten Fürsten herausfordern mußte, um mir Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Was es helfen wird, muß ich nun in weiterer Wartensgeduld, von der Alles zu rechter Zeit wohl machenden Hand unseres Herrn gewärtigen. Täglich harre ich sein und wie alle Leiden nur immer Leiden eines Tages sind, so tröstet, stärket er auch täglich, seine Verheißungen aber sind ewig. O ja, er blickt manchmal den müden Pilger an, und macht es dem Herzen theuer und lieb, seinen Kreuzessinn immer besser verstehen zu lernen und seinem Bilde ähnlich zu werden. Wie wenig ist ohnehin all unser Leiden gegen das Seinige! Von mir will ich Nichts sagen. Wenn ich an meines seligen Vaters 6jährigen Mauerarrest und ans Schiffziehen unter einem Pharao denke, so habe ich mich kaum einmal zu beklagen, gewiß geht mir's noch tausendmal besser, als ich verdiene. Dies ist nicht Kapuzinergrimmasse, sondern tiefste Empfindung des Herzens. Im höheren Sinn ist mein Feind nur Ruthe und Besen und verdient als Ruthe des Vaters Respekt: der Besen aber soll sich nicht Balsam nennen."

Am 18. September: „Ihre Briefe, mein Theuerster, sind wie Sie, immer Original und eigenes Gewächs, kein zusammengetrödelter Zehntwein. Sie sind in ihrem ganzen Gang und Stempel eine eigene Creatur Gottes und werden einmal in Eures Vaters Wohnungen einen eigenen Erker bewohnen zum um sich her und über schauen, und dann nehmen Sie doch noch von Einem vom Holz des Lebens gesund gewordenen Invaliden einen Freundschaftsbesuch an? Mein Flederwisch vom Reichshofraths-Beschluß hat noch Nichts gefruchtet. Diese mit Tintenpulver geladene Kanone verbrennt und beschmutzt nur den Rock, trifft aber nicht das Herz; Gott sieht's, das ist genug! Und wenn er auch thät, als säh' er's nicht, so bin ich doch unter seinem Dach und Hut. Er ist

mein Hirt und Vater und Schutz und Fels, mein Gott, auf den ich traue. Er wird mich durchbringen zum Ziele meiner Hoffnung und auch von meinen Augen alle Thränen abtrocknen. Indessen gräme ich mich eben nicht sonderlich; durch Tragen lernt man tragen und ich hab's noch immer besser, als tausend Andere. Auch läßt er, der Allgütige, manchen erwärmenden Sonnenblick seiner Liebe durch mein Dach scheinen und macht mich ruhen in seiner Führung. Im Schlangenbad habe ich ausgeruht von ermüdender Arbeit, Bergluft genossen, einige gute Menschen kennen gelernt, — das mag so ziemlich mein Profit gewesen sein, denn sonst hat der alte Reiserock das viele Flicken nicht ertragen wollen, er riß unten, wenn man oben flickte. Meiner liebsten Luise ist das Bad aber vortrefflich bekommen, und das ist mir noch mehr werth, denn nun hält sie mich um so gewisser aus."

Am 30. November: „Immer ist mir, was von Ihnen kommt, Balsam vom Berg Hermon oder wie der Berg heißt, er liegt hinter Marburg über'm Wasser drüben. Es fließt so ganz aus der reinen offenen Quelle des Herzens, wirft auch, wie alles Quellwasser, schöne Perlen und geht dann wie ein Labetrank dem Durstigen in ein Herz über, das Sie innig und zärtlich liebt und so einen Hausdoctor, wie Sie, just nöthig hat. Ich leide Gottlob weder an der Schwind- noch Wassersucht, aber zuweilen wird mir das bewußte Bergsteigen schwer und da ist mir dann so ein göttlicher Dichter mit dem Zuruf: Verlier nur Muth und Glauben nicht! ein stärkender Mann . . . Ihre Ahndung, daß die Morgenröthe der Hilfe bald anbrechen werde, ist mir wichtig, denn so was gibt und macht man sich nicht selbsten, und wenn sie flimmert, will ich's Ihnen gleich melden. Noch ist's um die Hahnenschreistunde, da wird's ja bald Tag; denn leider wankt mein unversöhnlicher Fürst mit immer schnelleren Schritten dem Grabe zu, und der Erbprinz hat wenigstens oft genug gesagt, er wolle es sein erstes sein lassen, dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen. Gott geb's!"

Am 13. April 1788: „Nun das war ein Galla- und Freudentag, da ich wieder Ihre Hand, mein Theuerster und zärtlich Geliebter, und ein Tröpflein Ihres liebenden Herzens zu kosten bekommen. Der besondere Segen Ihrer Franken- und Schwabenreise hat mich gefreut, weil ich mich auch gerne mit Ihnen freue, so wie Sie mit mir getrauert und Trost in mein ver-

wundetes Herz gepredigt und gesungen haben. Wenn als wieder so ein neuer Sturm von Lügen, Lästerungen, Bosheiten, Löwenwuth über mich losbricht, so bete ich erst im Staub liegend: O Lamm Gottes unschuldig — wiewohl Du warest verachtet u. s. w. und dann, wenn die Thränen trocken werden, singe ich hinterdrein im Baß: Verlier nur Muth und Glauben nicht! . . . Alle diese Stürme und Kämpfe stärken aber doch den Muth des Mannes, machen das Herz williger zum Leiden, machen mürb, klein und rein, schmelzen Schlacken ab, und läutern das Gold. Es gibt ja Oefen, die man Kühlöfen nennt, worin es doch so warm ist, daß man nach Luft schnappt; in so einem sitze ich. Ich bin seit fünf Monaten nicht vor meine Hausthüre gekommen, habe an Podagra und Krämpfen bei acht Wochen gelegen, und fange nun wieder an, herumzuhinken. Daß ich aber doch nicht wie ein Bärenhäuter im Bett gelegen, werden die zwei Bände des patriotischen Archivs, die ich gestern gleich mit dem Postwagen abschickte, beweisen. Nehmen Sie solche in Liebe auf, es sind freilich wenige Blätter vom Baum des Lebens drin, aber doch auch nicht lauter Stroh. Jeder gibt, was er hat, und Niemand hat, es werde ihm denn von Oben gegeben. Man kann, wie Sie als Lehrer der Staats- und Landwirthschaft am besten wissen, nicht immer lauter Korn zu Markte führen, man bringt zuweilen auch weiße und gelbe Rüben, Heu und Stroh nach der Mannichfaltigkeit häuslicher Bedürfnisse . . . . Was mir unter einigen bisherigen orkanmäßigen Stürmen und vesuv'schen Teufeleien die theure, liebe, sanfte Seele Luise zum Trost, Segen, Ermannung, Hingebung auf allen Willen Gottes und unseres durch Leiden des Todes zur Herrlichkeit gegangenen Herrn und Bruders Jesu Christi, hochgelobt in Ewigkeit, gewesen ist, kann ich Ihnen nicht genugsam sagen und rühmen. Es ist doch etwas Köstliches um ein solches Weib, Ihre Selma wird Ihnen gewiß auch Alles sein, was sie nach Ihrem jetzigen Beruf und neuen Schule aufgefordert ist. Wir zwo Eremiten grüßen und küssen Euch zwo Lieben herzlich mit brüder- und schwesterlicher Liebe. Behalten Sie uns lieb und wenn Sie können, (Jung kann aber viel) so schreiben Sie mir manchmal nur zwei, drei Worte und bedenken, daß es ein Almosen an einen armen Mann ist, der auf einem heißen Stein in Mannheim sitzt, wo ein großes Schloß, breite Gas-

sen, schlecht Wasser, aber kein Jung ist, mit dem er so ganz sympathisiren könnte."

Am 29. September 1788: „Ich freue mich, mein Theuerster, Ihrer Thätigkeit, Ihrer Fruchtbarkeit, Ihres Segens, der Heiterkeit und Kräfte Ihrer Seele, Ihrer gestählten Brust und dragonermäßigen Wahrheitsliebe, so wie Sie sich meiner Thränen und Leiden, meines Schmelztigels und Goldwäsche freuen. Alles hat seine Zeit, alles kommt von Gott und ich sitze noch immer auf dem Abc=Bänkchen, um das herrliche Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan u. s. w. so lang zu buchstabiren, bis ich's fertig lesen und ganz auswendig kann. Es ging dies Jahr hart wieder und statt der gehofften Hilfe und Rettung ward's immer ärger, wenigstens sah es so aus. Aber aus Tod durch Tod kommt Leben und Auferstehung, indessen liegt's Gold auf der Kapelle, der Schmelzer ist mein Freund, mein Herr, hochgelobt in Ewigkeit, er wird Alles wohlmachen. Ich lasse, um nicht als ein Missethäter zu leiden, den Prozeß gegen den Serenissimus an den Lirum=Larumsrath zu Wien fortgehen, oder vielmehr fortkriechen, übrigens aber war bisher und bleibt mein innerer Beruf: Leiden und Schweigen, und das hab' ich treulich gehalten, so sehr ich von vielen Orten und von meinem eigenen Geist gestupft worden, gegen die Ihnen nicht unbekannt gebliebene unfürstliche und unchristliche Zeitungsscarteke mich zu wehren. Doch hab ich nicht verhindern können, noch wollen, daß ein braver Landsmann von mir, Herr Regierungsrath Reuß in Stuttgart ein Wort darüber in's Publikum gelangen lassen."

Am 13. Juli 1789: „Ich habe einen harten Winter und eben so hartes Frühjahr gehabt, an gichtischen Leiden von Außen und andern Leiden von Innen. Ich lebe aber noch, leide, schweige, dulde, hoffe und glaube noch, das Ende wird doch selig, wenigstens so sein, daß ich's werde ertragen können . . . Die Zeit des Abwischens aller Thränen kommt immer näher, im 66sten Jahr darf man so Etwas schon mit Zuversicht hoffen. Indessen müßte ich undankbar sein, wenn ich die vielen Proben göttlicher Bewahrung, Tröstung und Treue zu preisen unterließe. Er hütet und wacht, er sorgt für uns, seit 5 Jahren ist nun mein bischen Habe mit Arrest bestrickt, ohne zu sagen, warum, und mit allem Bitten, Flehen, Prozes=

siren, habe ich es noch nicht einmal zur Eröffnung der mir errungenen Untersuchungs-Commission bringen kön Statt dessen werde ich von dienstfertigen Buben mit K beworfen. Mir war bisher theure Pflicht, zu leiden und schweigen, indessen kommt als einmal Einer wieder querfeld der sich aus guter Meinung zum Vorfechter aufwirft und dadurch fast mehr Noth macht, als die Schmähschriften selb

Inzwischen war ein großes weltgeschichtliches Ereig die französische Revolution, begonnen worden. Es ist von sonderer Wichtigkeit zu erfahren, welches die ersten Eindr waren, die Moser davon empfing, zu erfahren. Er spr sich darüber in einem Brief vom 28. August 1789 a „Welche fürchterlichen Erinnerungen, Warnungen und W liefern die jetzigen französischen Unruhen und Nationalth auch für unsere deutschen Potentaten! Furcht vor ähnli Auftritten fängt schon wirklich am Rhein, Main und Ne mächtig und heilsam an, zu wirken, wiewohl nach meiner gik und Ahnung alles Bisherige erst weit größerer Noth Auftritte Anfang ist. Gottlob ist Tag in und über mir, w auch nicht immer Sonnenschein.

Ihre Weissagung für mich wird eintreffen, es ko die Zeit, wo öffentlich erscheint, wie treu er's mit uns m Es gilt nur gläubiges Harren und das gibt er ja hilft aus einer Noth in die andere und aus allen sieben hindurch."

Am 18. September schrieb er: „Da kommt denn, Sie es so haben wollen, der 10te Band meines Archivs, gegen Ihre gesunden, nahrhaften und erquickenden Schri ich meine die Kinder erster Ehe von Vater Stilling, just ungeschmelzte Wassersuppe aussieht. Doch auch eines Va Kinder gleichen sich nicht alle. Um der Liebe willen, w Sie die vorigen aufgenommen, nehmen Sie auch diesen S ling auf. Er gehört doch zur Familie. Wie oft habe diese Tage über an Sie, mein Theuerster, gedacht, da a meines Gerücht sagt, daß es auch in Hessen spuckt. Wunder, denn ein Schwindelgeist scheint in alle Lande au gangen, mit und ohne Antecedenzien. Es gibt halt unter Göttern der Erde und sein sollenden Pflegern der Mensch allerhand Väter, Stief- und rechte Väter, gut und wur liche Herren u. s. w. und ich Eremit sage mit Horaz: G

lich der, der fern von Geschäften u. s. w. Es ist dermalen ein schwerer Heldenberuf, zwischen Fürsten und Volk mitten innen zu stehen, wo Jeder Recht haben will, und der Fehler auf beiden Seiten ist."

Moser stand besonders viel mit Ministern in Briefwechsel. Zu den theuersten Verbindungen rechnete er die mit dem dänischen Minister, Grafen von Bernstorf. Hören wir ihn darüber: „Ich schätze es zu den Wohlthaten und Vorzügen meines Lebens, daß dieser vortreffliche Minister mich viele Jahre lang mit seinem Wohlwollen, Vertrauen und Briefwechsel beehrt hat. Die meisten seiner Briefe (deren nicht eine kleine Anzahl ist) waren eigenhändig und bei dem höchsten Schmuck der Schreibart mit dem reinsten Ausdruck der Rechtschaffenheit, Herzensgüte, Eifer für Recht, Wahrheit, für die Ehre Gottes und Beförderung des Guten bezeichnet. Sie sind mir Kleinodien."

11.

Blumenlese aus Mosers Schriften.

Moser hat so vieles, und darunter so vieles Herrliche geschrieben, daß es wirklich schwer hält, aus diesem reichen Garten eine Auswahl des Schönsten zu geben. Was wir schon bisher von ihm gehört haben, ist so anziehend, daß es den Leser gewiß gelüsten wird, besonders aus seinen späteren Schriften, die zu seinen besten gehören, eine Sammlung seiner gediegensten Gedanken in Empfang zu nehmen. Sein tiefster Grund war der lebendige Glaube an Jesum Christum, und man darf keck behaupten, daß, wer darein keinen Blick hat, Moser nicht würdigen kann, wenn er sich über andere Dinge z. E. über Staatswesen, Stände, Freiheit der Presse und die gewöhnlichen Dinge des menschlichen Lebens äußert. Fangen wir daher auch hier damit an:

In der Einleitung zu dem patriotischen Archiv für Deutschland hielt er es für nöthig, ein Bekenntniß seines Glaubens abzulegen: „Gottlob, noch sind wir Christen, dür-

sen uns noch zur Religion Jesu, hochgelobet in Ewigkeit, bekennen. Mag denn Er, den alle Engel Gottes anbeten, und vor dem sich einst alle Kniee beugen werden, im Himmel und auf Erden, von vielen seiner Menschen in unseren Tagen, noch mehr, als in der Zeit unsrer Väter, mißkannt und herabgewürdigt werden, mag Er noch immer und bis an's Ende der Tage Vielen ein Stein des Anstoßes und der Aergerniß sein, uns, die wir ihn kennen, ihn lieben, an ihn glauben und durch den wir allein glückliche, selige Menschen sind, uns sei Er stets ein Fels des Heils, die Ehre seines Namens und die Ausbreitung seines Reichs die Freude unseres Herzens, die Geschichte seiner zu allen Zeiten und Jahrhunderten der Menschheit fortwirkenden Erlösungskräfte die Bewunderung unsres Geistes, das größte Glück unsrer ganzen Existenz, uns zu ihm bekennen und bei dem tiefsten Gefühle unsrer Schwachheit in erhebendem Vertrauen auf seine Erbarmung uns getrösten zu dürfen, daß Er auch uns einst bekennen werde vor seinem himmlischen Vater."

Im Jahr 1792 äußert er sich über wahre und falsche politische Aufklärung folgender Maßen: „Alle Aufklärung, die sich nicht auf Religion gründet und stützt, die nicht von der Abhängigkeit des Geschöpfs von seinem Schöpfer, von der Güte und Sorgfalt des Schöpfers für seine geschaffenen Menschen ausgeht und sich in Pflichten der Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Gehorsams gegen seinen Willen, Befehle und Anstalten in seiner großen Weltregierung zurückzieht, die den Menschen seinem eigenen Willen, Dünkel und Leidenschaften überliefert, ihn mit Luzifersstolz begeistert, und sich selbst für seinen alleinigen, eigenen, unabhängigen Herrn zu halten und ein selbstbeliebiges Naturrecht zu machen, ist nicht nur der Weg zur Verderbniß, Sittenlosigkeit und Lastern, sondern auch zur Auflösung und Zertrümmerung aller bürgerlichen Gesellschaft, zur Befehdung des menschlichen Geschlechts unter sich selbst, die mit Philosophie anfangen und mit Skalpiren und Menschenfressen aufhören würde. Jede Aufklärung, theologische, philosophische und politische, die nicht, um das Wenigste zu sagen, gleichen Schritt hält mit der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit des Menschen, ist verdächtig. Jede Aufklärung, religiöse und politische, die dem Menschen das nimmt, was er zum Trost, Licht, Stab und Ruhe in dem jetzigen Erziehungsstand dieses Erdenlebens

braucht, oder die ihm mehr geben will, als er nach seinen Geistes- und Verstandeskräften zu gebrauchen, zu benutzen und zu verwalten vermag, ist Täuschung, Betrug, Schwärmerei, Treulosigkeit am Menschen und durchaus nicht die Handlung eines verständigen und rechtschaffenen Mannes, ist so schlimm und gefährlich, als Aberglauben, Unglauben und Despotismus immermehr. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wohl dem, der diesen Weg findet, Segen dem, der ihn wahr, richtig, deutlich bezeichnet!"

Im sechsten Bande seines Archivs hat er einen Aufsatz geliefert, dem wir die Aufnahme nicht verweigern dürfen. Er hat die Ueberschrift: „Verbot christlicher Privatversammlungen als Gegenstück der geheimen Gesellschaften unserer Zeit." Er sagt: „Vor nun bald hundert Jahren erhub sich in der evangelischen Kirche ein großer Streit darüber, ob Menschen, denen die Sache ihrer Seligkeit nicht gleichgültig war, sich mit den Kleien und Träbern, die ihnen von den gewöhnlichen Pfarrern von der Kanzel herab ausgespendet und resp. hingeworfen worden, zu begnügen und zu sättigen verbunden seien, oder ob ihnen frei stehe, zur besseren Nahrung ihres Geistes, zu ihrer Belehrung, Ermunterung und Anfassung im Bande der Freundschaft noch besonders zusammen zu kommen, mit einander zu beten, zu singen, und sich auf gemeinschaftliches Erkenntniß und Bekenntniß der Wahrheit und thätige Ausübung des Christenthums zusammen zu schließen. Wahre Theologen, wahre Diener Christi und Boten des Evangelii freuten sich darüber, boten dazu willig die Hand und leiteten mit Klugheit und Treue diese Anstalten zu dem besten Zweck. Die um ihr Ansehen, Credit und Beutel besorgten gemeinen Handwerksgenossen, von Doctoren, Professoren, General- und Specialsuperintendenten, Haupt- und Unterpastoren, Beichtväter und Seelsorger merkten hingegen bald, wie viel sie durch diese so benannten Konventikel an ihrer Unentbehrlichkeit und angemaßtem Monopol verlieren würden. Die Besten unter ihnen wurden wegen Ausbrütung und Verbreitung von Irrthümern bekümmert, beide aber waren eins, daß dergleichen religiöse Privatzusammenkünfte nicht zu dulden, vielmehr mit Ernst zu hindern und mit Gewalt zu zerstören seien. Sauf-, Freß-, Tanz- und Spielgelage und die dieselben begleitenden Schlägereien, Balgereien, Unzucht und andere Ausschweifungen wurden um so williger tolerirt, da sie nicht nur die Bier-

und Wein-Consumtion vermehrten, sondern an Strafen und Bußen dem Kirchenkasten immer was mit eintrugen, welches der Fall nicht sein konnte, wenn zuletzt gar alles Volk wahre Christen werden wollten. Sie nahmen den weltlichen Arm zu Hülfe und die Anzahl der durch ganz Deutschland und die nordischen Reiche binnen 20 Jahren herausgekommenen landesherrlichen Verordnungen, Patente, Plakate und Rescripte, wodurch die christlichen Privatversammlungen mitten in der evangelischen Kirche verboten wurden, macht allein eine beträchtliche Sammlung aus, wie denn auch durch den Dienst jener Nachtwächter auf Zion ganze Quartbände derselben zusammengedruckt worden. In allen derselben herrscht ein Geist, Pfaffengeist, Verfolgungsgeist, Neid, Stolz, Unduldsamkeit, Feindschaft gegen wahres Christenthum. Der Unterschied ist nur, daß einige in wahrem, plattem, grobem Unsinn und pöbelhafter Brutalität hingeworfen sind, andere aber eine gleißnerische Sprache führen und in ihren Drohungen und Strafgeboten gemäßigter sind. Der protestantische Geistliche glaubte damals so eifrig, als je ein Kleriker der römischen Kirche, an sein Eigenthumsrecht der göttlichen Wahrheiten und hielt alle Einmischung der Laien für einen Eingriff. Wehe denen, die solches bezweifeln oder gar bestreiten wollten. In den Consistorien herrschte der Mann im langen schwarzen Mantel und die weltlichen Beisitzer wußten, warum sie lieber schwiegen, als widerstünden, wußten, daß Priesterhaß härter drückt, als Fürstenhaß, hingegen eine Hand die andere waschen kann. Alle Verordnungen jener Art und Zeit sind heut zu Tage Maculatur, man schämt sich, wenn man sie ansieht, man ärgert sich, wenn man sie liest, man denkt dabei: Wie war's möglich? So denken wir, weil wir gerade am andern, gerade entgegengesetzten Ende stehen, weil nun nicht nur von Unterdrückung öffentlicher Privatzusammenkünfte zu einem bekannten religiösen Zweck nicht mehr die Rede ist, und man den, so dergleichen in einem Collegium proponiren wollte, nur auslachen würde, sondern weil im geraden Gegentheil die zweideutigsten, räthselhaftesten, verdächtigsten, für Religion und Staat gleich bedenklichen, vorsätzlichen *geheime Gesellschaften* ihre Beschützer, Lobredner, Vertheidiger und zahlreiche Anhänger finden, und geist- und weltliche Mitglieder, geist- und weltliche Macht, Verstand und Unterstützung zu dem *verborgenen* Zweck mit einander gepaart und

verkettet sind. Die Zeit, die Dienerin und Gehülfin der Wahrheit, wird auch hierin ihre Rechte behaupten und enthüllen, was noch verdeckt ist." — Ein wichtiger Aufsatz ist der folgende: „Von dem göttlichen Recht der Könige, vom Ursprung der landesherrlichen und obrigkeitlichen Gewalt und von der Natur und Gränzen des Gehorsams.

(Vom Dez. 1791 und Jan. 1792.)

Die Träumereien und Grübeleien von Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft, von dem angeblichen Gesellschafts-Vertrag, von dem Ursprung der landesherrlichen und obrigkeitlichen Gewalt greifen epidemisch immer weiter um sich, sie stecken helle und stumpfe Köpfe an, wie ein russischer Schnupfen, genannt Influenza, und verdienen diesen Namen mit der That. Unläugbar ist an den bisherigen Untersuchungen dieser Art manch Wahres und Gutes, es kann nicht zu oft und nicht zu stark gesagt werden: daß die Könige und Fürsten um der Menschen, und nicht die Menschen um ihretwillen da seien, es ist betrübt genug, daß solches den Fürsten nicht oft und laut genug gesagt und noch weniger von ihnen geglaubt, empfunden und beherzigt, sondern vielmehr ihre Würde und Gewalt zu immer mehrerem Druck der Menschen mißbraucht worden. Sie haben zum Theil schwer genug dafür gebüßt und manchen steht eine wohlverdiente Züchtigung noch bevor. Der Mißbrauch kann aber den rechtmäßigen Gebrauch niemals aufheben. Soll man die Weinberge ausrotten, damit sich Niemand in Wein mehr berauschen könne? Soll man kein Geld mehr münzen, um Verschwender desto besser im Zaum zu halten? Soll man ohne Licht im Dunkeln sitzen, damit aus Unvorsichtigkeit keine Feuersbrunst entstehe? So lange wir noch Christen sind, so lange wir noch an eine göttliche Offenbarung glauben, so lange es der Könige und Fürsten eigenes, höchstes Interesse erfordert, aus ihren Unterthanen keine Heiden werden zu lassen, so lange wir noch Kirchen und Prediger haben, und Herren, Bürger und Bauern jene besuchen und diese hören, so lange haben wir ein Wort, das für Herrn und Unterthanen gleich sicher stellend, gleich stark und verbindlich ist:

„Jederman sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung;

die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen. So seid nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." (Pauli Brief an die Römer Cap. 13, 1—5.) Dies ist der wahre Contract social (Gesellschafts-Vertrag); vom Titel der Gewalt ist hier keine Frage, aber: Gott hat's befohlen! Er legt's auf das Gewissen der Menschen! Lassen wir diesen Faden los, lassen wir diesen Glauben: Die Obrigkeit ist von Gott! dem Volk verdächtig und zweifelhaft machen, wohl gar aus dem Herzen reißen, so ist kein andres menschliches Band stark genug, das man nicht wegphilosophiren, wegraisonniren, wegdemonstriren kann, dann ist's um die Sicherheit der Throne, um die rechtmäßige Gewalt der Fürsten, um das Ansehen der Obrigkeit, um Ruhe und Sicherheit der ganzen menschlichen Gesellschaft geschehen, dann haben wir hohe Volksmajestät mit Laternen-Pfählen statt Scepter, hohe Volksjustiz mit Metzgermessern und alle die Greuel, wovon uns Frankreich so schreckliche Beispiele darstellt; dann fehlen nur Cromwells, um Fürstenköpfe springen zu machen, Thomas Münzer und Schneider Johann, um die schaudernden Scenen voriger Jahrhunderte zu erneuern.

Es ist daher nicht weislich, nicht menschenfreundlich, nicht patriotisch, (von Religion und Christenthum nicht einmal was zu sagen) wenn ein öffentlicher Lehrer, ein Mann, der viel und allgemein gelesen wird, durch den an sich gerechten Tadel und Unmuth über den Mißbrauch, den die Fürsten von ihrer Gewalt machen und der noch weit mehr unter ihrem Namen und Schutz von ihren Dienern getrieben wird, sich soweit hinreißen läßt, die so äußerst delikate Petitorial-Frage vom Ursprung der Majestät für eine längst niedergelegte und nicht mehr in's achtzehnte Jahrhundert gehörige scholastische Grille zu erklären, über das göttliche Amt der Obrigkeit mit einem unter der Würde eines ernsten Mannes stehenden versalzenen Witz zu spötteln, in den Tag hineinzuschreiben: Schwer wird's dem gemeinen Mann eingehen, den Satz zu begreifen: Es ist zur Wohlfahrt des Landes nothwendig, daß man einen Einwohner des Landes, genannt Landesherrn, die Wohlfahrt der übrigen Einwohner, seiner Mitbürger, nach seiner Laune, ungehindert stören lasse*), und

*) Schlözer in den Staatsanzeiger IX B. S. 503 u. s. w.

durch solche und noch ähnliche Stellen den Samen politischer Zweifelsucht und Unglaubens in die Welt hinein zu streuen, junge, unerfahrne, brausende Köpfe damit zu verstimmen und zu verleiten, Aufhetzer und Verführer eines friedlichen und (wenn's auch wäre) seinen Druck in Geduld und mit Vertrauen auf Gottes Hülfe tragenden Volks zu werden; wenigstens Schwärmer aus ihnen zu machen, die sich in keine menschliche Ordnung mehr fügen, in keine bürgerliche Verfassung passen wollen und, anstatt, daß sie brauchbare und nützliche Mitglieder des gemeinen Wesens hätten werden können, damit endigen, politische Abenteurer und irrende Ritter zu werden. Wie will sich ein solcher Mann in seinem Gewissen damit trösten, wenn er durch Verbreitung solch übertriebener Sätze wirklichen Aufruhr veranlaßte und ein ganzes Land von gutmüthigen, aber unverständigen und durch ihn verführten Menschen unglücklich machte, ja wenn auch nur ein Henzi, ein Dükret, ein Waser seinen Kopf, sei's denn auch nur ein Schwindelkopf, durch ihn verlöre!

Die Preßfreiheit ist ein großes Vorrecht unserer Zeiten, die Zensur-Freiheit ist ein dankwürdiges Vorrecht eines akademischen Lehrers und jeden freimüthigen wahrheitliebenden Schriftstellers; wann er sich aber, sollte es auch in gerecht geglaubtem Eifer und inniger Ueberzeugung sein, so weit vergäße, um durch Witzeleien und Sarkasmen gute Menschen, willige Unterthanen seines eigenen oder eines andern Herrn in ihrem religiösen oder politischen Glauben irre zu machen und Zunder zu Unruhen und Widerspenstigkeit zu liefern, so würde ich, wenn ich Curator einer solchen Universität und er ein noch so gelehrter und verdienter Mann und er mein vertrauter Freund wäre, es für meine große Pflicht halten, eine solche Freiheit nie in Unfug ausarten zu lassen.

Es kann Niemand den Despotismus stärker und aufrichtiger hassen, als ich. Der Beweis davon liegt nicht nur in meinen Schriften, sondern auch in meinem Leben. — Alle, alle, Gott und einem gerechten Fürsten sei's gedankt! nun überstandene Leiden und Qualen würde ich aber noch einmal ausgestanden haben, ehe ich mir erlaubt und einem Christen und deutschen Manne anständig gehalten hätte, Funken des Mißvergnügens bei Unterthanen anzublasen, Unruhen anzuzetteln, Landesbeschwerden zu collectiren, um davon öffentlichen oder geheimen Gebrauch zu machen und, mit einem

Wort, an dem Patent und Geburtsbrief eines Fürsten mich zu vergreifen; ich würde geglaubt haben, noch weniger an ihm selbst mich zu versündigen, (denn wie viele Fürsten kennen ihre wahre Würde selbst nicht?) als an seinem Volk mich eines Hochverraths schuldig zu machen.

Bei diesem persönlichen Glauben und Ueberzeugung (der Gerechte lebet aber seines Glaubens, nicht eines andern) kann ich jedoch mit ebenso reiner und treuer Wahrheitsliebe nicht bergen, daß ich keineswegs derjenigen Meinung beipflichte, womit einige unsrer neuern Volkslehrer obiges Gebot des Herrn: Seid unterthan der Obrigkeit 2c. 2c. bis zu einem passiven, blinden, unbeschränkten, thierischen Gehorsam ausdehnen, welcher einerseits den geraden Weg zum Despotismus bahnt und just durch das mißverstandene und mißdeutete jus divinum (göttliche Recht) der Obrigkeit Tyrannen macht, andrerseits hingegen nur um so stärker und unaufhaltbarer zum Widerstand reizt, Miltons erweckt, Bürgerkriege entzündet und, nach Mord und Verwüstungen, endlich Revolutionen veranlaßt, die sich, wenn's noch gut geht, mit der Verbannung des Volksbedrückers endigen.

Man hat der Geistlichkeit von allen christlichen Confessionen von jeher Schuld gegeben, daß sie die willkührliche Gewalt der Fürsten begünstigen, daß sie es nicht nur in zweifelhaften Fällen, sondern sogar bei offenbarem Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt, doch gewöhnlich immer mit den Fürsten halten, daß sie dem Volk, dem Unterthanen, Bürger und Bauern nichts von seinen Rechten und Zuständigkeiten, nichts von den Pflichten der Regenten, desto mehr aber von Geduld und Gehorsam vorpredigten und diese schmähliche Verstumpfung damit zu beschönigen suchten, weil sich ein Geistlicher nicht in weltliche Händel mischen müsse, und noch im laufenden Jahre hat ein berühmter Mann, der selbst Theologe, General-Superintendent und Vorsteher eines fürstlichen Consistoriums ist, diese Beschuldigung mit dürren klaren Worten erneuert; wie viele mir persönlich bekannt gewordene Achselträger und Speichellecker (die alten Propheten nannten sie gar unhöflich: stumme Hunde!) könnte ich selbst aus eigener Erfahrung nennen? Um so auffallender war mir zu unsern Tagen, in einer ganz neuen classischen Schrift aus der Hand eines sonst so herzlichen, redlichen und scharfsinnigen Mannes die Worte zu lesen: „Gott will, daß ich

meiner Obrigkeit gehorche, und ihr die Abgaben entrichte, die sie mir auflegt. Ich sündige gegen Gott, wenn ich das nicht thue, denn die Obrigkeit steht nicht von Ungefähr an der Stelle, sondern Gott hat sie dahin gesetzt. Glaub ich, daß mir Unrecht geschehe, so mag ich's ihr vorstellen, sie um Gerechtigkeit, um Hülfe, um Erleichterung meiner Last, um Gnade bitten; ich darf mein Recht bei den Richtern suchen, die von ihr gesetzt sind, aber ich muß mich dem unterwerfen, was die Obrigkeit spricht. Das ist wahre Christuslehre über diesen Punkt und die einzige Aufklärung über seine Rechte, die das Volk bedarf." Mein erster Gedanke bei Lesung dieser Stelle (verzeihe mir der würdige Mann diese Herzenserleichterung) war: Schade, daß Ewald nicht Superintendent zu Wien unter Joseph II. war, welcher eben so dachte und glaubte, der öffentlich und nur allzuoft behauptete: Zuerst müsse man gehorchen, und hernach könne man Vorstellung thun! Daher flossen die heißen Thränen, womit der büßende Monarch die Irrthümer seines despotischen Glaubens noch auf seinem Sterbebett so schmerzlich bereuet, so laut widerrufen hat. Für russische, walachische, türkische Bauern, für surinamische Neger mag diese Aufklärung gelten, Christus und seines Apostels-Lehre ist sie, sowie sie in ihren nur allzu verschraubten, schwankenden und zweideutigen Modificationen da liegt, einmal nicht; das Christenthum macht und will keine Sklaven, die Ketten mögen von einem Metall sein, von welchem sie wollen.

Eine alte bekannte Regel der Schrifterklärung sagt: Distingue tempora et concordabit scriptura (Unterscheide, die Zeiten und die Schrift wird einstimmen). Nimmt man diese zu Hülfe, so gewinnt die ganze Sache ein anderes und milderes Ansehen. Jede Periode hat ja ohnehin ihre eigene Zeugen und Zeugnisse der Wahrheit, nach den Zeichen und Bedürfnissen der Zeit, nach der Verfeinerung oder Vergröberung des Irrthums, nach zunehmenden Kräften des Lichts oder der Finsterniß. Paulus hatte es bei seinem so ernstlichen und bestimmten Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit ganz vorzüglich und eigentlich mit den zum Christenthum bekehrten Juden zu thun, welche aus angebornem National-Vorurtheil und National-Stolz die Herrschaft der Römer über sich äußerst ungerne trugen, deren Zerstörung noch immer hofften, und unter welchen von unruhigen und bran-

senden Köpfen selbst immer wieder neue Empörungen versucht wurden, bis sie sich selbst mit der völligen Zerstörung und Zerstreuung dieses unglücklichen Volkes endigten. Diesen schärft er den Gehorsam gegen ihre Landes-Obrigkeit ein, um zugleich ihrem Vorurtheil, als ob die römischen Kaiser gleichwohl nicht ihre natürliche und rechtmäßige Herrschaft wären, desto nachdrücklicher zu begegnen und sie durch die allgemeine Wahrheit, daß alle Obrigkeit eine göttliche Anstalt sei, mit den Wegen der Vorsehung über ihr Volk zu versöhnen und zu desto willigerem Gehorsam zu erwecken.

Dieser große Satz: Alle Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung, kann bei dem Christenthum nicht nur bestehen, sondern er wird durch dasselbe noch zu reineren Einsichten, treuerer Anhänglichkeit, herzlicherer Liebe und raisonnirterer Dankbarkeit erhöht; ein wahrer Christ ist gewiß und allemal, in jedem Sinn des Worts, auch der beste Unterthan. Diese Gesinnung des Gehorsams schließt aber Empfindung und Vertheidigung seiner Menschenrechte, Vorstellungen der Landstände und Unterthanen, Buß-Predigten der Hof-, Stadt- und Landprediger, Verträge zwischen Herrn und Land, Klagen und Beschwerden über deren Verletzung bei dem höhern Richter, in dem äußersten Fall der Noth sogar Selbsthilfe gegen einen vorsätzlichen, beharrlichen und unverbesserlichen Volksbedrücker keineswegs aus".

Der Christ duldet.

In seinen „Beherzigungen", die er im Jahr 1761 herausgab, sagt er darüber:

„Das Christenthum allein ist das hinreichende Band, mit seinen sanften und herzlenkenden Kräften den Geist des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit in einem Volk zu ersticken, die Gemüther eines gepreßten Landes zu besänftigen und zum Dulden und Leiden fähig und willig zu machen. Thränen und Gebete sind die Waffen der Christen. Das haben die ersten Glaubensmärtyrer bewiesen. Billig sollen es auch annoch alle christliche Staatsmärtyrer sowohl für sich, als selbst auch darin beweisen, daß sie mit Anstrengung aller Kräfte ein schwieriges und gefährliche Bewegungen verrathendes Volk zu beruhigen suchen. Einmal ein wahrer Christ ist kein Rebell, und wo es auch so weit gekommen, daß selbst um der Religion willen innere Kriege entstanden, so hat er

allemal ein übles Ende genommen. Ich glaube, daß ein Aufstand eines Volks über äußern Druck entschuldbarer sei, als ein Aufruhr um der Religion willen. Kreuz und Leiden sind allemal das Wahrzeichen der Kirche gewesen, und es soll es bleiben, wo wir den Christennamen nach dem höchsten Beispiel unseres Erlösers würdig führen wollen, welcher nicht drohete, da er litt, sondern es dem heimstellte, der da recht richtet.

Ich wünsche deßhalb, daß alle Regenten sich kräftig überzeugen möchten, daß die Religion die stärkste Stütze ihres Thrones sei, daß sie dadurch selbst einen tiefen Eindruck von der Würde des Menschen und eine zärtliche Hochachtung gegen ihre Unterthanen bekämen, welche ihnen unter wahren und oft hart drückenden Beschwerden gleichwohl gehorchen, darum weil sie es glauben, sie müssen der Obrigkeit unterthan sein um Gottes willen. Ich wünsche, daß nach diesen wichtigen Gründen jeder Regent die Religion zu schätzen und auszubreiten sich angelegen sein lasse, denn nur in einem Reich oder Land, wo die Irreligion die Oberhand gewinnt, entstehen Revolutionen. Ich wünsche aber auch, daß jeder Fürst glaube, daß ein gedrücktes Volk starke Gründe seines Ungehorsams für sich habe, wenn die Uneinigkeit bis zu diesem erschrecklichen Grad hinangewachsen ist und daß Ein Kopf gegen tausende, so darnach zielen, nicht mehr in Sicherheit sei.

Es ist eine Wohlthat des Allmächtigen, daß sich von dem heiligen Feuer des Patriotismus entzündete, edle Menschen finden, die aus dem reinsten Zeugentrieb ihre Stimme erheben, ob diese etwa noch von denen gehört und erhört werden möchte, denen freilich am Anhören am meisten gelegen sein sollte; edle Menschen, die sich als muthvolle Freiwillige mit Verachtung der persönlichen Gefahr vor den Riß des sinkenden Vaterlandes stellen und sich sogar selbst zum Opfer des Undanks, der Mißkennung, des Spottes für dasselbe Preis geben. Wie sehr unterscheidet sich der ganze würdevolle Tod solcher Menschenfreunde von dem Gequacke politischer Frösche, von dem Geschnatter umherziehender und in das Gewand von Patrioten gekleideter Marktschreier, deren Geschmier man mit Eckel liest und mit Unmuth wegwirft. Wenn's brennt, hat das Feuerhorn nur einen Ton, die Sturmglocke nur einen Schlag. Diese beständige, anhal-

tende Wiederholung ist es, welche allgemeine Aufmerksamkeit und mehr Erschütterung macht, als alles Geklingel fader und geistloser Deklamation. Der Strom der Publicität (Oeffentlichkeit) im guten und schlimmen Sinne läßt sich nicht mehr aufhalten. Man hätte ihn längst besser eindämmen und ihm eine andere Richtung geben sollen. Man verachtete aber die Glut, weil sie mit Asche bedeckt war, man vernachlässigte den innern Brand, weil man noch keine Flamme sah oder sie leicht zu löschen glaubte. Alle Zumuthungen, Zusagen, Drohungen kommen viel zu spät, und können bei unsern politischen und Culturverhältnissen gerade so viel helfen, als der bekannte Vorschlag des Generals von Kyau, daß man die Wiesen pflastern solle, damit ihnen die Maulwürfe keinen Schaden thun können. Die Zeiten sind vorbei, und es ist zu spät, das Licht verbauen zu wollen. Immer mehr kommt es nur darauf an, ob dies Licht nur leuchten und erleuchten, oder zünden und verbrennen soll. Ob der Bürger wissen dürfe, was er von Gott und Rechtswegen wissen soll, davon kann keine Frage mehr sein. Davon ist die Frage, ob den Hirten und Vätern der Völker gleichgültig sein könne oder dürfe, daß die Unterthanen recht wissen, gesichert gegen Wahnglauben und Irrthum.

(Aus den Beherzigungen.) „Wir bekommen eigentlich eine dreifache Erziehung, die erste durch unsere Eltern, die zweite durch unsere Lehrer, die dritte durch den Eintritt in die große Welt.

Die erste Erziehung in den Kinderjahren pflanzet in uns die Liebe zu dem Stück Erde, auf welcher wir entstanden sind, sie prägt uns den ersten Begriff von einer Gewalt ein, die über uns zu befehlen habe, und dieser ist nach dem Verhältniß der verschiedenen Regierungsformen mit mehr oder minderer Furcht, Ehrerbietung und Liebe gefärbt. Sie giebt zugleich dem gemeinen Mann frühe ein Gefühl von dem menschlichen Elend, von der Mühe, womit man sich durch die Welt bringen müsse, sie pflanzet in ihn die Zuversicht, daß Gott den Menschen liebe und für sein Geschöpf sorge, daß der Mensch in seinen Anliegen sich zu ihm wenden dürfe und um Gottes willen Kreuz und Trübsal geduldig tragen müsse, weil nach diesem Leben eine Ewigkeit sei, in welcher das Gute belohnt, das Böse bestraft und der

Mensch über Alles ausgestandene Unrecht reichlich werde getröstet werden. . . . Der höheren Klasse wird gleich in den ersten Kinderjahren fühlbar gemacht, daß zweierlei Menschen auf der Welt seien, die vornehmern zum Befehlen, die geringern zum Dienen, Gehorchen und Dulden. Die Welt zeigt sich als ein lustiger Garten, in welchem man nur nach eigener Neigung wählen dürfe, wessen das Herz gelüste. Gott wird als ein großer Herr vorgebildet, den man verehren müsse, der aber ein so gutes Herz zu den Menschen habe, daß er ihnen gern alles mögliche Vergnügen gönne und es so genau nicht nehme, wenn's auch über das Ziel ginge, der sich leicht wieder versöhnen lasse und so großmüthig sei, den Menschen in jenem Leben es noch besser oder doch ebenso gut, als hier, werden zu lassen.

In den Lehrjahren wird bei dem gemeinen Mann der Sinn zum willigen Tragen des Jochs geschmeidiger gemacht, die Empfindungen der Religion verwischen sich bei den meisten und werden bei trägen Seelen unter dem täglichen Gewühl und Last der Arbeiten, bei nachdenklicheren aber von den aufsteigenden Begierden, sein Glück zu machen, kräftig unterdrückt. Bei der reicheren und vornehmeren Jugend entsteht in den Lehrjahren der sonderbarste Contrast von Religion, Wahrheit und Tugend einer Seits, mit Irreligion, Betrug und Heuchelei anderer Seits. Es werden dem jungen Gemüth die großen praktischen Wahrheiten des Christenthums wo nicht zur Ueberzeugung in's Herz, doch zum Begriff in den Verstand geprägt. Man sagt ihm ferner, daß Tugend höher zu achten sei, als Stand und Reichthum, man bildet die Welt als einen Haufen einsichtsvoller und erleuchteter Leute ab, welche die kleinsten Fehltritte bemerkten und die ruchlosen und unartigen mit Verachtung bedecken. Man insinuirt aber auch zugleich die Kunst, seine Fehler zu verbergen, und lehrt die Artigkeit, das ist die Fertigkeit, anders zu scheinen, als man ist. Die Lieblingsneigungen werden geschont, hingegen gewiesen, wie man sich in die Neigungen Anderer zu schicken und ihre schwache Seite zu benützen habe. Eigennutz, Eigenliebe und Ehrgeiz sind die Triebfedern sowohl, als das Ziel, woraus sich Alles herleitet und worauf sich alles bezieht.

So tritt dann der zweideutige Mensch in die Welt als eine selbständige Person früher oder später ein, und zu

seiner Verwunderung findet er sie ganz anders, als sie ihm vorgebildet worden, er fängt von vorne wieder an, zu lernen, und es geht ihm viel leichter von Statten, weil er aller Orten ebenso unerwartete, als ihm höchst angenehme Sympathieen für sich findet. Ein Jeder findet in seinem Theil eine ganz andere Praxis vor sich, als die ihm beigebrachte Theorie war. Die Verehrung Gottes und die thätige Ausübung des Christenthums wird bei dem gemeinen Mann aller Religionspartheien meistens ein laues und miserables opus operatum, bei den zur großen Welt gehörigen, wenn's gut geht, eine kraftlose Moral, nicht selten heimlicher Unglaube und offenbare Spötterei. Die so sehr anempfohlene Redlichkeit, Mäßigung, Bescheidenheit und alle andern Tugenden bleiben nur noch brauchbar, insofern sie mir in dem Umgang und Gewerbe mit andern unschuldig sind, ihre Ausübung darf einen beständigen Zug auf meinen Nutzen oder Schaden haben. Allzu gut ist der Kinderspott. Jeder hält sich wenigstens für klüger, als Andere, und sucht seine Einsichten auf Kosten ihrer Ungewißheit und Einfalt zu benützen. Ein Quart der Menschen hält immer die Anderen für Narren, und die übrige Hälfte für feine oder grobe Betrüger".

Von der Freiheit.

(Aus den Beherzigungen.) Das Wort Freiheit kann in einer dreifachen verschiedenen Bedeutung verstanden werden.

Die philosophische Freiheit der Seele besteht überhaupt in der Einsicht der Dinge, welche unserer Wahl unterworfen sind, und in dem Gerne, mit welchem wir uns wirksam beweisen, nach unserer Einsicht zu handeln. Je weiser ein Mensch ist, je mehr er Einsichten in den Werth und Beschaffenheit der Dinge und von seinem wahren Besten hat, je weniger er von Außen gehemmt ist, dieser Wahl zu folgen, desto mehr Freiheit hat er. Da also unsere Freiheit mit dem Vermögen und Kräften unserer Seele gleich groß ist, so ist auch ganz klar, daß der Mensch, dessen Geist einen größeren Grad der Kräfte hat, mehr Freiheit besitzen müsse, als ein anderer, der gleichsam schwach am Geist ist.

Die natürliche Freiheit gründet sich auf die angeborne allgemeine Freiheit der Menschen und die Folge dieses Grundsatzes ist die unabhänge Herrschaft des Menschen über seine Person. Eine mitleidige Beherzigung des vielen Elendes,

worunter der größte Theil der Menschen unter dem immer strenger werdenden Joch der heutigen Regierungen seufzen, ein wilder Eifer um die Vorrechte der Menschen hat seit einiger Zeit mehr, als sonst, verschiedene nachdenkende Männer zu dem Wunsch verleitet, die natürliche Freiheit des Menschen in ihrem großen Umfang mehr geltend zu machen.

Ein Volk, das seiner natürlichen Freiheit niemals anders, als zu seinem eigenen Besten und zum Glück seiner Mitbürger gebrauchte, erforderte Menschen, welche eine vollkommen tugendhafte Einrichtung ihres Herzens hätten, welche einen lebendigen Eindruck einer allgemeinen Menschenliebe fühlten, und solche mit williger Beiseitsetzung ihres eigenen Nutzens und Gemächlichkeit ausübten, nur solche würde man zu keiner Pflicht zu zwingen nöthig haben. Wo ist aber je ein solches Volk auf der Erde erschienen? Wenn keine Obrigkeit wäre, welche mit hinweisendem Ernst und gewissen Zwangsmitteln die Ausübung derjenigen Pflichten abnöthigte, welche ein Mensch von dem Andern fordern kann, wie bald würde die menschliche Gesellschaft in sich selbst zerrüttet werden! Und wie nöthig ist unter einem so ungeschlachten Volk eine Gewalt, um durch Furcht einen Theil dessen zu vollbringen, was ein freies Werk der Tugend sein sollte! Es ist also der obrigkeitliche Stand als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes anzusehen.

In der Sorgfalt um die Erhaltung der Grundgesetze und Verfassung des Staats, in dieser Bemühung einer rechtschaffenen Obrigkeit um die Wohlfahrt ihrer Bürger, in diesem Respekt und Achtung eines Regenten vor dem Menschenstand seiner Unterthanen beruhet die politische Freiheit eines Volkes. Diese Pflichten sind in den Rechten der Menschheit selbst gegründet. Denn es ist ein ausgemachter Grundsatz des allgemeinen Staatsrechts: Die Völker haben sich Häupter erwählt, um ihre Freiheit zu beschützen, nicht aber, um sich ihnen zu Knechten zu ergeben. Ein natürlich freier Mensch ist, der nicht weiter unterthan ist, als die Ordnung und Erhaltung der Regierungsform erfordert, in welcher er lebt. Ein freies Land ist also dasjenige, in welchem die Regierungsform auf die für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt mögliche Weise die Gleichheit der Rechte beibehält, welche die Menschen nach den ersten Gesetzen der Natur genießen sollten.

Je erleuchteter das Christenthum eines Volkes ist, desto mehr Züge der Freiheit wird man in demselben wahrnehmen. Die Unterthanen des römischen Papstes geben einen unwidersprechlichen Beweis aus dem Gegensatz, wie knechtisch eine Nation unter dem Joch eines abergläubigen Regiments wird. Der einige Unterschied, welchen hierin die Regierungsformen bestimmen, besteht darin, daß der Geist der Freiheit in Monarchieen gemeiniglich nur in einzelnen Personen und Handlungen hervorblickte, in gemischten oder republikanischen Verfassungen aber allgemeiner herrschend ist und einen Theil des Nationalcharakters ausmacht.

Gewähr der Freiheit.

Es ist schon an sich allemal beschwerlich und gefährlich, in einer Sache Recht zu haben, worin angesehene Personen Unrecht haben. Aber welch eine schwere Bürde ist es vollends, die Wahrheit bis zu den Königen und Fürsten zu tragen. Billig sollten diese bedenken, daß die, so diese Mühe übernehmen, es aus blossem Drang ihrer Pflichten, ja selbst ihrer Liebe und Ehrerbietung thun. Nimmermehr würde man sich sonst entschließen, einen Weg zu machen, auf welchem man im gelindesten nichts, als Vorwürfe nnd unangenehme Gesichter zum Lohn davonträgt, nicht selten aber gar das Opfer des Rechts und der Freiheit eines Volkes und Landes werden muß. Die meisten Regenten sind zwar nach der Verfassung ihrer Staaten gebunden, auf eine oder andere Weise durch Eide, durch schriftliche Reverse, durch Bestätigung alter Grundgesetze und Privilegien, vor Antritt ihrer Regierung die Rechte und Freiheiten ihres Volkes zu versichern. Keiner ist noch so dreist gewesen, diese feierliche und wesentliche Handlung für eine blosse Ceremonie oder Maskerade auszugeben. Die eifrigsten Vertheidiger der willkührlichen Gewalt behaupten noch, ein Fürst sei verbunden, sein Wort zu halten. Gleichwohl behaupten sie zu gleicher Zeit dagegen, daß er sein Versprechen ungeahndet brechen könne. Nichts ist gefährlicher, als einen Herrn nur daran erinnern zu wollen, daß und in welchen Stücken er sein Wort nicht halte. In Wahrheit wäre es bei manchen Regenten nöthig, sie noch einen besonderen Eid schwören zu lassen, daß sie es nicht übel nehmen wollen, wenn man sie an ihren ersten Haupteid erinnert . . .

Ein Volk, das sich die Mühe nicht giebt, seine Freiheiten zu erhalten, ist ihrer nicht werth. Ein Reichs- oder Landstand aber, der zum Wächter der Freiheit bestellt ist, bei dem man kraft seiner Wahl und Würde Kenntniß der Rechte seines Volkes, patriotischen Sinn, männlichen Muth und ächte Liebe des Vaterlandes voraussetzt, ist ein niederträchtiger Verräther, sobald er aus weibischer Zaghaftigkeit, aus Eigennutz, aus vermeintlicher Verbindlichkeit anderer (moralischer oder bürgerlichen) Pflichten das Interesse seines Vaterlandes durch schändliches Stillschweigen und durch Achselträgerei Preis gibt; mag er dabei sein Benehemnn, soviel ihm beliebt, zu übertünchen suchen, mit christlicher Klugheit, mit einem vermeinten Schicken in die Zeit, mit vorgeblichem Verhüten eines größeren Uebels, mit der Nothwendigkeit, dem Strome nachzuschwimmen, und mit andern gleich elenden Entschuldigungen, die weder vor dem Richterstuhl des Gewissens, noch vor der hingelieferten Nachkommenschaft Geltung und Gehör finden.

Vom Hof.

Es ist den allerwenigsten Hofleuten übel zu nehmen, wenn die vielen, ihren besonderen Zustand bezielende Lehren und Ermahnungen wie Wasser vom Stein abfließen. Wer in diesem Strom ist, muß mit fort, wenn er nicht untergehen will, die am Ufer stehen, haben allein diese Freiheit, den Künsten, Wendungen und Gefahren dieser Schwimmer ruhig und sicher zuzusehen. Die Wahrheit darf nicht ohne Gewand am Hof erscheinen, sie läßt sich's auch gefallen, nur ohne Schloß vor dem Mund und ohne Brille auf der Nase. Die Religion der Hofleute richtet sich nach der Mode, wie ihre Kleidung. Der in Kopenhagen keine Predigt versäumte, weil König Christian VI. ein andächtiger Herr war, würde in Berlin ein Spötter sein, weil Freigeisterei allda der gute Ton am Hofe ist (Friedrich II.) Man hat gut immer vom Pöbel sprechen, man findet an den Höfen Leute, die drei Viertel Thier und ein Viertel Mensch sind. Das Verderben an den Höfen ist so groß, daß man das anbetet, was man verachtet, und das verachtet, was man innerlich verehrt. Die Höfe sind ihrer Falschheiten so sehr an einander gewohnt, daß keiner dem Andern, auch alsdann traut, wenn er die Wahrheit spricht . . .

Wenn erweislich wäre, daß ein Mann aus bloßer Leidenschaft und persönlichem Hasse gegen die Regierung, nicht aber aus wahrer Sorge für die Verbesserung des Landes, also nur um zu hetzen und Unruhe zu stiften, sich zum unbewiesenen Tadler und Richter aufwerfe, so kann eine weise Regierung demselben allerdings billigen Einhalt thun. Diese Absichten und diese schlimmen Wirkungen müssen jedoch ganz erweislich sein und auch von unpartheiischen Dritten als solche erkannt werden, wenn nicht unter dem Scheine der Sorgfalt für die Ruhe des Landes weit größere Ungerechtigkeiten und Gesetzlosigkeiten geschehen sollten. Wenn dagegen ganze Collegien, Gerichtshöfe, Landstände, einem bösen oder übel berathenen Regenten über sein Benehmen nachdrückliche und wiederholte Vorstellungen machen; wenn Andere, die ihrer Pflichten halber um den Zustand des Landes wissen müssen und dürfen, davon unterrichtet und zu gemeinschaftlichem Beitritt angesprochen werden; wenn bei allgemein gewordenem Verfall und unter der Herrschaft der Furcht nur noch ein Cato übrig sein sollte, der für die Freiheit seines Volkes spricht; wenn endlich diese Vorstellungen mit der Ehrfurcht geschehen, die man der fürstlichen Würde schuldig ist, und der Regent vor gewissen fürstlichen Möglichkeiten genannt wird, so müßte das ein Tyrann sein, der ob solcher Zeugnisse der Mehrheit mit Gewalt gegen die hervortreten wollte, die sich in der beschwerlichen Nothwendigkeit befinden, ihrer Pflicht und ihrem Gewissen zu genügen. Ein Fürst soll nur über dem Vertrauen bei seinem Volke, über seiner Ehre und seinem guten Namen am ersten und meisten halten, so kann er vor allen Nachreden ruhig sein.

Die Freiheit, zu sprechen und zu schreiben, wird nur da sein, wo von Seiten der Obrigkeiten und des Regenten die Würde des Menschen in den Unterthanen werth geachtet wird. Die Würde des Menschen liegt aber nur in der Freiheit. Nur ein freies Volk weiß deßhalb den wahren Werth des Menschen und den innern Gehalt seines Verdienstes oder Unverdienstes richtig zu bestimmen. Je freier ein Land ist, desto fruchtbarer ist es an großen Geistern, und je dümmer eine Nation ist, desto härter wird wohl das Joch sein, unter welchem sie gehalten wird. Ein Volk, das in dem Herzen und der Denkungsart seines Regenten die Gründe seiner Freiheit finden soll, muß bei demselben sehr hoch an-

geschrieben sein. Ein Herr, der nicht stolz ist auf sein Volk, kann nicht verlangen, daß sein Volk es auf ihn sei.

Gerade das eigene Interesse ist es, welches die Fürsten bewegen sollte, die Gesetze zu ehren, das Vaterland zu lieben, die Gerichte bei ihrer Gewalt zu lassen und dabei zu schützen, der sinkenden allgemeinen Verfassung wieder aufzuhelfen, sich mit den unschätzbaren Vorzügen, freie deutsche Fürsten zu sein, zu begnügen, sich mit ihrem Lande, so groß oder klein, so rund oder eckig es sei, zufrieden zu geben, und die Eroberungssucht, die Vergrößerungsbegierde, das Arrondiren, und wie manche Titel von Aquiriren mehr heißen, denen zu überlassen, welche unglücklich genug sind, dereinst in der Geschichte als Plagen der Menschheit, als Zuchtruthen des Vaterlands bezeichnet zu werden. Es ist der Fürsten eigenes Interesse, ihre Landstände und Unterthanen bei den wahl erworbenen Rechten und Freiheiten zu lassen, dadurch ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit zu ermuntern, und indem sie den Unterthan seines Lebens froh werden lassen, gesunde und nahrhafte Kräfte in diese Nerven ihres Landes zu bringen, die Verbesserung des Landes nicht in möglichster Erhöhung der Abgaben einer Seits, und einem schimpflichen Scharren und Geizen anderer Seits, sondern in der weisen Erforschung und Benützung von dessen Naturgaben zu setzen, sich selbst nicht immer nur nach anderen, noch größeren, reicheren und mächtigeren zu messen, und die lächerliche Copie von großen Monarchen und Souveränen machen zu wollen, sondern mit einer edeln Zufriedenheit seines eigenen Zustandes sich am Ende sehr vornehm und glücklich zu schätzen, deutsche Fürsten zu sein. (Patriotische Briefe.)

Erfüllen die Landstände ihre Pflichten nach deren völligem Umfange mit ganzer Treue und mit dem Erfolg, welcher unrechtmäßigen Absichten Schranken setzt, so wappne der, so den Gerechten auch im Tode getrost macht, ihre Brust mit christlichem Heldenmuthe, um auf alle Arten von Trübsalen und Leiden sich gefaßt zu halten und nicht zu wanken, wenn auch die Wellen schon wirklich über ihnen zusammenschlagen. Daß dieser Glaube nicht der gewöhnliche und die Zahl der Staatsmärtyrer, sowie der Auserwählten immer die kleinste sei, wissen wir; doch sind auch die selig zu preisen, die um politischer Gerechtigkeit willen leiden.

Die hohen Schulen sind die Pflanzstätten, auf welchen die ersten Begriffe künftiger Minister, Räthe und Diener gebildet werden sollten. Allein von wie vielen, so Andere unterrichten sollen, muß man sagen, daß ein Blinder dem Andern den Weg zeige. Diese Lehrer bewegen sich entweder nur im Gebiet abstrakter Begriffe, welche dann bei ihren Schülern früh genug durch andere Ansichten verdrängt werden, oder sie schildern den Menschen und seine Pflichten so, wie es der Regierungsform, unter welcher sie stehen, am meisten schmeichelt, die Sätze mögen so ungeheuer und widersprechend ausfallen, als sie immer wollen.

Je milder das Regiment ist, desto gröber, ungeschliffener und trotziger ist der größte Theil des Volks, und sehr viel Freiheit darf man da auch von den Vornehmen nicht erwarten. Ein philosophischer Menschenfreund wird aber diese Rauhigkeit der Sitten doch allemal der kriechenden Miene eines geängsteten Haufens vorziehen und dem englischen Lord beipflichten, der seinen Freunden, die ihm die allzu große Gütigkeit gegen seine Unterthanen verwiesen, die eines großmüthigen Britten würdige Antwort gab: Wenn ich mehr Ehrerbietung von ihnen verlangte, so weiß ich so gut, wie ihr, daß der Druck ihnen bald eine demüthige und schüchterne Stimme verschaffen würde. Ich gönne ihnen aber ihren Wohlstand, und danke Gott dafür, denn eben ihre Grobheit gibt mir den Beweis, daß sie nun reicher und wohlhabender sind.

Wie unter den Thieren, so gibt es unter den Menschen solche, die blos zum Tragen, Ziehen, Gehorchen erschaffen zu sein scheinen, geborne Lastthiere, geborne Ochsen und Esel, geborne Affen unter den Thieren, und geborne Hanswurste und Bonjourmacher unter den Menschen. Insbesondere trifft man geborne Pudel unter Hunden und Menschen. Unter der Dienerschaft der Höfe stößt man sogar auf ganze Pudelfamilien, die sich ohne alles persönliche Verdienst und jede Würdigkeit von Urvater, Großvater, Vater und Sohn bis auf Kinder und Enkel hinaus durch bloßes Kriechen, Aufwarten, Pfotegeben, Laternentragen, Jasagen sich zu Allem gebrauchen lassen, angebaut, erhalten, gewurzelt und vermehrt haben. Da diese Art von Dienst an kleinen Höfen die gewöhnlichste,

angenehmste und unentbehrlichste ist, so trifft man dort auch am häufigsten diese Pudel an. Und wer mitessen, wer mit ihnen gedeihen will, muß entweder selbst von Pudelart sein, oder in eine Pudelfamilie heirathen.

Jeder freigeborne, denkende Mensch hat überhaupt lange mit sich selbst zu arbeiten, bis er sich an das Joch des Gehorsams gewöhnt, das er sich freiwillig oder aus Noth auflegen ließ. Ein geborner Knecht hingegen weiß seine Freiheit weder zu schätzen, noch zu benützen, er sucht nach einem Herrn, wie ein verlaufener Hund, um hinter ihm hergehen zu dürfen. So wahr ist es, daß die lange Gewohnheit, Sklave zu sein, die Seele bis zu dem Punkte erniedrigt, wo sie sogar die Sklaverei lieb gewinnt. Indessen läßt sich der aus Vertrauen, Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit entspringende Gehorsam einzelner Menschen, Familien und Gesellschaften gegen einen mit vorzüglichen Kräften des Körpers oder Geistes ausgerüsteten Mann begreifen. Mit der Erblichkeit der Herrschergewalt steht es aber ganz anders. Hier sind wir auf einem unsichern Ocean, wo sich die Ufer des festen Landes auf allen Seiten verlieren, wo selbst der Compaß fehlt und nur das Errathen übrig bleibt.

Richtig ist, daß Gott den Regenten- und obrigkeitlichen Stand zu ehren eben so gemessen befohlen hat, als den der Eltern. Dies geht aber nur auf den S t a n d ohne Berechnung auf dessen Individuen. Ihr Stand, ihr Amt macht die Fürsten unverletzbar und ehrwürdig, so wenig sie es auch oft nach persönlichen Eigenschaften und Tugenden verdienen. Sie vermischen und verwechseln das göttliche Recht und die Vice-Göttlichkeit ihres Amts und ihrer Bestimmung mit den Vorzügen ihrer Person, und wenn ihnen das Erstere rechtmäßig erhabene Gesinnungen einflößen sollte und dürfte, so machen sie aus Geist Fleisch, rechnen auf Blut und Geburt die Freiheit, zu thun, was ihnen gelüstet, und sind gewöhnlich die Letzten, welche die Gränzen ihres göttlichen Rechts kennen oder auch zu kennen verlangen, geschweige vertragen mögen, wenn sie darüber belehrt und in dieselben zurückgewiesen werden wollen.

Ein Regent müßte ein Engel oder höheres Wesen sein, wenn er alle ihn umgebende, berückende, überlistende Ketten, Fallstricke und Fäden bemerken und ergründen sollte. Es ist

daher unendlich schwerer, ein Fürst und doch gut zu sein, als ein Nichtfürst und zugleich ein braver Mann. Es ist mit Lavater leicht zu sagen: Stehe auf dir selbst! Versteht sich, wenn der, so stehen soll, Lebenskraft und Füße hat zum Stehen. Unter die Kraftfürsten gehört Karl der Große. Dieser siegelte seine Befehle mit seinem Degenknopfe, in welchem sein Petschaft eingegraben war. „Da," sagte er, „ist mein Befehl, und hier," indem er auf den Degen wies, „das, was ihm Respekt verschaffen wird."

Es ist immer ein trauriger Fall, wenn ein Fürst zu weich, zu gut und zu schwach ist, um über seinen eigenen, mit Ueberlegung gegebenen Befehlen zu halten. Dagegen gilt nur ein Mittel, daß er das, was er nicht selbst thun kann oder mag, durch seinen Coadjutor, Helfer oder Vicarius ergänzen läßt.

Hätte der gute unglückliche König Ludwig XVI. stets verstanden, nur zu befehlen, und hätte er desto weniger um Rath gefragt, so würde er wahrscheinlich um so gewisser Leben und Krone behalten haben.

Die Justizsünden.

„Das für aller Welt Sünden vergossene Blut Christi hat insbesondere auch für die Sünden der Gerichtsstühle, der Urtheilssprecher und des ganzen Juristenvolkes fließen, und er, der Gerechte und Unschuldige, für die Justizsünden aller Welt büßen müssen. Es kann uns Juristen innigst beschämen und beugen, nicht nur, daß wir Menschen und Sünder überhaupt sind, sondern daß wir Juristen sind, und wir haben, so lieb uns unsere Seele sein soll, für unsere Regierungen, Gesetze, Gerichte, Akten und ganze Justizpflege die Besprengung des Blutes Christi täglich zu erbitten. Denn — frei vom Herzen weg sei es gesagt — Gesetze und Ordnungen sind nicht nur eine schwache Schutzwehr gegen Ungerechtigkeiten, sondern sie sind just oft das Mittel und Vehikel, die gräulichsten und vorsätzlichsten Härtigkeiten und Ungerechtigkeiten nur mit desto dreisterer Frechheit zu begehen."

— —

Eine Tugend ohne Religion ist ein Körper ohne Geist, und ein Staat, dessen Grundverfassung ohne einigen Zusam-

menhang mit der Religion bestehen soll, wäre ein Palast, der über demjenigen zuerst zusammenstürzen würde, welcher mit der wüthenden Kraft eines verzweifelten Simsons dessen Pfeiler umfaßt und zerbricht. Doch man läßt endlich noch dem Pöbel den Hang an einem Glauben, welchen man auf mancherlei andere Weise benützen kann, die Regenten und ihre Staatsdiener aber werden davon freigebig dispensirt. Es gibt der niederträchtigen Schmeichler genug, welche dreisthin behaupten: Die persönliche Irreligion des Fürsten hat keinen Bezug auf die übrige Wohlfahrt des Staats, ja es wäre gleichviel, ob der Regent sogar ein Spötter des Christenthums sei, wenn er nur keinen Verfolgungsgeist habe . . . . Das Gewissen eines ungläubigen Regenten ist und bleibt allemal ein schwacher Bürge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen.

— — —

Ein Herr, welcher sich's herausnimmt, zu sagen, daß er Herr über die Freiheit seines Landes, über Eid, Hand und Siegel sei, ist ein Tyrann, und ein Minister, der ihn Solches beredete, ein Spitzbube, der den eisernen Galgen weit eher verdient, als der, so einen leichtgläubigen Herrn das Goldmachen lehren wollte und deßwegen hängen mußte.

Vermischte Gedanken

aus den Reliquien und andern Schriften Mosers.

Aberglaube und Unglaube gränzen so nahe an einander, daß von dem höchsten Grad des ersten nur ein Schritt auf den Grund und Boden des letztern ist. Und die lebendigen Exempel einiger vornehmen Proselyten beweisen zugleich die Möglichkeit des sonst sehr widersprechend scheinenden Satzes, daß Unglaube und Aberglaube in einer Person vereinigt sein können.

Wie viele Myriaden seliger Gedanken schickt der Christ in die Ewigkeit voran!

Der Geist fühlt zuweilen sehr lebhaft in sich, daß eine Zeit kommen wird, wo unsre Empfindungen Gedanken, unsre Gedanken Aufschlüsse, unsere Wünsche Erfüllungen sein werden. O wer himmlisch rechnen lernte! Hier Minuten-Freu-

den, dort ewige Freuden, hier stetes Gefühl von Elend und Schwachheit, dort aus einer Klarheit in die andere, hier lange Sorgen, dort Wonne zu seiner Rechten immer und ewiglich, hier Furcht in der Liebe, dort Ihn sehen, an den man geglaubt hat, hier Seufzer und Thränen, dort Ströme des Lebens, hier Einen Freund, dort Ihn selbst und die Menge der himmlischen Heerschaaren, hier Wünsche, dort, was kein sterbliches Auge gesehen und in keines Menschen Herz gekommen, hier einen Leib der Sünde und des Todes, dort in Seiner Aehnlichkeit, hier keine bleibende Ruhe, dort bei Ihm sein allezeit.

Willst du die Herrlichkeit Gottes sehen? Gieb auf die Gebetserhörungen Acht.

Vieles, sehr Vieles kann man mit dem Lauf der Welt entschuldigen, was vor dem Richterstuhl Gottes und des Gewissens unrecht ist und verantwortlich bleibt.

Bei unvermuthetem und empfindlichem Verlust und Schaden ist die Erinnerung an viele unvermuthet empfangene göttliche Wohlthaten ein großer und augenblicklicher Trost.

Die Rache ist süß, spricht das sich selbst gelassene Herz, vergeben ist noch süßer; der Sieg der Geduld ist ein glorreicher, ein vollständiger Sieg, man bleibt Herr von der Wahlstatt.

Es ist vielleicht keine Zeit in Europa gewesen, wo die Begierde, zu wissen, zu lesen, zu räsonniren unter beiden Geschlechtern, unter allen Gattungen und Ständen der menschlichen Gesellschaft so allgemein, so mannichfaltig und erleichtert gewesen sind, als zu unsern Tagen. So sehr dieses einer Seits zur Erleuchtung des menschlichen Verstandes überhaupt und zur Erweiterung der Kenntnisse beiträgt, so gewiß ist es anderer Seits, daß der Unglaube, die Verspottung der Religion, die Verderbniß der Sitten dadurch in gleichem Grad befördert und der Geist unseres Jahrhunderts durch die Menge dieser Verführungsmittel nicht nur leichtsinnig, sondern leichtfertig geworden ist. Es lernt dem Wort des

Heilands trauen, das Unkraut mit dem Waizen wachsen zu lassen bis zum Tag der großen Ernte.

Gott braucht bei großen Weltgefahren große Männer als Heilande, als Retter, als Vormünder des menschlichen Geschlechts, als Werkzeuge seiner Langmuth und Erbarmung mitten unter der Züchtigung, als sichtbare Beweise und Werkzeuge seiner unter den größten anscheinenden Verwirrungen dennoch fortwährend herrschenden allmächtigen Vorsehung.

Es ist ein gewisses Vergnügen, Undank zu erdulden, welches nur große Seelen zu kosten vermögend sind, welcher Vorzug aber auch ihnen allein aufgehoben ist.

Der Pascal der Protestanten, der Prälat Bengel, führt in einer seiner Schriften von sich an, daß ihn ein tiefes Gefühl der Ewigkeit fast beständig umleuchte. Es werden einst wenige Menschen auftreten, welche dieser selige Strahl nicht einige Male in ihrem Leben durchschaudert hat.

Es gehen wenige Leute aus der Welt, die nicht noch etwas Unausgemachtes hinter sich lassen.

O welche himmlische Lust ist es, wohlthun zu können!

Wie Wenige können das Klettern vertragen, ohne schwindlich zu werden und zu stürzen! Mancher war tugendhaft, demüthig, bescheiden, menschenliebend, wohlthätig, bis er hoch stieg.

So lange ein Minister noch betet, so lange darf man noch auf ihn rechnen.

Die größte Barmherzigkeit, die Gott einem Minister, dessen Herz noch redlich ist, in diesem Leben zu Rettung seiner Seele noch wiederfahren lassen kann, ist zuweilen diese, daß er ihn tief in die Ungnade seines Fürsten fallen läßt.

Ein rechtschaffener Prediger, der in sein erstes Amt tritt, möchte gern alle Menschen bekehren. Ein rechtschaffener Minister, der in diesen Posten eintritt, möchte gern das ganze

Land verbessern und glücklich machen. Beide müssen oft am Ende zufrieden sein, wenn sie an Einigen ihren Zweck erreicht haben.

Ein Geistlicher, der die Nachfolge Christi in Leben und Lehre beweisen will, kann nie oft genug des deutlichen Ausspruchs Christi eingedenk sein: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Die Diener der Kirche sind dazu weder berufen, noch von der Obrigkeit bestellt, sich in die Händel der Großen zu mengen, es ist allemal ein Fehler, wenn sie es thun, wenn es auch in den besten Absichten geschieht. Und der Beweis der Lauterkeit und Untadelhaftigkeit derselben dürfte gemeiniglich sehr zweideutig ausfallen. Beten, trösten, ermahnen ist die Sache und Pflicht jedes rechtschaffenen Geistlichen, so wie überhaupt, also auch bei allgemeinen Gefahren und Landesnöthen insbesondere. Hat er dieses gethan, so kann er sich beruhigen und sich entschuldigen, genug gethan zu haben. Den Politiker zu machen, soll er nicht nur andern überlassen, sondern sich auch nicht einmal dazu gebrauchen, bereden oder nöthigen lassen.

Wie kann man zu Gott für böse Fürsten beten? — Erlöse uns von dem Uebel.

Man muß auch über mangelhaften Gesetzen und unvollkommnen Ordnungen halten, wenn man keine besseren hat und die Hoffnung zu entfernt ist, um solche so leicht zu bekommen.

Die Reformation war nöthig, und wäre, wenn sie nicht bereits geschehen, noch zu wünschen. Daß sie aber so ausgefallen, wie zu Tage liegt, hat Luther schon bedauert und man wird es immerhin zu bedauern haben.

Es ist ein schweres Gericht über unsere Kirche, ein Zeichen ihres zunehmenden tiefen Verfalls, daß der Deismus unter den Theologen selbst immer mehr über Hand nimmt, und Lehrer auf protestantischen Universitäten, Hofprediger, Kirchenräthe u. s. w. mit mehr oder minderer Freimüthigkeit sich als Socinianer darstellen. Besser aber, daß sie ihr Bekenntniß öffentlich thun, als heucheln. Es wird dies all-

mählig die ganz unvermeidlich große Scheidung befördern. Wir aber oder doch unsere Kinder werden noch erleben, daß auf sogenannten evangelischen Kanzeln von Christo, als dem großen Propheten und Lehrer, auf türkisch und rousseauisch gepredigt werden wird. Die Zubereitungen werden von geschäftigen Händen in allen Religionen gemacht, wie bei einem Illuminationsgerüst, das Signal zum Anzünden wird zur rechten Zeit gegeben werden. Dann wird der gepriesene Tag der vernünftigen Religion, welche den Herrn verläugnet, der uns erkauft hat, anbrechen, welcher in der Offenbarung Johannis so deutlich und charakteristisch zum Voraus beschrieben und verkündigt worden.

Diejenigen, so in der Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft mit der Religion Schwierigkeiten finden, greifen die Weisheit, Güte, Barmherzigkeit und Allwissenheit Gottes selbst und unmittelbar an. Der bürgerliche Mensch und der zur Unsterblichkeit erschaffene Mensch können nie in einem Widerspruch gegen einander stehen, ohne Gott die Schuld der Grausamkeit aufzubürden, daß er den Menschen in zwei Verhältnisse gesetzt habe, die sich nicht vereinigen ließen, worin das Glück der einen das Unglück der andern mache und man immer ein schlechterer Bürger werden müsse, je nachdem man sich bemühe, seinen Geboten immer vollkommener nachzuleben.

Geht die Staatskunst in ihrer höchsten und reinsten Bemühung dahin, zufriedene und glückliche Bürger zu machen, so hat die Religion nicht nur gleiche Absichten, sondern sie führt noch weiter. Wo die Politik aufhört, wirkt sie noch immer, sie verläßt den Menschen auch alsdann nicht, wenn die bürgerliche Gesellschaft aufhört, ihn als ihr Mitglied zu betrachten.

Die christliche Religion ist eine Religion im Geist; das Reich Christi ein Reich der Zerstreuung; wahre Christen Schafe unter den Wölfen, Salz auf einen Körper, um ihn vor der Verwesung zu bewahren; das Christenthum eine Religion der Liebe, der Demuth, der Geduld, der Zufriedenheit, eine Religion, die ihre Bekenner und Nachfolger behalten wird bis an's Ende der Tage, aber weit entfernt, um

alle die für ihre Mitglieder zu achten, die sich mit dem bloßen Namen nach ihr nennen.

Die göttliche Offenbarung giebt an sehr vielen Stellen die Gerechtigkeit als eine der vorzüglichsten Pflichten der Regenten und Obrigkeiten an, durch deren sorgfältige Beobachtung sie sich dem Bilde des obersten Beherrschers ähnlich machen und deren Unterlassung und Verdrehung der Zorn Gottes über ganze Länder reizt. Welche Verwaltung der Gerechtigkeit würden wir zu erwarten haben, wenn die Gerichtsstühle mit Leuten besetzt würden, welche, schlimm nach Grundsätzen, keine göttlichen Gerichte scheuen, keine Belohnung des Guten und Bösen glauben, die Laster für Schwachheiten und nur das für Laster halten, wodurch die Gottheit unserer Zeiten, das Interesse, beleidigt wird.

Die Welt hat zu allen Zeiten böse, ungerechte, harte, unbarmherzige, lastervolle Regenten gehabt. Wie würde es aber den Philosophen auf dem Thron gefallen, wie bedenklich würden die Folgen für sie selbst sein, wenn man um dieser einzelnen bösen Fürsten willen den Regentenstand überhaupt mit der Hitze, mit dem Spott und Lästerungen angriffe, womit sie gestatten, daß die christliche Religion, die stärkste und sicherste Stütze ihres Throns, in ihren Staaten angetastet, verhöhnt, verlästert und untergraben wird.

Die Römer haben keine andre Religion verfolgt, als nur die christliche. Die Spötter unsrer Zeit machen's ebenso.

Die so sehr angepriesene Toleranz ist nicht nur das stärkste Beförderungsmittel des Unglaubens, sondern der feinste Unglaube selbst. Die Freiheit, seine Meinungen ohne Rückhalt zu entdecken, die Freiheit, Anderer Meinungen zu prüfen, das Interesse der Wahrheit und der Wissenschaften, welche immer unter allem Zwang Etwas leiden, sollen der Deckmantel sein, die heiligsten Wahrheiten antasten, schwache Gemüther berücken, gute Herzen in Zweifel und Ungewißheit setzen, die Jugend verführen, den alten Sünder sicher machen, das Laster entschuldigen, vertheidigen, krönen, die Tugend verdächtig, die Religion lächerlich machen zu dürfen.

Welch ein Gedanke voll tiefer Ruhe und Trost es sei, der gnädigen göttlichen Vorsehung mit zugeschlossenen Augen sich ganz zu überlassen, wissen die allein und am besten, welche sich recht müde gegrämt haben.

Armuth ist oft die erste Stufe zur gewissen Erhöhung eines Menschen, Reichthum der erste Schritt zu seinem zeitlichen und ewigen Unglück.

Wenn man alles mit der Treue gethan hat, als ob man's allein thun und verantworten müßte, dann stimme hinten drein an: Unsere Hülfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Ein Fürst, der ein Spötter der Religion ist, ist eines der schwersten göttlichen Gerichte, das je über ein Land kommen kann.

Die Zeiten werden kommen, wo Christus unter dem Volk, das sich nach ihm nennt, wird ausgerottet werden, wo das alte Loosungswort: „Ein guter Mensch, wenn er nur kein Christ wäre", ebenso, wie bei'm Anfang der Herrschaft des Christenthums das entscheidende Zeichen der Verwerfung in allen Aemtern und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft werden wird.

So viel tausend Vögel, sagt Fontanelle, sind schon in Netzen gefangen worden und werden noch täglich darin gefangen, keiner flieht die Stricke, die seinen Voreltern tödtlich waren. Das Gleichniß ist nicht rühmlich, es ist aber die wahre Geschichte von dem Verstand des Menschen. Immer steht wieder eine neue Welt auf, die ebenso vernünftig sein will, als die alte. Der Mensch wird nie an Anderer Fehlern klug, er will es auf eigene Gefahr und Kosten sein.

Zur ganzen Freiheit gelangt kein menschlicher Geist ohne göttliche Gnade und Erleuchtung, welche allein die Grundlagen der Gedanken reinigt und die Seele zu ihrer ursprünglichen Hoheit erneuert. Es ist dieses eine der preiswürdigsten Früchte der durch Christum erworbenen Erlösung von dem Wandel, durch welchen wir gefangen waren, der

Sünde zu dienen in ihren Lüsten. Diese Frucht erfährt aber keiner, dem ein solcher Erlöser noch nicht unentbehrlich geworden ist. Die wahre Freiheit des Denkens ist eine durch Vernunft, Erfahrung und gottseliges Licht erworbene und der Seele geschenkte Fähigkeit und Macht. Die Vernunft allein reicht in ihren Kräften nie so weit, während sie freilich noch weiter reichen und selbst das Ziel überschreiten will, das dem Menschen in dem Stande seiner jetzigen Demüthigung und Unvollkommenheit gesetzt ist.

Die christlich-apostolisch-katholische Kirche, immer nur aus Menschen, nie aus Engeln bestehend, war glücklicher, ehrwürdiger, durch Reinheit der Lehre beseligender, ehe sie römisch-katholisch wurde. Wir werden diesem Zeitpunkte und Zustande wieder näher kommen, je mehr wir uns von Rom entfernen, je mehr aus Papstthum nur wieder Christenthum wird.

Ein freies Land ist dasjenige, in welchem die Regierungsform auf die für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt möglichste Weise die Gleichheit der Rechte beibehält, welche die Menschen nach den Gesetzen der Natur genießen sollten.

Ein Prediger ist weder ein Profos, um Missethäter zu schließen, noch ein Fiscal, um Bösewichter namentlich vor den Richterstuhl zu bringen, das Wort aber, von ihm geredet in Geist und Kraft ist ein zweischneidig Schwert und der Zeuge, so das Innerste richtet.

Wenn die christliche Religion Gefahr zu laufen schien, bei allen Unterthanen eines Staats verloren zu gehen, so sollte der Regent doch noch der letzte sein, darüber zu halten; sie ist die Stütze und Wagenburg seines Throns.

Man soll oft gute Schriften lesen, sie sind Thau und Regen für Herz und Geist, und schwemmen den Staub wieder von der Seele, der sich besonders bei einem Mann von Geschäften so leicht ansetzt.

Das Charakteristische der Verläumdung haftet in den zwei Stücken, daß sie gegen besseres Wissen und Gewissen, und

mit dem Vorsatz zu schaden geschehe. Beides gehört zusammen, wenn der Schuldbare den Schandnamen eines Verläumders verdienen solle.

Herr, laß mich alle Tage das Vater Unser beten, um meinen Feinden von Herzen zu vergeben, und lehre es mich so lange beten, bis sie meiner Vergebung nicht mehr nöthig haben, bis sie sich bessern und bekehren.

In seiner Geschichte der Staatswissenschaften urtheilt der tief blickende Robert von Mohl, der „die beiden Moser“ in einem eigenen Artikel behandelt, über unsern Moser: „Seine feurige und ungeduldige Natur war zum geraden Angriff auf Unrecht und sittliche Schlechtigkeit geneigt. Er nahm von Hause aus an, daß nicht sowohl Unkenntniß des Rechts zu Irrhümern führe, seine Lebensführung hatte ihn gelehrt, daß weit häufiger bei vollem Bewußtsein des Gesetzes und Reches, Leidenschaft und Eigensucht zu Verletzungen der Wehrlosen treiben. Sein scharfer Blick ließ ihn in den Herzensfalten der Fürsten seiner Zeit lesen, und was er hier fand, erfüllte ihn nur allzu oft mit Entrüstung, welche sich dann gerne Luft machte in bitteren Sätzen und schneidender Verhöhnung. Ihm lag mehr daran, den Willen der Menschen zu bessern, als ihr Wissen, zunächst aber solcher, deren Entschlüsse von unmittelbarer Wirkung sein mußten. Daher sagt er auch in einem seiner noch übrigen Briefe bezeichnend genug, daß ihn das Staatsrecht mit Eckel erfülle, und er sich nur mit Staatsmoral abgebe. Und daher sind seine hauptsächlichsten Schriften, und diejenigen, welche ihm vorzugsweise seinen Namen gemacht haben, kleinere Aufsätze, in welchen er mit scharfer Geissel die Fehler der Fürsten, die Laster der Höfe züchtigte oder mit wehmüthigem Lobe die seltenen Tugenden großer, namentlich wohlmeinender und unbestechlicher Staatsmänner als beschämenden Spiegel emporhielt. In dieser natürlichen Neigung war er aber noch reichlichst befördert durch seine Zeit. Deutschland hat unglücklichere Zeiten gehabt, als im 18 Jahrhundert, allein keine elenderen. Das Leben in den höheren Schichten der Gesellschaft war durch und durch verfault. Die Beispiele der französischen Ludwige hatten viele der deutschen Höfe mit schamloser Liederlichkeit, Verprassung, Gewaltthätigkeit angesteckt, und die

Nachahmungen übertrafen im kleinen Raume und bei den beschränkten Mitteln das Urbild noch an Schmutz, Frechheit und Schädlichkeit .... Nichts ist begreiflicher, als daß ein Mann wie Moser sein ganzes Leben hindurch von heiligem Ingrimm erfüllt war, und mit dem scharfen Schwerte seines Witzes, mit der tödtenden Knute seines Zornes dazwischen schlug. Freilich aber auch kein Wunder, daß er in jenen Kreisen als ein schwarzgalliger Störefried, als ein bösartiger Satyriker, als ein Mensch, mit dem kein Auskommen sei, tödtlich gehaßt wurde .... Namentlich waren es die Herstellung und Beschützung einer gesetzlichen Freiheit, die Sittlichkeit und der Wille der Fürsten und ihrer Höfe, das richtige Verhältniß der öffentlichen Beamten, die Anerkennung und Vertheidigung tüchtiger und verkannter Staatsmänner, welchen er seine Feder widmete. In einigen dieser Materien ist er noch heute als klassischer Schriftsteller anerkannt, in andern mag er hauptsächlich als getreuer Spiegel eines glücklicher Weise hinter uns liegenden Zustandes gelten, in allen hat er mit einer beispiellosen Freiheit tief in seine Zeit eingegriffen. Und wenn nichts mehr wäre, als daß er „den Deutschen die Hundedemuth abgewöhnt habe," so wäre dies allein schon ein unsterbliches Verdienst."

Nach Mohl sind es folgende Gegenstände, um die sich Moser ein bleibendes Verdienst erworben hat: Eine lautere und unabhängige Rechtspflege und die freie Gedankenäußerung. Von Landständen erwartet er nicht so viel, als von einer tüchtigen, wohlwollenden und entschlossenen Regierung. Auf die Persönlichkeit des Fürsten legt er hohen Werth. Ein großer Theil seiner Schriften handelt davon. Begreiflich ist es, daß er sich viel mit den Eigenschaften einflußreicher Beamten beschäftigte, was er hauptsächlich in seinem Werk: „Der Herr und der Diener" that. Besonders fühlte er sich zu verkannten Staatsmännern hingezogen. Sie suchte er in ihrem wahren Lichte darzustellen und zu rechtfertigen. Mohl hält ihn für einen gründlichen Kenner des öffentlichen Rechtes und der Geschichte des deutschen Vaterlandes. Der freie Blick und die lebensvolle Auffassung in seinen Werken ist besonders hervorzuheben. Von noch größerer Bedeutung sind Mosers Leistungen in seinen fragmentarischen Schriften. Sein Styl ist in manchen Wendungen veraltet, auch hat er wenig Kunst auf Zierlichkeit der Sätze verwendet. Er gehört nicht

zu den klassischen Schriftstellern, und dennoch steht er in mancher Beziehung unerreicht da. Seine bezeichnenden Ausdrücke, seine schneidende Ironie, sein Witz, seine plastische Darstellung bestimmter Zustände heben ihn hervor. Wäre er 50 Jahre später geboren worden, meint Mohl, so leuchtete er unter den ersten Namen am Schriftstellerhimmel Deutschlands.

Was aber Mohl und mit ihm viele Staatsrechtslehrer an Moser übersehen, oder höchstens nur ganz flüchtig berühren, ist die tiefe, innige Frömmigkeit desselben. Ohne sie in den Mittelpunkt aller seiner Thätigkeit als praktischer Staatsmann und seiner Schriftstellerei zu stellen, hat man kein richtiges und umfassendes Urtheil über ihn. Aber da muß man eben selber im Mittelpunkte stehen, was bei unsern Staatsmännern und Staatsrechtslehrern selten der Fall ist. Der Un- und Halbglaube hat sie häufig in Beschlag genommen. Da ist der Blick umflort. Für einen Herrnhuter oder Pietisten gehalten zu werden, wofür sich Moser offen bekannte, dazu gehört, daß das Herz ruht zu den Füßen dessen, vor dem Maria einst saß, und von welcher der Herr sagte: „Sie hat das gute Theil erwählt."

12.

Ruhezeit.

Endlich war der Landgraf gestorben, das Zickzack der Blitze der französischen Revolution hatte ihm noch in die sterbenden Augen geleuchtet und ihn wohl auch erschreckt, wie viele kleine und große Selbstherrscher jener Zeit. Er hatte sich schwer versündigt an seinem treuen Minister. Ob er noch Vergebung für diese seine Sünde und für seine Regierungssünden überhaupt gesucht und gefunden hat, weiß der Erzähler dieses nicht. Er hatte noch ein schweres Krankenlager, auf dem so mancher Schächer zu dem gekreuzigten Gottessohn ängstlich ruft: „Herr, gedenke an mich! Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein!"

Sein Regierungsnachfolger der Landgraf Ludwig X., später als Großherzog Ludwig I. von Hessen bekannt genug, erweckte große Hoffnungen, und er hat diese Hoffnungen in Beziehung auf so manche Flecken, insbesondere in der Sache Mosers, nicht zu Schanden gemacht. Er ließ die Untersuchungsakten in sein Kabinet abfordern, und bald nachher im November 1790 hob er die elende Untersuchungs-Commission, die wir schon genugsam kennen, auf. Haus und Eigenthum Mosers nebst den Zinsen, die ihm entgangen waren, wurde ihm zurückerstattet, und was der fürstlichen Gesinnung Ludwigs besonders zur Ehre gereicht, er setzte dem so schwer gekränkten, tief gebeugten Manne eine jährliche Pension von 3000 Gulden aus.

Kaum war ihm dies eröffnet worden, so entschloß er sich, zur Ausführung seines längst gehegten Planes zu schreiten, nemlich in seinem geliebten Vaterlande Würtemberg die Tage seiner Wallfahrt zu beschließen. Und wirklich hat ihm auch der Herr das gewährt, was die unserm Moser so werthe Brüdergemeine mit dem schönen Ausdrucke „Vorsabbath" bezeichnet, und was er selbst in dem zweiten Bande seines neuen patriotischen Archivs sagt: „Ich halte es für jeden mit Staats- und Weltgeschäften beladenen Mann als eine große dankwürdige Wohlthat Gottes, als eine Pflicht gegen sich selbst, wenn er eine Zeit zwischen Leben und Tod, eine Zubereitungsfrist zur Ewigkeit übrig behält und sich solche selbst zu verschaffen ernstlich bemüht." Er schrieb darüber seinem lieben Jung-Stilling von Ludwigsburg aus, nachdem er kaum dort angekommen war: „Auch ich bin errettet, in dem Augenblick errettet, da mir das Wasser an die Seele ging, da ich schon unterzusinken schien und mich gefaßt gemacht hatte, mich durch dies Erdenleben vollends zu taglöhnern und zu betteln. Gott lenkte das Herz des Fürsten, das weich und gut ist, aber verhetzt und vermauert war. Er hörte nur noch die Stimme seines Herzens und Gewissens, da ging's. Es ist alles buchstäblich wahr, wie's in den Zeitungen steht. Sobald ich im Reinen und Trocknen war, vollzog ich meinen schon seit etlichen Jahren gefaßten Vorsatz, in meinem würtembergischen Vaterlande meine Augen zu schließen, kaufte hier ein geräumiges Haus und schönen Garten und zog den 3. Dezember von Mannheim ab. Nun sitzen wir in diesem Karlsruhe, um nach langem Weinen, Dulden, Seufzen und

Hoffen uns allsachte vollends in die selige Ewigkeit hinüber zu loben und zu danken, ferne von Glanz und Täuschung der rauhen und glatten Welt."

Ein kleiner Kreis von christlichen Freunden, wozu unter andern der Waisenvater Israel Hartmann gehörte, versüßte ihm seinen Aufenthalt, seine Karls-Ruhe, wie er eben Ludwigsburg genannt hat. Aber ein Mann, wie Moser, konnte in der Ruhe nicht ohne Arbeit sein. Noch eine Reihe von Schriften ging aus seiner klassischen, geistvollen Feder hervor, und wirklich sind sie auch der Form nach am besten geschrieben, was einer der Nachkommen der Moser'schen Familie, der bekannte Staatsmann und Staatsrechtslehrer Robert von Mohl in einer Schilderung der beiden Moser ausspricht. Beide Männer, Vater und Sohn Moser, waren ächte Christen, und scheuten sich nicht, wie wir öfters gesehen haben, sich als solche zu bekennen. Das Bekenntniß des Freiherrn von Moser, das sich überall in seinem Leben und seinen Schriften offen kund that, war in den Worten des Grafen von Zinzendorf, den er so hoch schätzte, enthalten: „Es wisse, wer es wissen kann, ich bin des Heilands Unterthan". Frisch und frei spricht er dies auch in seinen letzten Werken aus.

Im Jahr 1790 hatte er den zwölften Band seines patriotischen Archivs ausgehen lassen. Schon im Jahr 1792 erschien wieder ein Band, dießmal mit dem Titel: Neues patriotisches Archiv, dem noch ein zweiter, der letzte Band dieser noch immer werthvollen Zeitschrift folgte. Wir können nicht umhin, aus der Vorrede zum ersten Bande Einiges mitzutheilen: „Wer Oel hat, läßt's brennen, sagt der gute Claudius. Ich fülle also meine Lampe auf's Neue zum Leuchten, nicht zum Zünden. Politische Moral und in so ferne sie darauf Bezug und Einfluß hat, Geschichte ist das Feld, das ich mir bei Anfang dieses Werks zu bebauen vorgenommen hatte, der Plan bei diesem neuen Archiv wird also beharrlich der nemliche bleiben. Gutes Altes wird mit gutem Neuen abwechseln, beides in dem Sinn und nach dem Begriffe, den ich von Gutem habe, wozu ich denn auch rechne, daß man sich zur christlichen Religion noch fernerhin zu bekennen die Erlaubniß, und dieses öffentlichen Bekenntnisses sich zu schämen, keine Ursache haben werde. Man muß mit dem Geiste seiner Zeit fortschreiten, weder in ungeprüfter

Bewunderung und Nachbeten voreilen, noch aus eigensinnigem Tadel und Verwerfung zurückbleiben. Man muß das Gute aufsuchen, lieben, ehren, schätzen lernen, wo und unter welcher Gestalt es sich finden läßt. Das gibt in der Farbenmischung die Mittel-Tinten, weniger Rosenstunden, aber auch weniger Schwarzsehen . . . Es gilt aber überhaupt und überall um Wahrheit, und nicht um Komplimente." Er schließt die Vorrede mit den Worten: „Auch dieser neuen Sammlung Fortsetzung hängt von meinem Leben, Gesundheit und der Fortdauer der Ruhetage ab, die ich der Gerechtigkeit und Großmuth eines edeln Fürsten zu verdanken habe."

Er sollte noch einige Jahre diese Ruhetage genießen, und durfte, was ihm nicht Mühe, sondern wahre Erholung gewährte, eine Reihe von Schriften herausgeben. So erschien der zweite Band des neuen patriotischen Archivs, aber schon dieser wollte nicht mehr rechten Absatz finden, denn die Wogen der französischen Revolution schlugen bis an den Rhein und über den Rhein herüber. In solchen bösen und kriegerischen Zeiten schweigen die Künste des Friedens und dazu gehören auch gute, gediegene Schriften, wie sie Moser schrieb. Er hatte Vorarbeiten zu neuen Bänden des Archivs gemacht. Aus diesen Vorarbeiten gingen zwei Bändchen hervor, die im Jahr 1796 in Zürich erschienen, und die er „Mannichfaltigkeiten" nennt. „Diese Mannichfaltigkeiten", sagt er in der Vorrede, „waren zu dem von mir in vierzehn Bänden bisher herausgegebenen patriotischen Archiv für Deutschland, vorzüglich zu deren Kabinetsstücken bestimmt. Der für die ganze Menschheit beklagenswürdige Krieg zog in natürlichen Folgen auch die Zerrüttung des Buchhandels in den vordern deutschen Reichskreisen nach sich und machte der Verlagshandlung die Fortsetzung jenes Werks unmöglich. Sei's dann! Wie wenige Menschen gehen aus der Welt, die nicht noch ein unvollendetes Werk oder einen unausgeführten Vorsatz zurücklassen! Wohl fordert der Geist der Zeit, in welcher wir leben, daß Alles in, an und neben uns immer mehr vereinfacht werde. Die Zeit der Pokale an den Höfen und die der Folianten unter den Gelehrten ist vorbei. Tragen wir ja auch nur noch selten Perrücken, sondern unsre eigenen Originalhaare, enge Aermel und statt langer Westen kurze Wämschen."

Noch in demselben Jahre 1796 gingen zwei Bändchen

von Moser in Zürich aus, welche er „Politische Wahrheiten" überschrieb. Sie gehören zu seinen gediegensten Schriften. Die Veranlassung zu seinem Aufsatze darin: „Ueber den Gehorsam im Dienst der Könige und Fürsten" gibt er uns in der Vorerinnerung, wir können sie nicht missen. Er sagt: Die erste, wahre und einzige Veranlassung dieses Werks, war folgende. Als ich im Jahr 1782 zum Schutz und Schirm gegen die von meinem gewesenen Dienstherrn sich erlaubten Mißhandlungen meine Zuflucht zu dem Kaiser, der Fürsten und meinem Richter, zu nehmen genöthigt war, traf sich's in einer Unterredung mit einem kaiserlichen Minister, mit welchem ich ehedem in mannichfaltiger Verbindung gestanden hatte, daß derselbe auf meine Klagen, warum ich verschiedene zum offenbaren Verderben des Landes gereichende Zumuthungen unbefolgt gelassen, ja mich ihnen nicht nur entzogen, sondern wiedersetzt hatte, die mir höchst unerwartete Antwort gab: Wenn nun Ihr Herr das Land hat ruiniren wollen, was hat das Sie angegangen? Das Land war ja nicht Ihnen." Er fährt fort und auch das können wir hören, weil es uns sein früheres Ministerialleben von seiner innern Seite schildert: „Es war in der natürlichen Ordnung der Dinge, daß und warum zu jener an Revolutionen, Projekten und Versuchen so fruchtbaren Zeit ein Staatsdiener Kaiser Josephs so denken konnte, durfte und beinahe so denken mußte, für mich war jene Rede nicht nur neu, sondern beunruhigend und erschütternd. Es war mir nicht anders, als ob ein vor meinen Augen gehangener Schleier weggezogen würde. Ich hatte mich bisher als einen Diener meines Fürsten, noch weit mehr und eigentlicher aber seines Landes gehalten, das er in der von mir bekleideten ersten Stelle meiner Hirtentreue und Sorgfalt anvertraut hatte. Hirte war ich also (das war's, was mir augenblicklich auf die Seele fiel), aber nicht Herr seiner Heerde. Wenn er demnach solche nicht nur zu scheeren, sondern auch zu schlachten beschlossen hatte, warst du als Hirte berechtigt, solches zu hindern? War der Grund hinreichend, aus Unmuth den Hirtenstab gar wegzuwerfen und dadurch den Miethlingen und selbst den Wölfen gutes Spiel zu machen? und was der sich auf einander zudrängenden Gedanken mehrere waren." Schon in Wien im Jahr 1782 bei der vielen Muße, die ihm der Schneckengang der Reichsjustiz verschaffte, fing er an, die Lehre von

dem Gehorsam in dem Dienst der Könige und Fürsten in ihrem ganzen Zusammenhange zu untersuchen, und in den acht Jahren seines Aufenthalts in Mannheim und bereits fünf Jahren in Ludwigsburg setzte er diese Arbeit fort. Die französische Revolution, der erbitterte Kampf zwischen den Göttern und Völkern der Erde brach herein. Schon im Jahr 1784 hatte er in seinem „Schutt" die kommenden Zeiten vorausgesagt, deren Anfang er jetzt erlebte: „Wir, deren Lebensuhr bald vollends abgelaufen ist, werden erleben, daß es in Grundsätzen und Handlungen vom Schlimmen noch immer in's Schlimmere geht. Das Maaß von beiden ist noch lange nicht voll, Alles ist noch im Wachsen und Steigen. Der Despotismus wird seine Lügenkräfte noch weit mächtiger anstrengen, das Licht der Wahrheit zu verbauen, den Erdkreis zu bethören, zu verführen und Alles unter sein vergoldetes eisernes Joch zu beugen. Seufzen, Klagen, Gemurmel und Murren hört man schon überall. So fängt's aber erst an, Widerspruch und Widerstand werden nachfolgen." Und als diese Prophezeiung anfing, in Erfüllung zu gehen, äußert er sich: „Es wird noch lange unentschieden bleiben, wer am Ende siegen oder unterliegen werde. Ich werde das Ende nicht erleben. So viel weiß ich aber mit starker Ueberzeugung schon jetzt, daß beide Theile, jeder in seiner Art zu sehen, zu denken und zu handeln Unrecht haben . . . Ich habe in meinem Theil genug gestritten und gelitten und darf mich meiner Wunden und Narben nicht schämen. Bei aller Versuchung eines alten Kriegers, bei der großen und allgemeinen Fehde auch noch einen Feldzug mit zu wagen, rufen mir doch Vernunft, meine 73 Jahre und meine dermalige persönliche Lage in dem Land, worinen ich wohne, zu: Nach dem Rechte eines Veteranen mich in mich selbst zu verhüllen, meine Betrachtungen und Wünsche in mich zu verschließen und bei der immer größeren Verwirrung der Köpfe und Herzen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte zu überlassen, wann, wie und durch welche Mittel und Werkzeuge sie Licht aus der jetzigen Finsterniß hervortreten lassen werde. Denn so wie es dermalen ist, kann es und wird es nicht bleiben."

Es ist uns von Interesse, von ihm selber zu hören, welche politische Stellung er in dieser Zeit des Kampfes einnahm. Er sagt: „Wir leben in der Zeit der Extreme. Wer

sich nicht zu einer von beiden Parteien halten, sondern auf der allein sicheren und richtigen Mittelstraße bleiben, nur — um mit der Modesprache zu reden — ein gemäßigter Aristokrat und ein ebenso gemäßigter Demokrat sein will, der hat nur um so gewisser des Undanks, Schimpfens und Mißhandlung von beiden Seiten sich zu gewärtigen. Da ich nun kein Anhänger und Nachbeter weder des einen, noch des andern Theils sein konnte und wollte, so ist warten und schweigen wohl das Beste."

Er schrieb Solches im Februar 1795, und sein Buch kam im folgenden Jahre heraus. Und zwei Jahre nachher, im Jahre seines Todes 1798 erschien sein letztes Werk, die Geschichte der Waldenser. Es ist ein auf die geschichtliche Wahrheit gegründetes Werk, trefflich geschrieben und es ist nur Schade, daß er den Theil nicht vollenden konnte, der die Geschichte der waldensischen Gemeinden in Würtemberg liefern sollte. Er sagt am Ende seiner Geschichte: „Ob ich den zweiten Theil noch werde vollenden können, hängt von meinem hohen Alter und meiner immer mehr sinkenden Gesundheit und Kräften ab." Wir sehen, wie dieser unermüdlich thätige Mann, ich möchte fast sagen, bis zu seinem letzten Hauche in der Arbeit ausgehalten hat. Er ähnelt darin ganz seinem fleißigen Vater.

Wir wissen, was für eine glückliche, obwohl kinderlose Ehe er mit seiner Luise führte. Ihr sein ganzes Vermögen zu hinterlassen, war sein Wunsch. Das setzte er daher in seinem Testament vom 2. Oktober 1792 fest. Wir können nicht umhin, den Anfang dieses Testaments mitzutheilen. Es beginnt: „Da bei meinen durch die Barmherzigkeit Gottes erlebten höheren Jahren sich zugleich das Ziel meines Glaubens und Hoffnung einer frohen Ewigkeit immer mehreres nähert, so wird mir zugleich Pflicht, vor meinem Uebergang in dieselbe über meine zeitliche Verlassenschaft meinen letzten Willen zu bezeugen, und dadurch Rechnung gegen die abzulegen, für welche mein zu ewigem Dank verbundenes Herz am meisten spricht." Er kann sie auch in diesem seinem letzten Willen nicht genug anerkennen, wie er dies öfters that. Aber auch ihrer Kammerfrau, einer treu gesinnten Dienerin, der Jungfer Luise Kraft vermachte er 700 Gulden. Doch schon im Jahre nachher, 1793, schien es, als ob seine Luise ihm in die Ewigkeit vorangehen werde. Denn sie

wurde todtkrank, doch durch Gottes Barmherzigkeit erholte sie sich wieder, und überlebte ihn noch zwei Jahrzehnte. Sie zog im Jahr 1816 nach Straßburg, nachdem sie vorher Haus und Garten an die Königin Mathilde von Würtemberg verkauft hatte. Sie vermachte ihr Vermögen den Verwandten ihres Mannes. Doch kehren wir wieder zu ihrem Gemahle zurück.

Er liebte guten Umgang. Wir haben schon gehört, daß er zu demselben den Waisenvater Hartmann rechnete. Im Jahre 1791 kam noch der fromme Oberst von Maucler mit seiner Familie dazu. Und noch einige auserlesene Freunde bildeten einen lieblichen Kreis. Moser suchte aber auch Erbauung. Daß er die Kirche liebte und ehrte, wissen wir schon. Aber wo er auch eine gute Privatversammlung haben konnte, fehlte er gewiß nicht. Schon sein Vater hielt eine solche und hatte eine gediegene Schrift zur Vertheidigung der Versammlungen, die von der Welt gehaßt werden, geschrieben. Wie konnte der fromme Sohn anders, als sie anerkennen? In Ludwigsburg besorgte sie eben der alte Israel Hartmann. Es war am Feiertag Johannis des Täufers 1792, da hielt Hartmann seine Stunde. Von seinem Bedienten angemeldet, trat auch Moser herein und setzte sich unter die übrigen Theilnehmer. Nach dem Schlußgebete erhob sich der alte Minister, ging auf Hartmann zu und umarmte ihn aus bewegtem Herzen. Er blieb unter herzlichen, christlichen Gesprächen noch längere Zeit da. Das Freundschaftsband währte bis zu Mosers Tod. Sie standen sich im Alter ganz nahe; was sie aber noch näher an einander schloß, war der gleiche Weg, auf dem sie mit einander zu dem herrlichen Ziele der himmlischen Berufung wandelten. Weil ihre Wohnungen nicht weit von einander lagen, so brachten sie manche Stunde im traulichen Gespräche mit einander zu, wobei auch Frau von Moser öfters zugegen war. Der Samstag Abend vereinte sie regelmäßig auf zwei Stunden, und dann stellte sich gewöhnlich auch öfter Oberst Maucler ein. Hartmann empfing viel aus den Gesprächen mit Moser, aber Moser erquickte sich auch an dem kindlichen Glauben des alten Waisenvaters. Konnten sie nicht zusammenkommen, so wechselten sie Briefe mit einander.

Der damals in Würtemberg regierende Herzog hatte schon vor dreißig Jahren Moser mit seiner Zufriedenheit be-

ehrt, weil derselbe im Jahr 1767 für die Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes gegen den von einem verderblichen Minister irre geführten Herzog Karl aufgetreten war. Jetzt aber schien sich eine dunkle Wolke zwischen den Herzog und Moser legen zu wollen. Der Herzog hatte sich sehr ungünstig über den Staatsmann geäußert. Es kam Moser zu Ohren, er glaubte, es nicht auf sich sitzen lassen zu können, und weil in solchen Fällen am besten ist, wenn man sich Aug gegen Aug gegenübersteht, so erbat er sich von dem Herzog eine Audienz. In dem Schreiben vom 4. Juni 1794, in welchem er um die Audienz bat, sagt er: „Ich bin nicht schlechter geworden, vielmehr kann ich vor Gott, Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht, dem gesammten deutschen Vaterland und mit Beistimmung meines Gewissens mich an dem nahen Rande meines Zieles getrost darauf berufen, daß ich unter allem indessen durchlebten Wechsel meines Erdenlebens stets der durchaus rechtschaffene Mann gewesen und geblieben, der ich immer war und für den Euer Hochf. Durchlaucht mich ehedem erfunden, erkannt und bekannt haben."

Wie die Audienz ausgefallen ist, kann ich nicht sagen. Zweifelsohne zur Zufriedenheit, Berichtigung und Beruhigung des wohlgesinnten Fürsten. Die Wolke, die unseren Greis bekümmerte, wird sich demnach verzogen haben.

Im Jahr 1796 starb der alte fromme Oberst Maucler, und anderthalb Jahre nachher nahm auch Moser Abschied. Schon lange war er mit Tod, Grab und Ewigkeit vertraut. Am Samstag den 3. November 1798, als ihn Hartmann wie gewöhnlich besuchte, war er heiter und wollte sogar seinem Freunde entgegenkommen. Weil er schon öfters geäußert hatte, er werde im Oktober heimgehen, sagte seine Gattin erfreut: „Der Oktober ist nun geendet." „Ja, liebes Herz," erwiederte der theure Greis, „der alte Oktober gilt." Er rechnete also nach dem alten Julianischen Kalender, und so war seine Rechnung richtig. Wir haben noch einige Zeilen von der Hand der Frau Baronin, worin sie eilig die letzten Umstände ihres Gemahls beschreibt. Am 10. November, was eben der 30. Oktober ist nach dem früheren Kalender, war der liebe Kranke sehr schwach, während er den Tag vorher recht heiter war. Nach einem heftigen Erbrechen sank er rasch todeskrank zusammen. „Was mir einigen Trost giebt," schreibt sie, „ist, daß ich glaube, daß mein bester Freund nicht

viel von seinen Schmerzen fühlet, weil er sehr viel schlummert und sehr gelassen ist, und wenn er auch wach ist, so geht kein Wort von Klage aus seinem Munde; nichts als Zeichen von Dankbarkeit an seine Bedienung und Liebe gegen mich waren seine gestrigen Aeußerungen. Seine Krankheit ist ein Schlag auf die Lunge. Er athmet beßer, als gestern." Es war dies leichte Athmen ein Vorbote des Todes, denn bald hernach schreibt seine Gemahlin: „Alle Hoffnung ist zu Ende, der liebe Kranke scheint aber seine Schmerzen nicht zu fühlen, er liegt ruhig. Gott tröste seine lieben Schwestern und Alle, die diesen großen Verlust mit mir theilen!" Da erfüllte sich, was er in einem seiner Verse so innig sagt:

„Wann endlich meine Zeit ist aus,
Und du mir rufest: Komm nach Haus!
So geh' ich gerne da hinein,
Wo ich mir längst gewünscht zu sein;
Dann will ich mich in meiner Brüder Reih'n,
Blutbräut'gam, ewig deines Todes freun.

Er hatte vorher schon den Platz bestimmt, wo sein Leichnam ruhen sollte. Es war der Waisenkirchhof, auf dem er dem herrlichen Tag der Auferstehung entgegen harrt.

Was er am 1. September 1790 mit ächter Glaubenszuversicht niederschrieb, das ist in Ludwigsburg in vollem Umfange eingetroffen:

Endlich wird nach langem Weinen
Meine Sonne wieder scheinen.
Endlich wird aus schweren Leiden
Seligkeit der reinsten Freuden.
Endlich wird mein Glaube siegen,
Hoffnung wird mich nicht betrügen.
Endlich kommen noch die Stunden,
Wo des Herzens tiefe Wunden
Sind geheilet und verbunden.
Endlich werd' ich voll Vertrauen
In Gott meinen Retter schauen.
Endlich wandelt lange Plage
Sich in frohe Lebenstage.
Endlich werden Siegerkronen
Das geduld'ge Warten lohnen,
Und ich werd' in tausend Weisen
Gott für alle Leiden preisen.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.

H